

N e n e F o l g e
d e r
Gesundheits-Beitung.

Herausgegeben und redigirt
v o n
Med. Dr. H. H. Veer.

D r i t t e r B a n d .

Wien, 1840.
Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

Chemische-Technik

Handbuch von H. W. M. Meyer

Verlag von H. W. Meyer

Neu bearb. v. H. W. Meyer

Verlag von H. W. Meyer

1840

Verlag von H. W. Meyer

Seiner Hoch- und Wohlgeboren

dem

Herrn Herrn

Joseph Edlen von Wattmann,

kais. Königl. niederöstr. wirklichem Regierungsrathe, Doctor der Chirurgie, ordentl. öffentl. Professor der prakt. Chirurgie und chirurgischen Klinik, Direktor des k. k. Operateur-Instituts, Mitgliede der medizinischen Fakultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, der Königl. med. chirurg. Akademie zu Neapel, der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Padua, der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden, der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau, und der medizinischen Societät zu Erlangen correspondirendem Mitgliede,

widmet in tiefster Ehrfurcht und unbegrenzter Hochachtung

den dritten Band des vierten Jahrganges
der Gesundheitszeitung.

der Herausgeber.

Seine Sach- und Wohlthäter

Leben

Joseph Gold von Waltham

Joseph Gold von Waltham, geboren am 17ten October 1744 in Waltham, im County of Middlesex, in England, war ein berühmter Jurist und Schriftsteller. Er studirte an der Universität von Oxford, wo er 1764 zum Baccalaureus und 1768 zum Doctor der Rechte promovirte. Er übte die Advocatur in London aus und wurde 1771 zum Barrister am Middle Temple ernannt. Er verfaßte mehrere Werke, die sich auf die Geschichte und die Verfassung des Reichs betrafen, und war ein eifriger Anhänger der Verfassung von 1688. Er starb am 17ten October 1801 in Waltham.

Waltham in Waltham, im County of Middlesex, in England

von Waltham, im County of Middlesex, in England

1744

Neue Folge
der
Gesundheits = Zeitung.

Die Kunst

der Buchdruckerei

Inhaltsanzeige des dritten Bandes.

Nr. 53. Die Theilnahme des Arztes. — Gutachten in Betreff der Fabrikation der Knallpulver. — Dr. Krügelstein über die Nachteile des Trödelhandels für die Gesundheit. — Miscellen.

Nr. 54. Die Stellung der Aerzte im Staate. — Betrachtungen über den Scheintod. — Präsident Jefferson und die nordamerikanischen Wilden. — Miscellen.

Nr. 55. Einige Worte über medizinische Gymnastik. — Betrachtungen über den Scheintod. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 56. Bemerkungen über die Vortheile der Quarantaine im Orient. — Die Seebäder im Neusee-See in Ruß. — Blüten aus dem Paracelsus. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 57. Einige Worte über medizinische Gymnastik. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Das Conversationshaus zu Baden-Baden. — Miscelle.

Nr. 58. Ueber Schlaflosigkeit und deren Verhütung. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Correspondenz-Nachricht. — Blüten aus dem Paracelsus. — Miscelle.

Nr. 59. Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Der Arzt in Paris. — Blüten aus dem Paracelsus.

Nr. 60. Hill über Abschaffung von Zwangsmaßregeln in Irrenhäusern. — Der Arzt in Paris. — Ebict gegen die medizinische Puscherei in Constantinopel. — Miscelle.

Nr. 61. Bureau über Londons ehemaligen Gesundheitszustand. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Blüten aus dem Paracelsus. — Miscelle.

Nr. 62. Fragmente aus dem Leben eines Hypochondricken. — Erstes maison de santé in London. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Blüten aus dem Paracelsus.

Nr. 63. Broussais. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Nekrolog. — Beitrag zur Geschichte des Opiumgenusses im Orient. — Blüten aus dem Paracelsus.

Nr. 64. Diätetik während einer Seebadetur. — Broussais. — Lefebvres-Durussés Bericht über Irrenhäuser. — Miscelle.

Nr. 65. Diätetik während einer Seebadetur. — Broussais. — Aus dem Tagebuch eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Miscelle.

Nr. 66. Ueber das Wirken ärztlicher Vereine. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachricht. — Blüten aus dem Paracelsus.

Nr. 67. Ueber das Wirken ärztlicher Vereine. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Einfluß der Beschäftigung auf die Wahnsinnigen. — Miscellen.

Nr. 68. Bemerkungen über Krankheiten aus Nahrungsmangel. — Broussais. — Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Miscelle.

Nr. 69. Einige warnende Winke über mögliche Vergiftungsfälle durch den Genuß von Schwämmen. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Gemeinnützige Nachricht. — Miscelle.

Nr. 70. Einige warnende Winke über mögliche Vergiftungsfälle durch den Genuß von Schwämmen. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Miscelle.

Nr. 71. Ueber die Taubstummen in Steiermark. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Gemeinnützige Nachricht. — Miscelle.

Nr. 72. Einige Worte über die neuesten Auffindungen im Gebiete der operativen Orthopädië. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Aphorismen über Behandlung der Irren. — Gemeinnützige Nachricht.

Nr. 73. Einige Bemerkungen über Armenärzte und Armenpraxis. — Broussais. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Statistik der Sterblichkeit in England.

Nr. 74. Einige Worte über die neuesten Auffindungen im Gebiete der operativen Orthopädië. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Miscellen.

Nr. 75. Fragmente über Vaccine. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Miscelle.

Nr. 76. Fragmente über Vaccine. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 77. Ein Wort über religiöse Besinnung des Arztes. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Mineralquelle zu Unterselters.

Nr. 78. Verhandlungen in der medizinischen Akademie zu Paris, über Orfila's neu entdeckte Methode bei Arsenikvergiftungen. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Mineralquelle zu Unterselters. — Correspondenz-Nachricht. — Blüten aus dem Paracellus.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 53.

Donnerstag, den 2. Juli 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die Theilnahme des Arztes. — Gutachten in Betreff der Fabrikation der Knallpulver. — Dr. Krügelstein über die Nachteile des Erdbelhandels für die Gesundheit. — Miscellen.

Die Theilnahme des Arztes.

(Von Dr. J. E. Schönaug.)

Ich habe einen geistreichen ärztlichen Lehrer gehabt, der sehr oft die Bemerkung machte: »Ich bin versichert, das Centrum der Erde ist geschmolzenes, flüßiges Eisen, wenn auch ihre Oberfläche hie und da wegen der Eisdecke erstarrt und jedes Wärmegefühllos bar scheint.« Dasselbe ließe sich auch mit geringen Modificationen vom Mitgefühl vieler Aerzte sagen.

Wenn man bedenkt, wie viele Triebkräfte der Eigennuz der Menschen durch Verstellung in Bewegung zu setzen weiß, um das Mitgefühl im Busen ihrer Nebenmenschen zu unedlen Zwecken rege zu machen, und wie oft der Arzt, wenn er nicht behutsam genug ist, in die Lage gerathen müßte, seinem Eide und seinen heiligsten Pflichten zuwider zu handeln, so wird man es allerdings vielen Aerzten als eine Lebensklugheit nur anrechnen müssen, wenn sie auf ihrer Hut sind, die innere Regung nicht sobald durchblicken zu lassen, und sie nur für die äußerste Veranlassung aufsparen, um zu keinem verächtlichen Hintersichliche hilfreiche Hand zu leihen. Unserer Kunst gebührt allerdings das unabsprechliche Verdienst, zur Milderung des strengen Ausspruches der Gesetze beigetragen, und die unbestechliche Hand der Themis menschlicher und weicher gemacht zu haben. Ganz aber müßte sie von ihrem edlen Ziele abirren, wollte sie, durch unzeitiges Mitleid hingerissen, dem Verbrechen Vorschub

leisten, und dem streng verdienten Gang der Gerechtigkeit sich in den Weg stellen. Wenn also schon die Vernunft es dem Arzte auferlegt, als Gerichtsperson, wo er gleichsam als ein Instrument der höchstausübenden Staatsgewalt gilt, seine edelsten Regungen keiner schelmischen Freibeuterei bloß zu stellen, so findet sich nicht minder selbst in seinem Privatwirken nicht selten auch die Gelegenheit, wo ihm sowohl, als seinen Patienten, sein zu offenes, an den Tag gelegtes Wärmegefühl nur höchst nachtheilig und schädlich werden müßte.

Was würde aus den Kranken, die der Arzt für verloren halten muß, wenn er durch unzeitige Theilnahme und gänzlichcs Dahinsichgeben ihnen die ganze Masse ihrer unausbleibbaren Leiden merken ließe, und die Summe ihres unrettbaren Geschicks nicht durch eine scheinbare Zuversicht zu maskiren wüßte? Würde er nicht in der Umgebung des Kranken selbst, deren freundliche Aufmerksamkeit und bereitwillige Dienstfertigkeit der einzige Balsam ist, welcher jenen Unglücklichen die letzten Augenblicke angenehm fristet, oder wenigstens erträglich macht, den ersten Keim zur Verwahrlosung derselben austreuen? Wahrhaftig, dieses Betragen müßte seinem menschlichen Berufe weit befremdender anpassen, als die sentimentale Vorausbestimmung des herannahenden Endes, wenn sie auch auf eine Sekunde einträfe, seinem praktischen Blicke und seiner Kunst die Krone aufzusetzen vermöchte. Die Wärter und Wärterinnen in größeren Krankenanstalten, welche es nicht selten mit der Zeit in diesem Punkte zu einer bedeutenden Vollkommenheit bringen, und deren Impuls zur Dienstfertigkeit gewiß nicht dem Schooße der reinen Theilnahme und Menschlichkeit entquillt, liefern leider nur zu häufig dem ruhigen Beobachter die Bemerkung, daß ihr Lauwerden gegen aufgegebene Kranke sie das Bittere des Todes sehr lange vorausempfinden läßt, und mit jedem neuen Aufwachen ihr noch kaum glimmendes Leben als eine Quelle von langwierig ausgedachten Martern ansehen.

Daß aber der Arzt seine Empfindungen mannskräftig im Zügel halten muß, wird um so häufiger nöthig, als er durch gewaltsame Mittel in den Krankheitsprozeß einzuschreiten sich gezwungen sieht, um die Naturthätigkeit von ihrer abgewichenen Bahn zurückzuleiten, oder sonst gefährlicheren Folgeübeln vorzubeugen. Er müßte, wollte er hier von weichlichem Mitgeföhle sich verleiten lassen, sein Einschreiten, weil es energisch ist und schmerzverursachend, aufgeben, die Hand im Schooße ruhig liegen lassen, und seinen Nebenmenschen aus lauter Theilnahme zu Grunde gehen sehen. Ja daß sogar regere Theilnahme der Unbefangenheit des Arztes im Wege steht, und ihm gleichsam die Augen mit einem Schleier umzieht, dafür spricht wohl der Umstand, daß der Arzt bei ihm nahe

gehenden Kranken nie so ruhig als anderswo in die Gruppe der Krankheits-symptome Ordnung zu bringen weiß, und da, wo das theilnehmende Gefühl am reinsten und ganz ungemischt auftritt, nie den Krankheitszustand vom richtigen Standpunkte auffaßt, ich meine nämlich bei ihm selbst; er ist in diesem Falle ein bestochener Richter, und die Natur bleibt halsstarrig genug, sich seinem parteiischen Ausspruche nicht fügen zu wollen.

Darum darf aber der ältere Arzt noch keineswegs für gefühllos gehalten werden, weil seine Ruhe im Verhältniß mit den Jahren immer wächst. Die Aengstlichkeit, welche die Neuheit des Berufes in vielen jüngern setzt, ist freilich bei ihm gewichen, sein Ruf steht nimmer auf dem Spiele, durch einen Todesfall gefährdet zu werden; diese Besorgniß zwingt ihn wohl nicht, durch Theilnahme sich die Anhänglichkeit des Hauses fürder zu verbürgen; aber desto mehr haben ihn Liebe und Dankbarkeit an die vertrauenden Familien gefesselt, er betrachtet das Leben der meisten als ein oft zurückgestelltes Gut, und ist daher mit väterlicher Sorgfalt für dasselbe bedacht. „Mit der Sicherheit, welche die wahre Erfahrung gibt,“ sagt ein neuerer Schriftsteller, „wächst die äußere Ruhe, und die Theilnahme wird weniger sichtbar; wie der alte Soldat unbesfangen im Kugelregen steht, wenn er auch die Gefahr besser kennt als der Neuling, und eben so wenig gern getroffen ist.“

Den Maßstab, welchen die Laien gewöhnlich an die Gefühlsseite des Arztes anlegen, und an der sie das Tempo seiner Empfindungskraft wie ein Chronometer auf ein Haar bestimmen zu können sich berechtigt glauben, ist zu schwankend, als daß es einen richtigen Anhaltspunkt über dieselbe abgeben könnte. Die nichtsagende Geschäftigkeit, mit welcher sich manche Aerzte um einflusslose Dinge in Betreff ihrer Patienten bekümmern, scheint denselben das untrügliche Zeichen einer gesteigerten Theilnahme; die Gleichgiltigkeit, mit welcher erstere unter ihrer Würde liegenden Beschäftigungen sich unterziehen, gilt ihnen für theilnehmenden Dienstleister. Dies Alles kann eben so wohl als leichter Köder von Manchen verwendet werden, wie es, am rechten Orte, gewiß dem Arzte zur höchsten Ehre gereichen muß. Die Mittellosigkeit des Leidenden ist gewiß ein hinreichender Grund der Entschuldigung, wenn ein Arzt niedrige, unter seiner Würde stehende Bedienstungen zu verrichten sich veranlaßt sieht, wo es ihm bei Reichen nur als Kriecherei angeschlagen werden kann. In unvorgesehenen Fällen fordert es ebenfalls die Pflicht der Nächstenliebe und des Menschheitsgefühls, jede Rangveräusung bei Seite zu setzen, die, wenn sie geltend gemacht würde, nur zu oft ein Leben zu verantworten hätte. In manchen verzweifeltten Fällen, wo auf Besserung

nur sehr wenig Aussicht gegönnt ist, wird die Gegenwart des Arztes und sein längeres Verweilen daselbst durch freundliche Zusprache noch oft den Baum der Hoffnung aufpflanzen helfen. Aber wie oft wird das längere Verweilen bei Kranken nicht als bloße Gelegenheit, eine lebendige Stadtpost und Klatschzeitung abgeben zu können benützt.

Wollen sie der Theilnahme eines Arztes Glauben beimessen, der für seine Kranken das höchste Interesse affectirt, und bei ihnen halbe Stunden verweilt unnütz, nachdem ihm das Erkranken eines Unbemittelten gemeldet wurde, oder der ruhig von ihnen trotz seines Ergriffenseins an den Pharo- und Dominotisch wandelt? Der gewissenhafte und wahrhaft theilnehmende Arzt wird oft zu ihrem Aergerniß, selbst wenn sie sein Lieblingssthema mit ihm verhandeln, zerstreut noch einmal um ihre letzten Worte fragen müssen, wenn er gefährliche Kranke hat.

Aber die wirkliche Theilnahme des wahrhaft menschenfreundlichen Arztes, wie sie sich bloß im Gewande der edlen Handlungsweise äußert, darf nicht wie faules Holz obenauf auf dem Strome erkünstelter Thränen sich halten, um nicht mißbraucht zu werden; und darum sind auch Jahre oft dazu erforderlich, bis sie unvermältelt zu Tage liegt, ja sie tritt sogar nicht selten in der Hitze des Zornes auf, und befestigt das Wohl der Menschheit weit sicherer als süßnäseltende Honigworte eines routinirten Gecken!

Gutachten in Betreff der Fabrikation der Knallpulver.

(Von den Herren Barruel und Gaultier de Claubry.)

Vorliegendes Gutachten hatten die genannten Gelehrten im Auftrage des Gesundheitsrathes von Paris an den Präfect des Seinedepartements zu stellen, der dieses Collegium zur Aeußerung über ein zuvor von dem „Conseil consultativ des arts et manufactures“ in Betreff der Knallpulver- und Zündhütchenfabriken abgegebenes Gutachten aufgefordert hatte. Barruel und Gaultier de Claubry modificiren mehrere in diesem letztern vorgeschlagene Vorsichtsmaßregeln und fügen noch weitere hinzu. Die von ihnen für nöthig erachteten sind folgende: 1. Solche Fabriken dürfen durchaus nicht in der Nähe von Wohngebäuden, von öffentlichen Wegen sich befinden und müssen von allen Seiten mit Mauern umgeben sein. 2. Die Werkstätte, wo das Knallsaure Salz bereitet wird, muß von den übrigen Theilen der Fabrik, besonders von der Pulvervorrathskammer und von der Niederlage des zur Fabrikation erforderlichen Alkohols abgelegen sein. 3. Alle anderen Werkstätten der Fabrik müssen von einander getrennt, von Zimmerholz aufgeführt und gegypst sein, der Boden soll mit einer Lage von Blei überzogen sein; es darf in denselben nicht gefeuert werden können und nicht bei künstlicher Beleuchtung gearbeitet werden. 4. Die Wände der Trockenstube müssen mit Fächern von weichem Holze versehen sein, die in solcher Höhe anzubrin-

gen sind, daß man sie erreichen kann, ohne etwa hinaufsteigen zu müssen. 5. Es dürfen keine Siebe mit metallenen Fäden angewendet werden; die Siebe sind an ihrem untern Rande mit einer Leiste von Blei zu versehen. 6. Das geförnte und getrocknete Pulver muß in Flaschen, die mit Binsen überzogen sind, verschlossen werden, um in die Pulvorrathskammer gebracht zu werden. 7. Diese letztere muß ganz isolirt und mit einem Blitzableiter versehen sein; die einzige Reihe von Gestellen, welche sie enthält, muß so angebracht sein, daß man die Flaschen herunternehmen kann, ohne etwa hinaufsteigen zu müssen; der Boden muß mit einer Lage von Blei überzogen werden. 8. In der Pulvorrathskammer darf kein Pulver aus einem Gefäße in ein anderes geschüttet werden. 9. Die Schachteln, in denen die Arbeiter ihre Pulverflaschen verschließen, müssen mit Leder beschlagen sein, das mit Wolle oder Haar ausgestopft ist. 10. In die Werkstätte, wo die Zündhütchen geladen werden, darf auf einmal höchstens der zehnte Theil des Pulvers, das an einem Tage verarbeitet wird, gebracht werden. 11. Nur der Fabrik-aufseher und der Vorsteher derselben sollen den Schlüssel zu der Pulvorrathskammer haben. 12. Man soll sich versichern, daß der Fabrik-aufseher die Kenntnisse besitzt, welche nöthig sind, um eine moralische Verantwortlichkeit zu begründen. 13. Die Arbeiter müssen zum Wenigsten 18 Jahre alt sein. 14. Es soll keine Knallpulverfabrik errichtet werden dürfen, ohne daß der Behörde ein genauer Plan von der innern Einrichtung derselben vorgelegt worden ist, an welcher sodann nichts ohne vorhergegangene Erlaubniß geändert werden darf. Der Bericht, aus dem wir dieses ausheben, ist schon vom Juni 1835 datirt. An ihn schließt sich ein zweiter über denselben Gegenstand an, der bloß Gaultier de Claubry zum Verfasser hat und dem noch eine genaue Instruction über die Fabrikation und den Transport der Zündhütchen angehängt ist. In dem Berichte sowohl, als in der Instruction ist in alle Einzelheiten des in Rede stehenden Fabrikationszweiges eingegangen, und die bei jeder einzelnen Arbeit nöthigen Vorsichtsmaßregeln genau aus einander gesetzt; da indessen die vom Verfasser gemachten Vorschläge nur für diejenigen, welcher mit dieser Fabrikation genau bekannt ist, verständlich sind und wir eine solche Kenntniß bei der großen Mehrzahl unserer Leser nicht voraussetzen können, so wollen wir uns hier nicht auf alle diese Einzelheiten einlassen, deren Kenntnißnahme und Berücksichtigung wir indessen allen Medizinalbehörden, innerhalb deren Aufsichtsbezirk die fragliche, so gefährliche Fabrikation Fuß gefaßt hat, nicht dringend genug empfehlen können. Nur diejenigen Vorsichtsmaßregeln, welche den Transport der Zündhütchen und ihre Aufbewahrung in Waarenmagazinen betreffen, heben wir hier noch besonders aus. Beim Transport der Zündhütchen aus den Fabriken nach den dazu gehörigen Magazinen müssen die Schachteln, in welche dieselben eingeschlossen sind, in eine passende, wohl zusammengefügte Kiste gestellt werden, in welche man ein viereckiges Fell gelegt hat, das größer ist als die Schachtel selbst, so daß es Alles bedecken kann; hierdurch wird die Gefahr von Explosionen beim Transport sehr vermindert. In den Magazinen dürfen die Schachteln oder Pakete nicht ohne Unterschied in deren verschiedene Theile vertheilt werden, sie müssen vielmehr in einer wohl zusammengefügten Kiste zusammengepackt werden, die mit Rädchen und Handhaben versehen ist, so daß sie bei einem Brande leicht hinausgeschafft werden kann; der Deckel muß mit ledernen Riemen befestigt sein; unter dem Deckel ist noch ein Schaffell von passender Ausdehnung

über die Packete auszubreiten. Dieser Kiste muß ihre Stelle an einem solchen Platze des Magazins angewiesen werden, von wo sie leicht weggeschafft werden kann, so nahe als möglich an den Ausgängen. Eine Versendung des feuchten oder trocknen knallsauren Salzes und des Pulvers für die Zündhütchen ist nicht zu gestatten. Beim Transport der Zündhütchen ist noch ferner zu beobachten, daß die Kisten durchaus nicht Anderes enthalten dürfen, als die damit angefüllten Schachteln. Zündhütchen dürfen durchaus nicht solchen Fuhrwerken übergeben werden, welche zugleich zum Personentransport dienen. Dem Expeditour muß bei der Versendung von Zündhütchen der Inhalt immer genau angegeben werden, und die Kisten selber, welche sie enthalten, müssen ein besonderes Zeichen haben, daß sie jeden Augenblick leicht erkannt werden können.

Dr. Krügelstein über die Nachtheile des Trödelhandels für die Gesundheit*).

So unseugbar es ist, daß durch Kleidungsstücke, Betten u. s. w. Krankheiten auf Gesunde übertragen werden können, so wahr ist es aber auch leider, daß von Seiten der obrigkeitlichen Behörden bisher noch sehr wenig geschehen ist, um dieser Art der Krankheitsverbreitung Schranken zu setzen. — Zu den Krankheiten, welche möglicherweise durch fixe Ansteckungstoffe mittelst der, von den Patienten früher gebrauchten Kleider und Effekten, Gesunden mitgetheilt werden können, zählt Dr. Krügelstein zuerst Fieber aller Art, vom einfachen Catarrh bis zur Pest und dem Typhus. Ein Faulfieber, welches 1773 in der Gegend des Verfassers grassirte, hatte eine isolirt gelegene Papiermühle verschont, bis durch den Lumpensammler, welcher einige von Faulfieberkranken gebrauchte Kleidungsstücke zerrennt hatte, die Krankheit auch hier eingeschleppt wurde. Landleute, die im Jahre 1793 Uniformen von Typhuskranken französischer Gefangenen gekauft und getragen hatten, starben an derselben Krankheit, so wie Alle, die nach ihrem Tode die inficirten Kleider wieder benützt hatten. Reconvalescenten vom Typhus brachten durch den in ihren Kleidern noch haftenden Ansteckungsstoff durch ein bloßes Webernachten auf dem Durchmarsche im Jahre 1814 die Krankheit in ein ganz abgesondert gelegenes, stets von Einquartirung und Kriegsepest verschont gebliebenes Dorf, so daß in einem Tage die Seuche fast in allen Häusern ausbrach. Ein ähnliches Beispiel erzählt Nie mann. Bahrtücher (Leichentücher), die nach dem Gebrauche gewöhnlich in verschlossenen Behältnissen aufbewahrt werden, saugen vermöge ihrer, zu Infectionsträgern sich ganz qualificirenden Bestandtheile, Ansteckungstoffe aus den Leichen ein, die sich im verschlossenen Raume lange verhalten und erst beim nächsten Gebrauche ihre Wirksamkeit äußern. Vor 30 Jahren, als in O h r d r u f f die Pocken epidemisch waren, wurde das an fauligen Pocken verstorbene Kind eines Schneiders begraben und das dabei gebrauchte Bahrtuch ungelüftet wieder verschlossen. Vielleicht ein Jahr darauf, als diese Epidemie längst wieder erloschen war, wurde dieses Tuch wieder aus der Lade genommen, bei welcher Gelegenheit die Meisterin ihr jüngstes, noch nicht geblattertes Kind

*) Auszug aus dessen Abhandlung in Henke's „Zeitschrift für Staatsarzneikunde“ 1840, Heft 4.

auf dem Arme hatte. Möglich wurde dieses von den Pocken befallen. Auch die hartnäckigen Wechselfieber vermögen sich durch die von den Kranken durchgeschwitzten Betten und Kleider fortzuschleppen. Der Ansteckungsstoff der Menschenpocken soll, in die Kleider übergegangen, nicht einmal durch Feuer und Verwesung zerstört werden. Von chronischen Hautkrankheiten ist es hinlänglich bekannt, daß sie durch Kleidungsstücke verbreitet werden und die Häufigkeit der Krätze, die seit einigen Jahren in ganzen Ländern gleichsam endemisch herrscht, wird durch wandernde Handwerksburschen, alte Röcke und Handschuhe, und durch die Bücher aus Leihbibliotheken verbreitet. Wasserseu pflanzt sich durch das an Kleidern und Geräthschaften haftende Blut und Speichel fort. Eine besondere, nicht sehr beachtete Ursache zur Weiterverbreitung der contagösen Krankheiten mittelst der von den Kranken getragenen Kleidungsstücke, sind die nach dem Tode des Kranken den Leichenfrauen überlassenen Stücke der Bett- und Leibwäsche, die der Verstorbene bei seinem Ableben eben im Gebrauch gehabt hat. Diese Wäsche geht dann gewöhnlich nur oberflächlich gereinigt aus der Hand der Leichenfrau in die des Trödlers. Daher sollte streng darauf gehalten werden, daß diese, so wie die übrigen Effekten u. s. w. nicht nur gehörig und unter Aufsicht gereinigt, sondern auch nach Befinden (worüber den Leichenbeschauern oder Aerzten das Urtheil zustehen mußte) vernichtet würden. Bei wirklichen Epidemien, wo möglicherweise Verbreitung der Krankheit durch Kleider und Geräthschaften erfolgen könnte, sollte für eine bestimmte Zeit der Trödelhandel ganz untersagt sein. — Von ärztlicher Hilfe sind die Staatsbehörden mehrmals auf diese dringende Gefahr für die Gesundheit aufmerksam gemacht worden. Den Trödelhandel betreffend, gibt Frank folgende Vorschriften: 1. Soll er überhaupt nicht Jedem ohne Ausnahme gestattet sein. 2. Soll der Trödler jedes gekaufte Stück sammt Datum und Namen des Verkäufers in ein Buch eintragen. 3. Dürfen sie kein abgelegtes Kleidungsstück unter 3, bei grassirenden Seuchen unter 6 Wochen wieder weggeben. 4. In Zeiten besonders bössartiger Epidemien sei der Handel ganz suspendirt. 5. Kleidungsstücke der in Spitälern oder Kerkeru Verstorbener dürfen nur nach höchst sorgfältiger Reinigung verkauft werden. 6. Die Trödler müssen alles erhandelte Leinenzeug höchst sorgfältig waschen, Wollen- und Seidenzeug aber an einem besonderen, luftigen Orte 6 Wochen lang der Zugluft aussetzen. Unterm 14. April 1810 erließ das Weimarsche Landespolizei-Collegium eine Warnung an das Publikum, wegen Vorsicht beim Gebrauch der Kleider und Wäsche von verstorbenen Lungenüchtigen; in demselben Jahre erschien in Berlin eine Verordnung, die Effekten der an ansteckenden Krankheiten Verstorbenen betreffend; durch eine spätere Verordnung vom 18. Juli 1811 wurde den Aerzten die Anzeige solcher Fälle zur Pflicht gemacht. Eine ähnliche Verordnung über den Handel mit Kleidungsstücken, Wäsche und Betten in Bezug auf Verbreitung ansteckender Krankheiten erschien in Würzburg.

Miscellen.

— (Kleinkinder-Bewahranstalten.) In der Kleinkinder-Bewahranstalt zu Potsdam befanden sich im Laufe dieses Jahres 137 Pfleglinge, wovon 24, die das 6. Jahr erreicht hatten, den städtischen Schulen überwiesen, 7 gestor-

ben und 14 fortgezogen oder fortgeblieben sind, so, daß am Schlusse des Jahres noch 92 Kinder in der Anstalt waren. Das Gedeihen der Kinder war in jeder Hinsicht zufriedenstellend. In Brandenburg ist am 15. Mai eine Kleinkinder-Bewahranstalt eröffnet worden. Den Statuten des Vereines gemäß, beabsichtigt derselbe, die Kinder armer und unbemittelter Aeltern in dem Alter von 2—6 Jahren in einem besonderen, dazu geeigneten Lokale zu bewahren, ihre körperlichen Kräfte und geistigen Anlagen anzuregen, und sie zur weiteren Ausbildung für die Volksschulen und das Leben vorzubereiten. Die Beschäftigung der Kinder besteht in verschiedenen Spielen, im Anschauen von Bildern, in Erzählung kleiner Geschichten, in Erlernung leichter Sprüche, in dem Singen kleiner Liedchen, in der Anleitung zum Stricken u. s. w. Mehrere Stunden des Tages bringen sie, wo es die Witterung gestattet, auf dem Hofe oder im Garten zu. Für jedes Kind, das aufgenommen wird, werden wöchentlich 2½ Silbergroschen von den Aeltern, oder von dem, der die Aufnahme nachgesucht hat, pränumerando bezahlt.

— Vor Kurzem erschien von Hofrath Chopin in St. Petersburg eine Broschüre, welche neue, eben so wichtige als interessante Aufschlüsse über den Kaukasus enthält. Unter Anderem geht daraus hervor, daß während das russisch-kaukasische Armee-Korps bei dem vorjährigen Feldzuge gegen die Bergvölker die Felsklüfte des südlichen Daghestan occupirte, auch dort heiße Mineral-Quellen entdeckt wurden, die von den Bewohnern schon seit langer Zeit gekannt und benutzt wurden. Denn die noch jetzt wahrzunehmenden Ueberreste steinerne Wannen bezeugen, daß hier vor Alters schon eine große Bade-Heil-Anstalt bestanden habe. Diese Quellen befinden sich in der Nähe des, durch Süd-Daghestan strömenden Samur-Flusses, in einem von Bergen umgebenen Thal, begünstigt von einem schönen Klima. Das Wasser von schwefelartigem Geruch und laugigem Geschmack hat eine Temperatur von 40°.

— In einem vom 16. Mai aus Alexandrien datirten Schreiben (in der Berl. Hand- u. Sp. Zeit.) heißt es: Die Quarantäne bei den Truppen dauert noch fort, obgleich die Anzahl der Pestfälle täglich nicht über 8—10 beträgt. Auch in Kairo sollen einige Pestfälle sich ereignet haben. Es muß in Alexandria eine eigene Bewandtniß mit dieser vermeintlichen Pest haben; Leute, die seit einer Reihe von Jahren hier ansässig sind, behaupten, daß die Verheerung der Pest progressiv anwachse, und nachdem sie ihren höchsten Standpunkt erreicht hat, sich fast eben so vermindere; dagegen macht sie jetzt kleine Sprünge, sie steigt, nimmt ab, steigt wieder; das Merkwürdigste dabei ist, daß die Anzahl der Sterbenden kaum die Hälfte derjenigen beträgt, welche gewöhnlich bei dem Nichtvorhandensein dieser Krankheit sterben. Sie ist also mehr Schutz- als Würgengel.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 54.

Montag, den 6. Juli 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Die Stellung der Aerzte im Staate. — Betrachtungen über den Scheintob. — Präsident Jefferson und die nordamerikanischen Wilden. — Miscellen.

Die Stellung der Aerzte im Staate*).

Gehen wir endlich zur Betrachtung des zweiten Punktes der misslichen Stellung der Aerzte im Staate über. In einer Zeit, wo Geseßung und Bildung in allen und jeglichen Beziehungen, industrieller Betrieb und Verkehr im Handel und Gewerben, Wissenschaften und Künsten einen so bedeutenden Aufschwung genommen haben, wo erwachtes Gefühl für Anstand, Schicklichkeit und Recht dem Menschen seinen eigenen Werth, seine Würde und Ansprüche so lebhaft vor Augen stellen, wo Jeder und Alle ihre Ansprüche geltend zu machen suchen, und durch das Gebot der Zeit viele wohlthätige und segensreiche Umgestaltungen der Dinge herbeigeführt worden sind, dürfte es wohl auch dem Arzte, als durch die Wichtigkeit und Heiligkeit seines Amtes unentbehrlichem Mitgliede eines Staates erlaubt sein, eine günstigere, der Nothwendigkeit seiner Person, den Obliegenheiten und der mühevollen Ausübung seines Berufes angemessene Stellung zu fordern. So manchen durch die Zeit herbeigeführten, mehr oder minder wichtigen neuen Bedürfnissen ist bereits Abhilfe geschehen, und doch haben wir der alten noch so viele, vielleicht wichtigere, die bisher fast ganz unberücksichtigt, mindestens doch so gut als unbefriedigt geblieben sind. Namentlich ist es der ärztliche Stand, der im Drange der Umstände am wenigsten bedacht wird.

*) Fragment aus Fieß's „directem Beweis von der Nichtigkeit der Homöopathie.“ Leipzig 1840. (S. „Gesundheits-Zeitung“ Nr. 47.)

Abhilfe und eine zeitgemäße, würdige Verbesserung desselben ist immer ein *Votum pium* gewesen, und wird es, wie uns dünkt, wohl auch hinfort bleiben, obschon die tüchtigsten und redlichsten Aerzte die gegründeten und bittersten Klagen darüber erhoben haben, die aber verhallt sind, ohne gehört zu sein. Möchten doch Machthaber, einflussreiche Staatsbeamten und Medizinalpersonen sich von dem Unfuge und Mißbrauche, den sowohl privilegirte, als unprivilegirte Pfscher mit der Heilkunde treiben, so wie von den Nachtheilen und oft traurigen Vorfällen, die daraus unwiderrüflich hervorgehen und den ärztlichen Stand entehren, zu überzeugen suchen. Hätten sie hinreichende Kenntniß oder auch nur eine richtige Vorstellung davon, so würden sie sich einer Sache, die auf Wohl und Wehe der Menschheit den wichtigsten Einfluß hat, ohne Zaudern und Zögern, mit Ernst und Eifer annehmen, durch zeit- und zweckmäßige Umgestaltung des Medizinalwesens, und besonders durch Schärfung der Medizinalpolizei, ein Muster zur Nachahmung für andere benachbarte Staaten aufstellen, und dadurch zugleich bethätigen, daß sie allgemeines Interesse über persönliches stellen, und daß sie den Plag, der ihrer Einsicht und Obhut anvertraut ist, würdig ausfüllen. Höhere Staatsbeamte, die gegen den Vortheil eines Staates oft mehrere Aemter zugleich bekleiden, fühlen freilich die Schwere des Joches nicht, welches der praktische Arzt nicht bloß in den Städten, sondern besonders auf dem Lande zu tragen hat, indem sie ihren jährlichen Gehalt ziehen und unbekümmert um billige Rechte und Ansprüche des Arztes, um mißliche und gehässige Verhältnisse desselben, und vielseitige und ungerechte Eingriffe in sein Fach, gewöhnlich nur das unternehmen und fördern, was ihrem persönlichen Interesse, ihren Lieblingsneigungen, geschmeicheltem und falschem Ehrgeiz u. dgl. am entsprechendsten scheint. Andererseits aber liegt die Schuld davon zum Theil auch an Aerzten selbst. Vermöge ihrer Bildungsstufe und der Wichtigkeit ihres Berufes, so wie vorzüglich durch Verbindlichkeiten, die ihnen ein Staat auferlegt, besitzen sie ein wohlgegründetes Recht dazu, diese Schläffheit, Rücksichtslosigkeit und Unthätigkeit betreffender Behörden in Sachen, die ärztliches Gemeinwohl und öffentliche Wohlfahrt so innig berühren, öffentlich anzuklagen und zu rügen, und gemeinschaftlich Schritte zu thun, um billige Wünsche, gerechte Forderungen, die man weder hören, noch erfüllen will, zu begründen, ihre Erfüllung zu ermöglichen, und Zeitgemäßes und heilsame Bestrebungen zu fördern. Denn es ist offenbar gegen die Grundidee eines Staates, Verbindlichkeiten einerseits aufzuerlegen und Rechte andererseits zu entziehen; nur die innige Verknüpfung dieser mit jenen kann zur Erfüllung und Sicherung des wahren Staatszweckes beitragen helfen. Um deswillen

würden Vereine zum Behufe gemeinsamer Berathungen über Mittel, welche zur Beseitigung der ange deuteten Mängel und Gebrechen erforderlich sind, ungleich mehr nützen, als sogenannte naturforschende Gesellschaften, die gegenwärtig ihren ursprünglichen Zweck fast gänzlich verloren haben. Uebereinstimmung, Einheit in Ansichten und Absichten, gemeinsames thatkräftiges Handeln würden Manches bewirken, was bisher völlig unerreichbar schien, und ohne auf Gunst und Aegide derjenigen rechnen zu müssen, die das Heilige ihrer Pflichten vergessen, und das, was zur Erhaltung und Wahrung der Achtung ihres eigenen Standes gehört, ihrem persönlichen Interesse und blinder Ehrliebe aufopfern.

Wer die näheren Verhältnisse eines Arztes genau kennt, ist mit uns gewiß völlig einverstanden, daß derselbe kaum mißlicher und gehässiger gestellt sein kann. Als unbefolgter Staatsdiener ist er lediglich auf den Erwerb durch seine Praxis angewiesen, gegen unbefugte Eingriffe nicht geschützt, und außerdem von vielen anderen Seiten beeinträchtigt. Was er durch Krankenvisiten und Recepte mühsam sich erwirbt, soll ihm ein, seinem Stand gemäßes, anständiges Auskommen sichern. In Verordnung der Arzneien muß er auf Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Apothekers unbedingt vertrauen, da er selbst nicht dispensiren darf, und, wenn er es thut, wo nicht des Verlustes seiner vielleicht um hohen Preis angekauften Arzneien gewärtig, doch einer verhältnismäßigen Strafe unterworfen. Zudem befinden sich in jeder Provinz, in jeder Stadt, in jedem Dorfe solche Leute, die ihm in sein Fach pfluschen und selbst Arznei ausgeben, auch hie und da Commissionslager und Krämerbuden, wo Universalmittel verschiedener Sorten zum Verkaufe ausstehen. Diese Leute kuriren ungestört fort, und werden sie auch einmal wegen Pfluscherei angeklagt und vor Gericht gestellt, so werden sie höchstens zu mehrtägigem Gefängnisse oder einer verhältnismäßigen Geldstrafe verurtheilt, die sie in den nächsten Tagen wieder verdienen. Gärtner, Schäfer, Scharfrichter, Hufschmide, Weber, alte Weiber und dergleichen Quacksalber haben oft sogar Ruf, und schalten und walten nach ihrem Gutdünken. Der rohe, ungebildete, aber gläubige Theil strömt auf diejenigen zu, die als kluge Männer und Weiber und Wunderdoctoren gerühmt werden, und der berufene Arzt muß diesem Unfug und Betrug ruhig und geduldig zuschauen, wenn er sich nicht Widerwärtigkeiten und Feindschaft zuziehen will. Und den Physicis kann man bei ihrer amtlichen Befolgung auch nicht zumuthen, Aufsicht über dieses Personal zu führen und Contravenienten anzuzeigen und abstrafen zu lassen, indem sie dieser Pflicht nicht nachkommen können, sondern der öffentlichen Praxis nachgehen und ihren Unterhalt davon zu ziehen suchen müssen, wenn sie nicht

mit ihrer Familie Noth leiden und verhungern wollen. Doch die unprivilegirten Pfluscher fügen dem Arzte weit weniger Schaden zu, als die privilegirten. Die sogenannten Hilfsärzte, Chirurgen und *Medicinae practici* beeinträchtigen ihn am empfindlichsten. Von diesen ist das Land überschwemmt oder förmlich in Beschlag genommen, weil sie im Ueberflus vorhanden sind und fast täglich Neue ihres Gleichen gebildet werden. Man hat darüber bereits so oft und so Vieles gesprochen, daß wir etwas Neues nicht hinzuzufügen wissen. Für die Erfahrung, daß durch die Bildung solcher Halbwisser einem Staate, und besonders Kranken gar nichts genützt, nur geschadet wird, spricht eine beträchtliche Anzahl schlagender und überzeugender Beweise. Ungeachtet Chirurgen lediglich auf Behandlung äußerer Krankheiten angewiesen sind, so verbleibt es dabei doch nicht, und sie praktiziren auch innerlich, ganz als ob sie *Jura et ornamenta* dazu besäßen, besonders auf dem Lande. *Medicinae practici* haben zwar bedingungsweise Erlaubniß zur inneren Praxis, aber auch sie behandeln unbedingt jeden Kranken und finden es sogar ihrer Ehre zuwider, oder ihrem Rufe nachtheilig, in schwierigen Fällen den Rath geschickter und berufener Aerzte zu suchen. Auf dem Lande, wo man wenig oder gar nicht unterscheidet, gelten sie so viel als *Promoti*, üben freie Praxis und übernehmen ohne Wissen und Gewissen auch die Behandlung solcher Kranken, bei denen sie ihre Ohnmacht und die Unzureichendheit ihrer Kenntnisse fühlen. Mit Bedauern sieht man dabei, daß *Physici*, bei denen sie sich gewöhnlich einzuschmeicheln suchen, oft Partei nehmen und sie in ihrem Treiben aus nahe gelegenen Gründen begünstigen. Uebrigens aber vermeidet der *Medicinae practicus* klüglichst so viel als möglich das Zusammentreffen mit einem unparteiischen *Promotus*, und widerräth daher sogar Kranken und dessen Angehörigen, einen solchen herbeirufen zu lassen, weil er meint, daß er eben so viel wisse als Jener, und Jener nichts Anderes und nichts Besseres zu thun wissen könne; nur der praktische *Physikus* ist davon ausgenommen. Trifft der *Medicinae practicus* zufällig oder wider Erwarten mit einem *Promotus* zusammen, so zeigt er sich voll Eigendünkel, Widerspruchsgeist und von äußerst verleglichem Gemüthe, und an Uebereinstimmung ist wohl nicht zu denken; er bleibt der Belehrung eben so unfähig als bedürftig. Daher sind die Fälle nicht selten, daß der *Medicinae practicus* wie der Chirurg promovirte Aerzte mit Scheltworten und Verleumdungen verfolgt, sie auf jede erdenkbare Weise anzuschwärzen und ihr praktisches Wissen und Können herabzusetzen oder geradezu abzusprechen sucht, und ihre Verfahrensarten, wenn sie auch noch so vernünftig, mild und zweckdienlich sind, als angreifende, schädliche, gefährliche verschreit. Der Nichtarzt,

namentlich auf dem Lande, mißt solchen lügenhaften, verleumderischen oder aus Unwissenheit entsprungenen Aeußerungen und Niederträchtigkeiten allen Glauben bei, und fürchtet sich alsdann bei Männern, die ihn zweckmäßig behandeln und sicher heilen, wenn sie heilbare Krankheiten haben, Hilfe zu suchen.

Dieses ist also der ärztliche Stand, so werden seine Ansprüche erfüllt und seine Rechte vertreten. Gewiß ist er nach dem Bemerkten eben nicht erfreulich, weder ermutigend, noch zu getreuer, gewissenhafter Berufserfüllung aufmunternd. Der Arzt ist bei bestehender Verfassung völlig entblößt und nachtheiligen Angriffen aller Art ausgesetzt; für die Summen, die er oft außer manchem anderen Opfer für sein Studium verwendet hat, bleibt ihm nichts als der bloße Titel übrig, und für diesen Titel ist er verbindlich gemacht, Armen im Elend unentgeltlich beizustehen, und ihn auch noch jährlich zu verzinsen mit erhöhter Gewerbesteuer.

Betrachtungen über den Scheintod.

(Fortsetzung von Nr. 48.)

IV.

Nicht weniger mannigfaltig als die Grade des Scheintodes, ist die Dauer desselben. Kein Vernünftiger wird nach den vielen dießfalls bekannt gewordenen Beispielen an der Möglichkeit dieser längeren Dauer zweifeln. Es gibt fast keine Krankheit, die mit einiger Festigkeit auf die Lebenskraft wirkt, wo nicht ein solcher todtenähnlicher Zustand eintreten könnte. Zahlreiche Beispiele aus der ältesten bis auf die neueste Zeit beweisen, wie vergeblich bis jetzt die Stimme der Vernunft und der Menschenliebe gegen einen Mißbrauch eifert, der nur durch vereinte Kräfte der Bürger und der Behörden ausgerottet werden kann. Dem Alter nach sind es vor Allem die Neugeborenen, die dem scheinbaren Tode am meisten ausgesetzt sind. Aber auch an und für sich unterliegen jüngere Personen verhältnismäßig viel eher und öfter jenem Schicksale. Je schwächlicher, zarter und empfänglicher für äußere Einflüsse eine Person ist, desto leichter ist sie einem, dem wirklichen Tode ähnlichen Zustande unterworfen. Robuste und in kräftigem Mannesalter stehende Leute werden also bei Weitem weniger von diesem Unglück zu fürchten haben. Auch das Geschlecht ist einflussreich auf die größere oder geringere Anlage zum Scheintode. Jedermann weiß, daß Frauenzimmer wenigstens zehnmal mehr zur Ohnmacht geneigt sind, als Männer. Unter den einzelnen Gelegenheitsursachen des Scheintodes sind noch folgende Krankheiten insbesondere zu erwähnen: Starrsucht, Schlassucht, Fallsucht, Schlagfluß, Ohnmacht, Betäubung durch narcotische Gifte, Hysterie, Hypochondrie und überhaupt langwierige Krampfszufälle und Nervenschwäche. Auch alle heftigen Gemüthsbewegungen gehören hieher. Auch jede plötzlich eintretende körperliche Erschöpfung (durch Blutverlust, durch rasche Entleerung stark ausgedehnter Höhlen,

schnelle Geburten u. s. w., so wie Alles, welches eine Störung des Kreislaufes gewaltsam bewirkt, Erstickung in Bergwerken, Verschüttetwerden in Lawinen, mephitische Gasarten u. s. w. muß hier berücksichtigt werden.

V.

Wenn nun die Sorglosigkeit, mit der man gewöhnlich die Leichen den rohen Händen unwissender Weiber zur Wartung und Behandlung anvertrauet, ohne selber an ihrem ferneren Schicksale bis zur Beerdigung Theil zu nehmen, den höchsten Tadel verdienet, und jedem menschlichen Gefühle Schande macht, so kann doch andererseits nicht in Abrede gestellet werden, wie das Abwarten der Fäulniß ein eben so sehr durch die Vernunft geheiligtes, als in der Ausführung mit unzähligen Schwierigkeiten verbundenes Gesetz sei. Bedenkt man, wie oft Lokalumstände in Familien mannigfache Unbequemlichkeiten und Hindernisse veranlassen, durch welche selbst dem täglichen Leben an mancherlei Genüssen Abbruch geschieht, so läßt sich leicht ermessen, wie viel mehr Unangenehmes durch die Gegenwart einer Leiche im Hause herbeigeföhret werden wird. Jahreszeit und Witterung sind dabei von keinem geringen Einflusse, und rechnet man dazu die vorangegangene Krankheit, deren Bösartigkeit und Ansteckungsfähigkeit nicht selten die Lebenden in Gefahr bringt, so darf man gerechter Weise die Stimmen, die sich gegen das längere Aufbewahren der Verstorbenen erheben, nicht ganz unberücksichtigt lassen. In der That sind diese Gründe sehr wichtig, zumal bei der ärmeren Volksklasse, wo größtentheils mehrere Familien in einem einzigen Zimmer beisammenwohnen, und man bei der dadurch entstehenden Ausdünstung und Unreinlichkeit, die zur Verpestung der Luft schon hinreichend beitragen, unmöglich verlangen kann, daß bei einem Sterbefalle auch die Leiche bis zu ihrer vollkommenen Verwesung in diesem engen Raume Platz finden solle. Die eingeschränkten Wohnungen also, mit denen in größeren, sehr bevölkerten Städten oft auch die wohlhabenderen Einwohner sich begnügen müssen, nächstdem die etwaige Gefahr der Ansteckung durch die vorangegangene Krankheit, endlich die Verderbniß der Atmosphäre durch Fäulniß und Leichengeruch bei heißer Jahreszeit, und andere Gründe mehr, mußten die Medizinal-Polizei darauf aufmerksam machen, Mittel zu erdenken, um die schlimmen Einflüsse der Todtenpflege zweckmäßig abzuwehren, unter denen die Erzeugung typhöser Fieber obenan steht. Hierbei trat der Uebelstand ein, daß es die Aufgabe der Obrigkeit war, zwischen zweien Klippen sicher hindurchzuschiffen; denn ihre Sorge, auf das (körperliche) Wohl der Unterthanen allseitig gerichtet, hatte sowohl die Berücksichtigung der wehrlosen, unmündigen Todten, als die Beschüzung der Lebenden zum Gegenstande. Das unbeaufsichtigte, schnelle Beerdigen hätte zahlreiche Opfer lebendig in die Grube gebracht, deren Rettung der Behörde obliegen mußte. Aber soll dieselbe aus Schonung gegen wahrscheinlich Todte die Gesundheit wirklich Lebender gefährden, und Seuchen und Elend verbreiten? Wegen eines Einzigen, dessen Rettung möglich wäre, Hunderte von Menschen gewissem Tode Preis geben? — Nur einen Weg gibt es, beide Klippen zu vermeiden; er führt durch die Leichenhäuser. Warum will man denn gerade bei diesen Instituten die Stimme sachverständiger und erfahrungreicher Männer überhören, da man sonst ja in Allem auf das Wort der Humanität, auf wissenschaftliche und Vernunftgründe zu achten gewohnt ist? Haben nicht ohne Ausnahme alle Aerzte und zumal alle über diesen Gegenstand in eigenen Schrif-

ten handelnden Aerzte, Naturforscher und Menschenfreunde für die Anlage der Leichenhäuser gestimmt, in der Ansicht über ihre Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit übereingestimmt? Man glaubte in der Einrichtung einer gesetzlichen Todtenbeschau Abhilfe zu finden. Doch kann dieselbe stets nur theilweise ihren Zweck erfüllen, und wird ohne Leichenhäuser immer unzulänglich und mangelhaft bleiben. Wo soll man die Menge dazu tauglicher und unterrichteter Subjekte hernehmen, deren man bedarf? Wird der Kostenaufwand dabei nicht dem der Leichenhäuser gleich kommen? Und wird man sich immer auf die Aussage des Todtenbeschauamtes verlassen können, ohne Irrthümer zu fürchten? Auch Todtenbeschauer sind nur Menschen; selten werden es Aerzte sein können, die selber nicht einmal sich ein entscheidendes Urtheil zutrauen. Dazu kommt, daß eine einmalige Todtenbeschau nicht immer hinreicht, und daß nur dann, wenn die Leichen an Einem Orte (Leichenhause) beisammen sind, nicht aber in den zerstreut und entfernt liegenden Wohnhäusern eine regelmäßige Besichtigung möglich ist*). Dr. Schmidtmüller**), der „die Todtenbeschau auf dem Lande“ (***) einer strengeren Prüfung würdigen, stimmt endlich ebenfalls für die Leichenhäuser, als einem Bedürfnisse für Staat und Familie, dem die Todtenbeschau nicht genügend abhelfen könne, am wenigsten, wenn nicht gleichzeitig Leichenhäuser vorhanden sind.

*) „Man hat in sichere Erfahrung gebracht, daß bei Ausstellung der Todtenbeschauzettel gar nicht vorchriftsmäßig verfahren werde, da manchmal ein anderer Name, manchmal eine andere Krankheit, als die des Verstorbenen war, angeführt zu werden pflegt, welches daher kommt, weil die Stadtphysiker die Todten nicht allemal selbst besichtigen, sondern meistens eines von ihren Subjekten schicken und oft erst den zweiten Tag nach dem Hinscheiden den Körper besichtigen lassen.“ S. K. K. Prager Regier. Verordn. vom 7. December 1787.

**) S. Henle's Zeitschrift für Staats- u. K. 1834. Heft 1.

**) Die K. K. Kaiserl. Verordnung vom 10. December 1793 über die Todtenbeschau erschien, weil es sich bei mehreren Gelegenheiten gezeigt hatte, daß die Todtenbeschau auf dem Lande nicht nur an vielen Orten höchst mangelhaft war, sondern auch an manchen gänzlich fehlte, weil ihr Endzweck mißkannt und die ergangenen früheren Verordnungen mit Launigkeit befolgt und vernachlässiget waren. Man vergl. hier auch das Rescript des K. Preuß. Minister. der G. u. Med. Ang. vom 26. März 1824, die Einführung einer Leichenschau betr. (in Kamp's Annalen IX. S. 1099).

(Der Beschluß folgt.)

Präsident Jefferson und die nordamerikanischen Wilden.

Bei einem Congress in Philadelphia trat im Jahre 1802 ein Abgesandter der nordamerikanischen Wilden als Redner auf, und sagte in Bezug auf die Vergiftung mit Branntwein Folgendes: »Wir bitten dich um Pflüge und andere Werkzeuge, und um einen Schmid, der selbige ausbessern kann. Aber, Vater, Alles, was wir vornehmen, wird ohne Nutzen sein, wenn nicht der jetzt versammelte große Rath der 16 Feiler (der 16 vereinigten Staaten) verordnet, daß kein Mensch Branntwein oder andere geistige Getränke an seine rothen

Brüder verkaufe. Vater! die Einfuhr dieses Giftes ist in unseren Feldern verboten worden, aber nicht in unseren Städten, wo manche unserer Jäger für dies Gift nicht nur Pelzwerk, sondern selbst ihre Schießgewehre und Lagerbedcken verkaufen, und nackt zu ihren Familien zurückkehren. Es fehlt, Vater, deinen Kindern nicht an Fleiß; allein die Einfuhr dieses verderblichen Giftes macht, daß sie arm sind. Deine Kinder haben noch nicht die Herrschaft über sich, die Ihr habet. Als unsere weißen Brüder zuerst in unser Land kamen, waren unsere Vorfahren zahlreich und glücklich; allein seit unserem Verkehr mit dem weißen Volke, und seit der Einfuhr jenes verderblichen Giftes sind sie weniger zahlreich und glücklich geworden.“ — Präsident Jefferson ließ auf diesen Punkt, den die Wilden, als den wichtigsten ihrer Sendung, am weitläufigsten erörtert hatten, durch den Kriegs-Sekretär Folgendes antworten: „Brüder! Euer Vater, der Präsident, hat sich sehr über dasjenige gefreut, was Ihr ihm über die starken Getränke gesagt habet. Es ist ihm lieb, zu sehen, daß Ihr dies Gift nicht weiter unter Euch haben wollt. Er will mit dem großen Rath der 16 Staaten überlegen, wie Ihr gegen dies große Uebel gesichert werden könnt.“

Miscellen.

— Eine Schrift, welche einen heilsamen Einfluß auf die Behandlung der Geisteskranken ausüben zu müssen scheint, ist die des Herrn Leuret, Chefarzt an einer der Abtheilungen des Spitals Bicêtre — ein Werk, in welchem der Verfasser die Vortheile der psychischen Behandlung des Wahnsinnigen nachweist, und den Arzt auf die Erfolge aufmerksam macht, die daraus entstehen, wenn er mit Beharrlichkeit auf den Geist der Kranken der Art einwirkt, daß er in ihnen Neigungen und Leidenschaften (passions) erweckt, die geeignet sind, der fixen Idee entgegen zu arbeiten. Leuret führt zur Unterstützung seiner Ansichten viele Thatsachen an.

— Um sich einen Begriff von dem Geiste zu machen, der noch etwa vor 40 Jahren in den Irrenhäusern herrschte, dürfte man nur die Antwort eines Aufseher's in einer der berühmtesten Städte Europa's anführen, die er einem menschenfreundlichen Arzte gab, der einige Verbesserungen in der Lage dieser unglücklichen Geisteskranken machen wollte: „Mein Herr,“ sagte er, „ich sehe wohl, Sie kennen dieses Canaillezeug noch nicht. Ihre Mühe ist vergebens. Denn der eine Theil ist vom Teufel besessen, und den werden Sie doch nicht kuriren wollen. Bei dem andern ist's bloße Bosheit, und da ist das einzige Mittel — der Stock.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 55.

Donnerstag, den 9. Juli 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über medizinische Gymnastik. — Betrachtungen über den Scheintod. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachrichten.

Einige Worte über medizinische Gymnastik.

I.

Es gehört zu den heilsamen Bestrebungen der Jetztzeit, daß die eifrige Liebe zur medizinischen Gymnastik nicht bloß zu erwachen begonnen, sondern daß deren, für Gesundheitserhaltung dringliche Anwendung tagtäglich mehr in das Bewußtsein der Eltern und Erzieher dringt. „Was ist medizinische Gymnastik?“ Allgemein genommen ist sie die Anwendung der körperlichen Uebungen zum Behufe der Erhaltung einer noch bestehenden — und der Heilung einer verlorenen Gesundheit. Allein in neuester Zeit hat man mit diesem Ausdrucke insbesondere „die Anwendung der Gymnastik zur Verhütung und Heilung körperlicher Verunstaltungen“ bezeichnet. Es versteht sich von selbst, daß diejenigen, welche sich mit der Kunst beschäftigten, verunstaltete Theile des menschlichen Körpers in die ursprünglichen Richtungen zurückzuführen, mit dem kunstreichen Baue des Menschen und mit den Gesetzen seines Lebens — oder (wie man's mit dem Kunstworte nennt) mit anatomischen und physiologischen Kenntnissen innig vertraut sein müssen. Der große Fortschritt unserer Zeit besteht in Bezug auf diesen Gegenstand auch vorzüglich darin, daß es ihr nicht hinreichend schien, die Jugend obenhin den Händen eines Gymnastikers zu übergeben, der mit vieler Gewandtheit die mannigfaltigsten Uebungen ihr vorzuzeigen wüßte, sondern man drang darauf, daß sich der Arzt zuerst genau über die Rücksicht auf das Individuum, dessen Kräfte, Persönlichkeit, Alter, Bau, Temperament

u. dgl. mit dem Erzieher in wechselseitiges Einverständniß setze, um zu bestimmen, welche Gattung von gymnastischen Uebungen und mit welcher Modification der gesunde oder kranke Zögling bei dem Gymnastiker lernen soll. Aber auch an diesen letzteren wurden die Anforderungen gesteigert. Es werden ein weit höherer Grad von Bildung, von pädagogischen, anatomischen und physiologischen Kenntnissen, gründliche Einsichten in Mechanik und Physik vorausgesetzt, wenn man ihm nur die Ausführung der Ideen, die der Arzt und Erzieher als heilsam erachteten, anvertrauen soll. Daß dieses Vertrauen da, wo es sich um den gymnastischen Unterricht jugendlicher, in ihrer Entwicklung begriffenen Personen beiderlei Geschlechts handelt, auf den moralischen Charakter des Gymnastikers eine vorzügliche Rücksicht zu nehmen hatte, versteht sich von selbst. Was es aber heißt, Vorsteher einer medizinisch-gymnastischen Anstalt — eines orthopädischen Instituts — zu sein, und mit aller Gewissenhaftigkeit die demselben anvertraute Jugend nicht nur zu heilen, sondern auch zu überwachen, — diese heiligen Pflichten kann nur der Arzt beurtheilen, der nicht nur tief in das Wesen der physischen und geistigen Natur des Menschen eingedrungen, sondern auch die ganze Größe der Aufgabe eines Erziehers erkannt hat. Daher haben alle Regierungen civilisirter Staaten die Nothwendigkeit eingesehen, die Orthopädie, als Theil der Medizinalpflege, unter ihre spezielle Aufsicht zu nehmen. Ein gänzlich freigegeben der medizinischen Gymnastik, besonders in ihrer Anwendung auf Orthopädie, würde zu eben so großen Verirrungen führen, als das freie Ausüben der Heilkunde oder das Verkaufen von Arzneikörpern von Seite ungeprüfter Aerzte und Apotheker. In der That ist eine gymnastische Uebung kein minder gefährliches Mittel, und nicht minder dem Mißbrauche ausgesetzt, als jedes andere Arzneimittel. Man kann freilich ohne Anstand einen gesunden, kräftigen Knaben oder Jüngling einem geübten Gymnastiker zum Unterrichte anvertrauen; aber man begeht die größte Unvorsichtigkeit, diese Uebungen mit der Jugend vorzunehmen, ohne vorläufig mit seinem Hausarzte hierüber die gehörige Rücksprache gehalten zu haben. Wir brauchen zwar nicht so weit zu gehen, wie die Griechen, bei welchen nur die Aerzte Gymnastik betrieben. Wir haben, so wie viele andere Aerzte, Gelegenheit gehabt, Gymnastiker kennen zu lernen, die mit einer gründlichen Kenntniß ihres speziellen Faches die nöthigen anatomischen und physiologischen Kenntnisse besaßen, um in die Ideen des Arztes eingehen zu können, und einsichtsvoll genug waren, nicht blind den ersten besten Jüngling in Unterricht zu nehmen, ohne über das Maß seiner Kräfte ärztliche Rücksprache genommen zu haben. Aber ein

Anderes ist es, derlei Uebungen zum Behufe der Kräftigung und Abhärtung vorzunehmen, und ein Anderes, sie zu einem Heilzwecke zu benützen. In letzterer Rücksicht haben die Regierungen verschiedener Staaten Europa's den Aerzten ihres Landes den Auftrag ertheilt, medizinische Commissionen zu bilden, um zu untersuchen, wie die gymnastischen bei den verschiedenen körperlichen Gebrechen anzuwenden sein dürfen; Aerzte sind daher nicht nur stets und überall als die kompetentesten Richter in dieser Angelegenheit angesehen worden, sondern sie haben es sich zum eifrigsten Ziel ihres Strebens gemacht, den Unterricht in der Gymnastik in einem größeren Maßstabe in großen öffentlichen Instituten einzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über den Scheintod.

(Beschluß.)

VI.

Und warum sind Leichenhäuser nicht vorhanden? Hauptsächlich waren es folgende Einwände, die gegen die Nützlichkeit und die Nothwendigkeit der Leichenhäuser geltend gemacht wurden.

1. Dieselben sollen überflüssig sein, weil in der neuesten Zeit die Zeichen des Todes so bestimmt festgestellt wären, daß man bei genauer ärztlicher Untersuchung alle Zweifel über die Wirklichkeit des Todes von der Hand weisen könne. Wir überlassen es jedem Leser, aus den bisher beigebrachten Beweisen für die Zuverlässigkeit der einzelnen Todeszeichen die Bestätigung dieser Behauptung herauszufinden. Aus den obigen zahlreichen Beispielen erhellet aber nur zu deutlich, wie die Erscheinung des Scheintodes nicht nur über jeden Zweifel erhaben sei, sondern die Möglichkeit der Rettung Scheintödter sich bis zur Wahrscheinlichkeit steigere.

2. Viele sind der Meinung, daß die Aufbewahrung und Wartung der Verstorbenen überhaupt in Privathäusern eben so gut als in öffentlichen Leichenhäusern geschehen könne, ja, daß sie der den Todten schuldigen Achtung angemessener sei. Dieser Grund wäre sehr triftig, wenn nur Lage und Umstände inimer in den Wohnungen eine so sorgsame Pflege und Beobachtung der Todten gestatteten, als sie der Vorsicht wegen erforderlich sind. Bald wird es an zuverlässigen und unterrichteten Wärtern, bald an der bei Leidtragenden und Bekümmerten nicht vorauszusetzenden Geistesgegenwart und Aufmerksamkeit mangeln, bald und meistens immer an Raum, um ohne Nachtheil und Belästigung der Lebenden beim Entschlafenen die Gewißheit des Todes durch den Eintritt der Verwesung abzuwarten.

Was die den Verstorbenen schuldige Achtung *) betrifft, so muß eine aus

*) Herr Prof. R a d i u s in Leipzig (s. „Beiträge zur praktischen Heilkunde“ von C a r u s und R a d i u s; Bd. 1, Heft 3, S. 534) glaubt wohl mit Unrecht, daß die vortheilhafte Meinung von der Nützlichkeit der Leichenhäuser jetzt bloß „zum guten Ton“ gehöre. Wollte Gott, dem wäre so! Sind erst diese Institute allgemein in M o d e, dann dürften bei ihrer Allgemeinheit ihre erspriesslichen Folgen erst recht in die Augen fallen.

Menschenliebe hervorgegangene Vorsichtsmaßregel nicht nach den im gemeinen Leben geltenden Regeln der Schicklichkeit und des Anstandes beurtheilet, sondern von einem weniger beschränkten Gesichtspunkte aus erwogen werden. Ein Scheintodter wird es seinen Angehörigen nie genug danken können, wenn sie ihn durch ihre Fürsorge von den grausamen Foltern des Grabestodes gerettet haben, und auf die eiligen Forderungen menschlicher Prunksucht und Ehrerbietung nicht das mindeste Gewicht legen, sind sie aus höheren Absichten vernachlässiget.

3. Nur von einem verwitterten und zusammengeschrumpften Menschenherzen konnte der gefühllose Grund gegen die Leichenhäuser geltend gemacht werden: »der Reiche bedürfe ihrer nicht nach seinem Tode, da er viel besser bei den Seinigen aufgehoben sei, als unter fremden Händen; daß aber, wenn für die Armen dergleichen Anstalten nöthig, die desfallsige Fürsorge der Armenverwaltung obliege.« Wir schweigen über diese Engherzigkeit; jedes bessere Gefühl sträubt sich wider eine Ansicht, die den Reichen von der Sorge für den Armen losspricht. Groß aber, unendlich groß ist die Thorheit eben dieser Reichen, wenn sie mit ihren Schätzen sich von den Gefahren eines ungewissen Todes loskaufen zu können wähnen! O, glaube doch Keiner ohne Ausnahme, daß er, wegen der sorgsamsten Pflege und Obhut der Seinigen, überhoben sei der Schrecknisse des scheinbaren Todes! *) Je größer eben die Liebe gegen uns bei Lebzeiten war, desto größer ist die Bestürzung, der Schmerz, die Verwirrung, wenn wir in's Reich der Schatten hinüberwandeln. Wer wollte bei solchen Gemüthszuständen, bei der Bekümmerniß und dem Trübsale der Hinterbliebenen eine so ruhige Stimmung, eine solche Selbstüberwindung und kaltblütige Umsicht erwarten und verlangen, wie sie zur genauen und zweckmäßigen Beobachtung eines Verstorbenen nöthig ist?

Um aber den Vertheidigern des eben besprochenen Einwurfes auch die letzte Stütze zu nehmen, stellen wir hier sogar aus fester Ueberzeugung die Behauptung

Warum aber Herr Prof. R a d i u s diesen „guten Ton“ nicht für gut hält, geht aus seinen Gegengründen nicht hervor. Denn wenn wirklich „durch den zeitigen Transport in's Leichenhaus ein schlummerndes Leben wohl eher zum Verlöschn als zur Erweckung kommen kann,“ so müßte die Voreilig- und Unvorsichtigkeit in der Behandlung der Scheinleiche, nach Art wirklich Todter, daran Schuld sein, was schon früher gebührend gerügt worden ist; oder es läge an der Entfernung des Leichenhauses von dem bevölkertersten Theile der Stadt, „wenn man fortfähret, sich selbst in größeren Städten mit Einem Leichenhause zu begnügen,“ — einem Geize, der ebenfalls tadelnswürth und verwerflich wäre.

Anmerk. des Dr. Lessing.

*) Selbst jene „Familiënbindnisse, um allen Gefahren des Scheintodes leicht und unfehlbar auszuweichen“, auch wenn dieselben, wie man vorgeschlagen, „schriftlich und gerichtlich“ gleich Contracten festgesetzt, und die Contravenienten „ohne Ansehen der Person vor Gericht gezogen, und mit einer nachmahhaften Strafe (etwa zehn Thaler in die Armenkass) belegt und zur unfehlbaren Realisirung dieser Strafe gerichtlich angehalten werden“, können um so weniger den Schutz und die Sicherheit gewähren, die zu einer weiteren Nachahmung berechtigten, als mit Zwang hier gewiß am wenigsten ausgerichtet, der freie, aus Liebe entsprungene Wille aber schon von dem Urheber jener Idee mit so wenig Vertrauen beehret wird, daß stets der Gerichtsexecutor im Hintergrunde postirt steht. Ueberdies sollen nach den Statuten jenes „Familiënbindners“ „zwei vorurtheilslose, nüchterne Wächter den Todten bewachen.“ Also wiederum nur M i e t h l i n g e! Was vermag aber Zwang oder Bezahlung, wenn nicht Liebe, aus innigster Seele entspringen, oder Pflichtgefühl zur That beselt? N. v. Dr. L.

auf, daß für die Reichen ein Leichenhaus von viel erspriesslicheren Folgen sein wird, als für die Armen. Diesen wird es meistens für ihre Verstorbenen nur als Aufbewahrungsort dienen, jenen aber viel öfter als eigentlicher Rettungsort. Die Gründe liegen offen vor Augen. Die Fälle von Scheintod, wie wir oben gesehen, sind am häufigsten bei gewissen Krankheiten, unter denen Hypochondrie, Hysterie, Nervenschwäche, Verblutung und Schlagfluß obenan stehen. Nun ist aber unter allen Aerzten und Sachkundigen ausgemacht, daß diese Krankheiten meistens, ja fast einzig und allein bei reichen Personen vorkommen. Mangel an Beschäftigung, an Geistesthätigkeit, eine verzärtelte Erziehung bei Mädchen und eine nur reichen und vornehmen Frauen eigenthümliche Lebensart wirken auf den Organismus schwächend genug, um alle jene Anfälle von Krampf, Starrsucht, Schlafsucht, Ohnmacht, Unterleibsleiden, schwere (mit schnellen Verblutungen verbundene) Geburten und heftige Gemüthsbewegungen hervorzurufen, die als hauptsächlichste Veranlassung des Scheintodes bekannt sind. Männer, die eine sehr kräftige Nahrung genießen, und gern ihr Gläschen Wein bei Tische trinken, sind Schlagflüssen viel eher ausgesetzt, als arme, mit karger Diät sich begnügende Hungerleider. Unglückliche Geburten und die oben erwähnten Nervenkrankheiten, von denen heutzutage kaum unter zehn Frauenzimmern Eines ganz befreiet ist, gehören bei dem weiblichen Geschlechte der niederen Stände, wo Arbeit, schmale Kost, starke Bewegung und der Mangel an unzähligen, hier ganz fremdartigen Einflüssen einer verfeinerten Lebensweise eine starke, gesunde und ausdauernde Leibesbeschaffenheit veranlassen, zu den Seltenheiten. Es werden daher auch unter den Candidaten des Scheintodes verhältnißmäßig viel mehr in den höheren und Mittelklassen gefunden, als unter der großen Menge armer Leute. Jeder, der nur einigermaßen auf diese Erscheinung aufmerksam will, wird sich bald von der Wahrheit überzeugen. Wenn also mit Recht anzunehmen ist, daß unter den wohlhabenderen Ständen die Ursachen des Scheintodes häufiger vorherrschen, so läßt sich mit eben solchen Rechte hieraus der Schluß ziehen, daß auch die eigentlichen Fälle von Scheintod bei den Reichen an Zahl größer, und ebenfalls die Gefahr des Lebendigbegrabens bei ihnen bedeutender sein müsse. Wo diese Gefahr aber am stärksten ist, sind auch die erspriesslichen Folgen der Leichenhäuser am hervorstechendsten, und ihre Errichtung ist da gerade am nothwendigsten. Der Reiche wie der Arme wird diesen Instituten gleiche Wichtigkeit zuschreiben, dieser mehr aus Noth, jener aus Vorsicht *).

Alle Mittel, die man vorgeschlagen, um dem Erwachen im Grabe ohne Leichenhäuser vorzubeugen, sind bisher zwecklos befunden worden. Selbst die nur bei den höchsten Personen übliche Gewohnheit des Einbalsamirens ist nicht ohne Gefahr des rettungslosen Wiederauflebens. Gewöhnlich pflegt man nämlich vornehme Leichen 6—12 Stunden nach dem Ableben zu öffnen, um den Eintritt der Fäulniß aufzuhalten. Man hat Beispiele, daß dergleichen Personen unter dem Messer wieder auslebten. Oben ist von dem Schicksal des berühmten Besa-

*) Seitdem das neue Leichenhaus in Weimar besteht, und der Vornehmste wie der Geringste eine ganz gleiche Behandlung darin empfängt, ist es fast zur Regel geworden, alle Verstorbenen dem Leichenhause zur Aufbewahrung anzuvertrauen. (Hentle Zeitschr. Erg. S. 1828. V. S. 64.)

lius die Rede gewesen. Aber auch bei den höchsten Ständen und bei fürstlichen Personen selbst, wo man doch wohl alle mögliche Vorsicht und Sorgfalt voraussetzen sollte, sind solche schreckliche Fälle vorgekommen. Von dem Cardinal Espinosa, erstem Minister unter Philipp II. von Spanien, weiß man, daß er, nach kurzer Krankheit scheinbar gestorben, für todt gehalten und der Einbalsamirung wegen geöffnet wurde. Kaum waren die Lungen bloß gelegt, als man das Herz schlagen sah, und der wieder zu sich gekommene Unglückliche hatte noch Kräfte genug, um nach dem Messer des Wundarztes zu greifen. Allein es war schon zu spät, und der tödtliche Schnitt bereits geschehen! — In Frankreich und Preußen *) darf daher keine Leiche vor Verlauf von 24, in Oesterreich von 48 Stunden geöffnet werden. Dennoch ist auch hierin kein Termin als bestimmt festzusetzen, und sowohl diejenigen, welche durch Eröffnung aller Leichen, als die, welche durch einen vorher dem Verbliebenen beigebrachten Dolchstich in's Herz dem Grabestode vorbeugen wollen, würden, abgesehen von unzähligen Schwierigkeiten, ihren Zweck schon deshalb verfehlen, weil in eben den Fällen, wo man das Wiedererwachen wirklich verhindert, man gleichzeitig einen Mord begangen und die Möglichkeit der Wiederbelebung sich selber verschlossen hätte.

*) S. Augustin M. B. I, 150.

Correspondenz-Nachricht.

Constantinopel, 15. Juni 1840.

Gestern beehrte Seine Kais. Hoheit der Herr Erzherzog Friedrich die medizinische Akademie mit einem Besuche. Er hat sich über drei Stunden in der Anstalt aufgehalten, den Prüfungen in den verschiedenen Klassen beigewohnt, und dem Herrn Director Bernard und Herrn Prof. Dr. Spizer seine Zufriedenheit mit den Fortschritten der Zöglinge in sehr gnädigen Ausdrücken ausgesprochen. Mit vorzüglichem Interesse bemerkte er die künstlichen anatomischen Präparate von Uzoux, die Er sich von den Zöglingen zerlegen und in französischer Sprache erklären ließ. Wirklich sind diese Modelle, die aus unzähligen Stücken bestehen, und nach Belieben zusammengesetzt und aus einander gelegt werden können, von hohem Nutzen, und werden auch für jede europäische Universität eine gute Acquisition sein. Man muß die Unzweckmäßigkeit, mit der die Studierenden der Anatomie ihre Sectionübungen beginnen, selbst kennen gelernt haben, um von der Wahrheit durchdrungen zu sein, daß ein vorhergängiges Studium am Modelle und eine darauffolgende Section am Cadaver von unberechenbarem Nutzen seien. Freilich meine ich damit nicht unsere wächsernen Präparate, die man nur betrachten kann, ohne sie handhaben zu können, während die obenerwähnten Modelle den Vortheil haben, daß sie nach jahrelangem, selbst schonungslosen Gebrauche unbeschädigt bleiben, indem sie aus einem in Modelle gegossenen, sehr bildsamen Stoffe bestehen und naturgetreu sind. Natürlich kann der Anatom vom Fache von solchen Modellen keine weitere Belehrung erwarten, aber ich spreche auch nur von deren Nützlichkeit für angehende Anatomen. Schade, daß der Preis eines vollständigen Modelles mit den Transportkosten auf 4000 Franks kommt, und man muß es der türkischen Regierung Dank wissen, daß sie die Anstalt mit sechs voll-

ständigen Modellen beiderlei Geschlechtes, mit zwei Fötus-Modellen und mit mehreren anderen künstlichen anatomischen Präparaten beschenkte.

Unser Vaccinations-Institut macht reisende Fortschritte. Die Bevölkerung drängt sich um das Etablissement, und man sieht, daß es nicht Vorurtheile, sondern die Kosten waren, welche die Bevölkerung so lange von der Vaccination abschreckten.

So eben erhalten wir die Anzeige, daß an den süßen Wässern und in Doumouzderé die wahre Kuhpocke häufig beobachtet werde. Ein Umstand, der, wenn er sich bestätigt, das hiesige Vaccinationsgeschäft außerordentlich fördern würde.

Da die Consumtion von Blutegeln in Constantinopel außerordentlich groß ist, und der Preis eines Blutegels oft über 1 Piaster (6 fr. C. M.) steigt, so hat das Conseil de médecine von der Pforte die Einrichtung erhalten, 9 Blutegelteiche an einem soliden Entrepreneur pachtfrei zu überlassen, wenn er sich durch Caution verpflichtet, der Bevölkerung von Constantinopel und dessen Umgehenden jährlich 100 Zentner zu einem vom Conseil festzusetzenden Preise zu liefern. Das Conseil hat bereits seine Maßregeln getroffen, und den Preis eines Blutegels auf $\frac{1}{2}$ fr. C. M. festgesetzt. Eine große Wohlthat für die ärmere Volksklasse. (Vielleicht eine noch größere, wenn man dem wüthenden Antiphlogismus der hiesigen Aerzte Einhalt thun könnte.)

In der letzten Sitzung wurde eine Commission, bestehend aus Prof. Bernard, Prof. Kallega und Prof. Dr. Spizer, ernannt, um eine Militärpharmakopöe zu verfassen.

Bereits sind an alle in Constantinopel praktizirenden Aerzte Einladungen ergangen, ihre Diplome dem Conseil zur Untersuchung vorzuzeigen. In der letzten Sitzung wurde vom Conseilspräsidenten selbst der Antrag gestellt, zum Studium der Medizin auch die Raza's zuzulassen, während bis jetzt blos türkische Knaben angenommen wurden. Man begrüßte diesen Vorschlag mit allgemeinem Enthusiasmus, und man glaubt, daß die Regierung selbst den Präsidenten zu dieser Motion ermächtigt hat. So zeigt es sich jeden Tag deutlicher, daß es der Regierung mit der Erfüllung ihrer Versprechungen Ernst ist, und daß sie durch humane Institutionen den Patriotismus ihrer christlichen Unterthanen zu befestigen sucht.

Sie erhalten mit dem nächsten Dampfschiffe 3 Bouteillen, die Dr. Herrmann an den merkwürdigsten Quellen von Broussa geschöpft hatte, für die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien zur Analyse, und hoffe, daß dieses für Ihre gelehrte Gesellschaft um so interessanter sein wird, als die Bäder von Broussa von ausgezeichneter therapeutischer Wirksamkeit auch in physikalischer Beziehung staunenswerthe Eigenthümlichkeiten besitzen. Dr. Herrmann sah in einer der heißeren Quellen das Thermometer auf 55° R. steigen. Da ihm seine Stellung die Gelegenheit verschaffte, einen großen Theil von Anatolien mit Muße zu durchreifen, und da er mit Berücksichtigung der daselbst herrschenden medizinischen Mißbräuche die Quarantänen zu reguliren hat, so dürfen Sie sich von den Briefen eines deutschen Arztes aus Anatolien vieles Interessante für Ihre Leser versprechen. Ich habe vom Direktor der Quarantänen, Herrn Robert, das Versprechen erhalten, über Alles, was in den Quarantänangelegenheiten sich Neues ereignet, augenblicklich in Kenntniß gesetzt zu werden, und Sie werden von 14 zu 14 Tagen einen kurzen Auszug der procès verbaux des Sanitätsconseils erhal-

ten. Als ersten Beweis seines guten Willens hat er ein Mitglied des Conseils veranlaßt, Ihnen den beiliegenden Bericht einzuschicken, und es gereicht mir zum Vergnügen, in den Kreis Ihrer Mitarbeiter Herrn Dr. Marchand einzuführen*).

*) Wir werden diesen Bericht nächstens mittheilen.

D. Ned.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Apparat, Seewasser in trinkbares Wasser zu verwandeln.) Der Civilingenieur Th. Cotte (in der Grafschaft Middlesex) erhielt ein Patent auf einen von ihm erfundenen Filtrir-Apparat, der die Abscheidung des Salzes und der sonstigen Unreinigkeiten aus dem Meerwasser, so wie die Reinigung und Verbesserung anderer unreinen Wasser zum Zweck hat.

— So manche Unglücksfälle entstehen nicht selten dadurch, daß der Kutscher beim Absteigen von seinem Boke die Pferde aus seiner Gewalt läßt, um den Fußtritt für Kutschen zu öffnen. Herr Massé von Rochelle hat nun einen Fußtritt erfunden, der sich selbst beim Oeffnen des Kutschenschlages herabsenkt, und beim Schließen des Schlages von selbst wieder zurücklegt. Der Kutscher braucht daher, wenn man aussteigen will, nicht vom Boke zu steigen.

— Die zur Aufmunterung der National-Industrie in Frankreich bestehende Gesellschaft (société d'encouragement pour l'industrie nationale) hat in ihrer Generalversammlung vom 11. März d. J. für das Jahr 1841 und 1842 mehrere Preise festgesetzt, aus denen einige in das Gebieth der Hygiene gehören. So z. B. setzte sie einen Preis von 6000 Franken für ein Verfahren, welches das (für die Gesundheit so schädliche) Rosten des Flachses und Hanfes ersetzt; ferner einen Preis von 3000 Fr. für wohlfeile Desinfection der Urine und der Schwindgruben; einen Preis von 2000 Fr. für die beste Methode zur Bereitung von Brot aus gekochten Erdäpfeln; einen Preis von 2000 Fr. für ein Mittel, welches bei der Klärung der Biere nach Pariser-Art die Hausenblase zu ersetzen im Stande ist; einen Preis von 1500 Fr. für die beste Reinigungsmethode für Mehl, welches von Insekten und Brand angegangen ist. Unter den in Bezug auf „ökonomische Künste“ festgesetzten Preisen wird auch der Preis von 2500 Fr. für Vermehrung der Blutegel, nämlich für Versuche über die Mittel festgesetzt, durch welche sich Sümpfe und Teiche, sie mögen stehendes oder fließendes Wasser haben, und die bisher noch keine Blutegel enthielten, mit diesen Thieren bevölkern lassen; endlich ein Preis von 1500 Fr. für denjenigen, der ein wohlfeiles Mittel angibt, wonach gebrauchte Blutegel ein zweites mal zum Saugen gebracht werden können.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigot'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 56.

Montag, den 13. Juli 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Bemerkungen über die Vortheile der Quarantaine im Orient. — Die Seebäder im Neusebdersee in Rußl. — Blüten aus dem Paracelsus. — Gemeinnützige Nachrichten.

Bemerkungen über die Vortheile der Quarantaine im Orient*).

Constantinopel, 15. Juni 1840.

Ihrer an mich gerichteten Aufforderung, Ihnen über die Quarantaines Angelegenheiten des ottomanischen Reiches von Zeit zu Zeit Mittheilungen zu machen, entsprechend, ist es mir ein Vergnügen, Sie vor Allem in Kenntniß zu setzen, daß gegenwärtig in keinem Punkte des genannten Reiches die Pest existirt, wenn Sie Egypten und Syrien ausnehmen, wo diese Geißel gegenwärtig große Verheerungen anrichtet. Die sehr befriedigende Zustand der öffentlichen Gesundheit dürfte wohl den Sanitäts-Maßregeln zugeschrieben werden, welche man seit beinahe drei Jahren in dem türkischen Reiche mit Strenge einzuführen begonnen hat, und abgesehen von jedem persönlichen Interesse, nehme ich keinen Anstand, die eben ausgesprochene Behauptung mit den Thatsachen übereinstimmend zu finden, indem diese zu laut sprechen, als daß sie nicht selbst Jene gewinnen sollten, welche diese wahrhaft humane Einrichtung verkleinern, eine Einrichtung, welche gewisse entweder beschränkte oder böswillige Geister gern als eine in der Türkei kaum ausführbare Maßregel betrachten möchten. Es ist notorisch und aller Welt bekannt, daß die Pest, welche die meisten Verheerungen in Constantinopel angerichtet hat, in diese Hauptstadt fast immer aus Trapezunt gekommen ist. Sie

*) Aus einem Schreiben des Dr. Marchand an die Redaction.

wissen, daß im vergangenen Sommer diese Seuche in letztgenannter Stadt sich epidemisch gezeigt hat, und daß dieselbe, Dank dem unermüdeten Eifer und den Kenntnissen des Dr. Herrmann, welcher in genannter Stadt den Functionen eines Sanitätsarztes (Medicin-santaire) vorstand, nicht nur die Grenzen Trapezunt's nicht überschritt, sondern daß auch die Zahl der daselbst gefallenen Opfer durchaus nicht so groß war, als dies in jenen Jahren der Fall war, wo diese Geißel ihrer eigenen Wuth überlassen blieb. Dasselbe können wir von der in Smyrna im vergangenen Jahre ausgebrochenen Pest behaupten, obwohl die damals in Kraft stehenden Sanitätsmaßregeln bei weitem nicht auf dem Punkt gestanden, welchen sie gegenwärtig einnehmen, — ein Standpunkt, der nach der Meinung der einsichtsvollsten Kenner geeignet ist, so beruhigende Garantien als möglich darzubieten. Gegen das Ende des diesjährigen Winters ward dem Quarantainearzt zu Sansom berichtet, daß in einem, wenige Meilen von dieser Stadt entfernt liegenden Dorfe vier Individuen in sehr kurzer Zeit nach einander gestorben, daß es noch mehrere derlei Kranke gäbe, welche Symptome darbieten, um den Verdacht der Pest mit Wahrscheinlichkeit zu erregen. Dieser Quarantainearzt begab sich mit möglichster Schnelligkeit an Ort und Stelle, um diese Thatsache zu constatiren. Er erkannte bei dem Besuche der Kranken und an den Leichen alle charakteristischen Kennzeichen der Pest. Es wurden alsogleich die den Umständen angemessenen und energischen Maßregeln eingeleitet, und die Folge ist, daß das Uebel in seinem Fortschreiten gehemmt wurde; es starben in Allem nur acht Personen, und die wenigen Kranken, die noch übrig blieben, wurden gerettet. — Der Capitain eines kaufmännischen Schiffes begab sich von Alexandrien nach Salonichi, und wirft auf dieser Reise die Leichname von vier an der Pest gestorbenen Personen in das Meer. Bei seiner Ankunft in Salonichi hatte er Pestkranke am Bord, so wie in allen folgenden Tagen einige Todesfälle. Der Quarantainearzt dieser Stadt ergriff alle geeigneten Maßregeln, um die Communication der Stadt mit dem Schiffe abzusperren, und das Fortschreiten des Uebels zu hemmen, und in der That gelang es diesen Maßregeln, das Land vor einer Contagion zu schützen, welche unter andern Verhältnissen die größten Verheerungen anzurichten nicht ermangelt hätte. — Vor Kurzem kam ein toskanisches Schiff, Namens „Hadje Baba," von den Küsten Syriens mit einer Menge von Pilgern in Smyrna an; man fand in der Nacht nach der Ankunft des Schiffes einen plötzlich Verstorbenen in seinem Bette. Der Quarantainearzt dieser Stadt untersucht alsogleich unter gehöriger Vorsicht diese Leiche, entdeckt die unverkennbaren Zeichen der Pest, und es gelingt ihm

durch die energisch eingeleiteten Quarantaine-Maßregeln, die ganze Stadt vor Ansteckung zu schützen. Eben dadurch wurde auch die Hauptstadt geschützt, wohin sich dieses Schiff mit einem großen Theil seiner Pilger zu begeben die Absicht hatte.

Ich theile Ihnen diese Thatsachen mit, um nur einigermaßen auf die Wohlthat der Quarantaine-Einrichtungen in einem Lande hinzudeuten, in welchem die Pest seit Jahrhunderten ihre Verwüstungen anrichtete, während der übrige Theil Europa's durch Quarantainen davon befreit blieb. Bedenkt man nun, daß die Pest, welche von jeher in dieses Reich zu bringen strebt, sich gewiß unter diesen Umständen, die ich eben erwähnte, verbreitet hätte, so muß man zugeben, daß die gegenwärtig in diesem Theile des Orients ergriffenen Maßregeln wohl geleitet und energisch sind.

Ich füge nur noch die Nachricht hinzu, daß die Pest, welche mehrere Jahre unter den unglücklichen Bewohnern der Provinz Silistrien epidemisch herrschte, jetzt gänzlich aufgehört hat, seitdem der von der Sanitäts-Intendanz Constantinopel's dahin als Sanitätsarzt gesendete Dr. Wagner die kräftigsten Maßregeln ergriffen hat, um das Uebel auszurotten. Ich kann den Eifer, die Umsicht und unermüdete Thätigkeit dieses Arztes, die ihm so manche Schwierigkeiten überwinden halfen, und welche mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt waren, nur loben, und mit Recht hat er sich hierdurch die Achtung und das Vertrauen der Intendanz erworben.

Diese wenigen Mittheilungen mögen vorläufig genügen, um jenen Zweiflern, die Alles von der schiefen Seite anzusehen gewohnt sind, den Mund zu schließen. Diese können oder wollen leider nicht begreifen, daß die Quarantaine und Hygiene, welche ganz Europa von der Pest schützen, auch das türkische Reich davor bewahren können.

Die Seebäder im Neusiedlersee in Rußl.

(Von Dr. C.)

Seit dem 7. Juni d. J. besteht in der königl. Freistadt Rußl, im Neusiedlersee, eine mit allen Bequemlichkeiten versehene und im geschmackvollen Styl erbaute Seebadanstalt. Wer die eigenthümliche Beschaffenheit des Wassers von diesem See und die malerische Lage der eben genannten Stadt kennt, muß sich in der That wundern, daß jetzt erst eine solche Anstalt in's Leben trat. Ohne den Ursachen dieser verzögerten Einrichtung fruchtlos nachzuspähen, wollen wir der endlich doch geschehenen uns freuen, und im Interesse der gefunden und kranken Menschheit lieber einige Blicke auf den Neusiedlersee selbst,

die Eigenschaften seines Wassers, die Vorzüge der Bäder darin und endlich auf das Klima der Gegend ringsum werfen *).

Der Neusiedler see (Lacus peiso, ungarisch Fertő), nach dem Plattensee Ungarn's größter und schönster See, dehnt sich zwischen drei reich gesegneten Comitaten: dem Dedenburger, Wieselburger und Raaber halbmondförmig aus, in der größten Länge (von Schrollen bis Gois) etwas mehr als fünf Meilen, in der größten Breite (von Wolfs bis Apellan) zwei Meilen, und in der geringsten (zwischen Mörbisch und Illmiz) ungefähr eine messend; ohne den schwimmenden Rasen (Hanság) beträgt sein Umfang dreizehn Meilen, mit demselben das Doppelte, und sein eigener Wasserspiegel sechs Meilen in's Gevierte. Er ist mithin sehr wohl geeignet, das großartige Bild des Meeres en miniature zu repräsentiren. In dem freundlichen Kranze von Ortschaften, welche rings um den See auftauchen, sind es vornehmlich die Städte Neusiedel, Esterházy und Rußt, welche unmittelbar an ihren Mauern von seinen Wellen bespült werden, und auf denen bei heiterem Himmel der Blick der Wohlgefallenen verweilet; namentlich verdient von den zahlreichen idyllischen Partien der Berg von Holling und jener von Rußt, beide in den See sich fast unmittelbar abdachend, Auszeichnung, wegen der ungemein anmuthigen Aussicht über den majestätischen Wasserspiegel hin in die Gefilde des Dedenburger, Wieselburger, Eisenburger und Raaber Comitates; zurückgekehrt von dieser genußvollen Fernsicht, welche nur der Horizont begränzt, weidet sich das Auge am üppigen Grün der nahen Wiesen, welche fast in die Wellen hinabsteigen, der rings auf den Höhen fröhlich gedeihenden Weinreben und auf dem sie umsäumenden frischen Eichengehölze. Die Rußter Seite des Neusiedlersees vereinigt in der That Alles, was die herrliche Landschaft dem Beschauer zu bieten vermag, während die gegenüberliegende, in der Fläche sich ausbreitend, an Abwechslung weniger reich erscheint.

Nicht minder interessant als die reizende Landschaft ist das Wasser des Sees, welches schon in der frühesten Zeit die Aufmerksamkeit der Anwohner wegen seiner salzigen Beschaffenheit auf sich gezogen und Jahrhunderte lange nicht bloß vielen Gesunden zum Reinigungs- und Erholungsmittel, sondern auch manchem Kranken zum Heilmittel gedient hatte, als P o w e r zu Ende des XVII. Jahrhunderts die Vorzüge desselben zu warmen Bädern hervorhob. Seine Empfehlung ging unbeachtet verloren, und nur Dr. Furlani machte zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts flüchtig auf die Eigenthümlichkeit desselben wieder aufmerksam. Dem Dr. von Kis gebührt das Verdienst, die erste chemische Analyse (Vaterländ. Blätter 1818, S. 57) veranlaßt, Soda, Salz- und Schwefelsäure als die wesentlichsten Bestandtheile des Seewassers nachgewiesen und Bäder darin zu ärztlichen Zwecken warm empfohlen zu haben. Der Graf von Szechény hatte auch den Plan gefaßt, in Holling eine eigene Badeanstalt zu errichten, was jedoch unterblieben ist. Die in neuerer Zeit angestellten chemischen Untersuchungen haben über die Bestandtheile noch genauer belehret, als die ältere von Dr. von Kis; nächst dem Apotheker Würzler hat nämlich auch Dr. Sigmund das See-

*) S. „Topographisch-statistisches Archiv des Königreichs Ungarn.“ Herausgegeben von J. v. Esaplovics. I. Bd., S. 136.

wasser, und zwar Letzterer deshalb geprüft, um die Verschiedenheit desselben von jenem des Plattensees auszumitteln.

Während das Wasser des Plattensees in Einem Wiener bürgerlichen Pfund nicht einmal $1\frac{1}{3}$ Gran fester Bestandtheile darbietet, enthält das des Neusiedlersees fast das Achtfache und zwar an sehr wirksamen Bestandtheilen, wie die sogleich speziell zu berührende Analyse darthun mag.

Das Wasser des Neusiedlersees erscheint im Sommer bei heiterem Wetter und mittlerem Wasserstand beinahe farblos und klar, bei höherem Stande und Windzügen aber etwas grau und trübe, welches dem aufgerüttelten Schlamm zuzuschreiben kommt; denn im Glase geschöpft, wird es allmählig klar, während sich derselbe in zarten Flocken zu Boden setzt; der Geruch des Wassers ist an den Ufern von jenem des Quellwassers kaum verschieden, entschieden fischartig dort, wo sich viel Röhricht vorfindet. Der Geschmack desselben ist milde salzig und hintennach alkalisch. Die spezifische Schwere des klaren Wassers beträgt 1,204. Seine Temperatur ist natürlich nach der Jahreszeit verschieden; im Sommer erwärmt es sich sehr leicht und bietet wegen seiner salzigen Bestandtheile eine größere Wärmecapazität, als das gewöhnliche Wasser, daher es auch oft wärmer erscheint, als die es umgebende Atmosphäre; + 18—20° R. ist während dem Sommer die gewöhnlichste Temperatur und häufiger höher als niedriger. Im Winter friert der See nur höchst selten ganz zu; hie und da bleiben offene Stellen (Eiszarren), welche man dem Aufgehen warmer Quellen im Seebette zuschreiben wollte. So wie auf dem Plattensee, erfolgt das Zerpringen des Eises auf dem Neusiedlersee mit solchem Getöse, daß man Kanonendonner zu vernehmen wähnt.

Ein Wiener bürgerliches Pfund Wasser des Sees, am Ruster Ufer im Sommer 1835, bei klarem See geschöpft und nur äußerst wenig einen sehr feinstöckigen Bodensatz bildend, enthielt (nach der Analyse von Dr. Sigmund) 10,27 Grane fester Bestandtheile, ohne den Bodensatz aber nur 9,53 Gran. Diese bestanden aus: Schwefelsaurer Soda 1,810, salzsaurer Soda 1,003, salzsaurem Kalk 0,090, salzsaurer Magnesia 0,209, kohlen-saurer Soda 4,070, kohlen-saurer Magnesia 1,820, kohlen-saurem Kalk 0,165, Kieselerde 0,019, Thonerde mit einer schwachen Spur von Eisen 0,120, Humus und veget. Materie 0,225. Summe der festen Bestandtheile 9,530.

NB. Der Schlamm des Sees, welchen Dr. Sigmund eben qualitativ untersucht hat, enthält größtentheils Thonerde mit einer Spur von Eisen, ferner kohlen-sauren Kalk, kohlen-saure Soda und Magnesia, und endlich vegetabilische verwesete Substanz.

Bemerkenswerth ist es auch noch, daß die Größe des Sees nicht immer gleich erscheint; namentlich im Sommer nimmt sie ab und dann bietet auch das Wasser einen stärkeren salzig-laughaften Geschmack. Der Schlamm überkleidet den festen Boden nur gleich einem Wölkchen als eine schmale Schichte; unter ihr gelangt der Fuß auf den festen Boden des Seebekens, und dadurch vermag man sicherer und ruhiger aufzutreten, als dies der Fall ist, wo der Schlamm dicke Schichten bildet, in denen man oft stecken bleibt oder nur mit Anstrengung die Füße auszieht. Der Vorzug dieser Eigenthümlichkeit des Seebodens darf für Badende so wenig übergangen werden, als der wesentliche Umstand, daß man im

Sommer anstandslos von Ruß aus in der Richtung des gegenüberliegenden Ufers in den See sich begeben kann, ohne eine größere Tiefe als 4—5 Schuh zu finden. Einzelne Stellen, welche man indessen genau kennt, sind wohl zur Seite tiefer, aber dahin gelangt der Badende nie. Sollen doch vier Rußer Bürger den See ganz durchwatet haben, und mehrmals auf Wetten von Ruß nach Ilmich Märsche durch den See gemacht worden sein! —

Die Rücksicht auf diese Bestandtheile läßt auch auf die Wirkungen des Wassers, als Bad gebraucht, vollgiltig schließen; nur kommt dabei der kräftige Wellenschlag des Sees, die Freiheit der Bewegung des Körpers nach allen Richtungen ohne hemmende Flußströmung, der stete Anblick des offenen Seespiegels — ein großartiger psychischer Eindruck von hohem Belange —, der Genuß der milden Seeluft und endlich der ununterbrochene Aufenthalt in einem Klima anzuschlagen, das alle Vorzüge der Vorgebirge der See vereinigt, ohne dessen Nachtheile — namentlich den heftigen Windsößen und den Ausdünstungen nach Ebbe und Fluth — ausgesetzt zu sein.

Den Ärzten, welche diese Einflüsse genügend zu würdigen verstehen, dürfen wir die Krankheiten, für welche der Gebrauch der Neusiedler Seebäder sich besonders eignet, nicht erst speziell bezeichnen. Es erscheint deshalb überflüssig, zu erwähnen, wie auch für Gesunde in diesem Seebad ein vorzügliches Mittel geboten ist, um die Haut nicht bloß zu cultiviren, wofür in den salinisch-alkalischen Bestandtheilen eine wirksame Verstärkung liegt, sondern auch die Anlage zu Katarrhen und Rheumatismen und den davon bedingten Nebeln dauernd zu tilgen. Wie wohlthätig scrophulösen und zur Bleichsucht sich neigenden Individuen bei der materiellen und nervösen Hysterie und Hypochondrie und vielen anderen chronischen Krankheiten das Seebad sich erweise, darf nicht erst näher berührt werden; auch in der Heilung der Krankheiten dieser Gruppe nehmen die Seebäder einen wichtigen Platz ein, gleichwie Brustschwache und Brustkranke in der Seeluft hier dasselbe finden mögen, was sie bisweilen, in weiter Entfernung nicht mehr zu suchen vermögen. — Zu gymnastischer Übung empfiehlt sich das Seebad vor jedem anderen, weil die gleichmäßige Tiefe das Schwimmen gefahrlos macht und die Temperatur des Wassers wieder wechselnd eingreift.

Den heilkräftigen Einfluß unterstützen bei den Rußer Seebädern noch insbesondere die bequeme Unterkunft in der freundlichen, an die alten deutschen Städte des Reiches mahnenden Stadt Ruß und der Genuß ihrer überaus schönen Umgebungen, welche insgesammt durch ihr mildes Klima ausgezeichnet sind; dieses wird vornehmlich durch die Ausdünstung des Sees weicher und sanfter, als des geographisch gleich gelegenen, über den Bergen sich ausdehnenden Landstriches. Das Gedeihen der Reben, welche den vortrefflichen Rußer Wein liefern, und der Obstsorten, die zu den besten der Monarchie gehören, sprechen für das eben Gesagte nicht minder, als das Aussehen der Bewohner ringsum selbst. Oft schneiet und friert es jenseits des Seegebirges, während diesseits sich davon keine Spur zeigt, und wenn im Früh- oder Spätjahr ein Frost den größten Schaden im sogenannten kalten Gebirge anrichtet, so bleiben die Reben auf der Seeseite unbeschädigt, und wenn die Sprossen dort erst zu sprossen anfangen, so sieht man hier schon junge Reben von der Länge eines Schuhs prangen. Daß auf solchem Boden auch die zur Nahrung des Menschen bestimmten übrigen Vegetabilien

vortrefflich gedeihen und daher auch von dieser Seite Ueberfluß und Wahl geboten sind, erwähnen wir nur im Vorübergehen, so wie daß das Trinkwasser der Gegend allen Anforderungen entspricht.

Bei Mürbisch und Kreisbach, noch mehr aber auf der östlichen Seite bei Ulmiz bis gegen den Damm hin, legt der See im Frühling, wenn er zurückweicht, ein krystallisiertes Salz (Székso ungarisch, Zick deutsch) an, welches von den Anwohnern fleißig zusammengekehrt und theils verkauft, theils zur Lecke für's Vieh verwendet wird. Der größte Bestandtheil davon ist kohlensaure Soda, gleich dem des Seewassers selbst.

Kußt wird größtentheils von Deutschen bewohnt, deren Hauptnahrungszweig Nebenkultur ist, und welche von jeher wegen ihres humanen, biederen Charakters geachtet sind. Die Einfachheit und Stille des hiesigen Lebens eignet sich so ganz für Freunde des ländlichen Aufenthaltes, welche gleichzeitig einen angenehmen Kurzweck, wie dies der Gebrauch von Seebädern ist, ungestört verfolgen wollen. Die reinen und gesunden Quartiere, welche sammt passender Einrichtung in Bereitschaft stehen, die für das Badhaus eingerichtete besondere Traiteurie mit festgesetztem Preisetariff und der Vorrath von Rähnen für Luftfahrten auf dem See sind die Comforts, welche die neue Seebadanstalt ihren Besuchern darbietet. Da der See von Dedenburg nur 1 Stunde, von Presburg nur 4, und von Wien nur 6 Meilen entfernt liegt, so darf an der vielseitigen Würdigung der neuen Seebadanstalt um so weniger gezweifelt werden, als auf weite Entfernungen hin nirgends ein ähnlicher Heilschaz für Kranke und Gesunde offen liegt, für jene zu ihrer Herstellung, für diese zum Schutze gegen und zur Verhütung von Krankheiten.

Blüten aus dem Paracelsus.

Paracelsus war, wie einer seiner neuesten Biographen nachweist, ein streng moralischer Mensch, und von acht religiösen Grundsätzen beseelt. Dafür sprechen seine offenherzigen Geständnisse über sein eigenes Thun und Lassen, die zahlreichen Ermahnungen und Rathschläge zum Besserwerden und die mannigfaltig zerstreuten Aussprüche in seinen Schriften. Wir wollen einige Blüten aus dessen Schriften mittheilen.

I.

Ob ich nicht billig mög die Redlichkeit eines Arztes auch lassen ein Grund seyn und eine Säule in der Arznei? — Was ist des Arztes Redlichkeit? Ja, ja — Nein, nein! Darauf soll er gründen. Denn Gott will, daß der Mensch wahrhaftig sey, nit ein Zweifler und Lügner, hat die Wahrheit beschaffen, nit die Lügen. Die Wahrheit nun ist des Arztes Redlichkeit.

II.

Das höchste, so wir Verzte an uns haben, ist die Kunst. — Nachfolgend, das dem gleich ist, ist die Liebe für den Kranken, und denen Zweien ist die Hoffnung der Beschluß. Ist unsere Liebe groß, so werden wir große Frucht in der Arznei dadurch schaffen; wird sie breßhaftig seyn, so werden unsere Früchte mangelhaftig seyn. Also steht auch die Hoffnung in den hohen erfahrenen Dingen.

Wo die Hoffnung nicht ist, da ist ein gut Gewissen (ein sicherer Beweis), daß derselbige nichts kann. Denn der allein hofft, der weiß, der es nicht weiß, hofft nichts, sondern zweifelt.

(Wird fortgesetzt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Neue, unschädliche Methode, Silber und Messing zu vergolden.) Die traurigen Folgen, welche sich so oft bei der Anwendung des Quecksilbers zum Vergolden für die Gesundheit ergeben, brachten Herrn de la Rive auf den Gedanken, ob man nicht eine Goldauflösung durch den elektrischen Strom so zersetzen kann, daß sich das Gold nach und nach auf den zu vergoldenden Gegenstand ablagert, und somit die schädliche Anwendung des Quecksilbers in vielen Fällen vermieden werden könnte. Nach beinahe 15jährigen Versuchen und mit Benützung der neuesten, besonders von Becquerel angestellten wichtigen Untersuchungen über Elektrizität gelang es Herrn de la Rive auf eine Methode zu kommen, durch Elektrizitätskräfte zu vergolden. Die Grundsätze, welche denselben hierbei leiteten, sind: 1) Benützung schwacher elektrischer Kräfte zur Zersetzung des aufgelösten Chlorgoldes, um eine regelmäßige und gleichmäßige Fällung des Goldes zu bewirken; 2) Anwendung einer Blase, um die beiden, zu einer galvanischen Kette verbundenen Auflösungen so von einander zu trennen, daß sie sich nicht vermischen können, und sie der elektrische Strom doch nach einander durchbringen kann; die eine dieser Auflösungen ist die Goldauflösung, die andere schwach angesäuertes Wasser, welches durch seine Wirkung auf eine hineingetauchte Zinkplatte den Strom erzeugt; 3) da der elektrische Strom die Eigenschaft hat, um so leichter von einer Flüssigkeit in ein Metall — und umgekehrt — überzugehen, je leichter dieses Metall von der Flüssigkeit angegriffen wird, so wird in dem gegebenen Falle das in die Goldauflösung getauchte Metall von der Flüssigkeit leichter angegriffen, als das Gold selbst; so lange folglich der eingetauchte Theil nicht gänzlich vergoldet ist, wird der elektrische Strom die Punkte aufsuchen, wo das zu vergoldende Metall noch bloß ist, sie durchstreichen und darauf Gold absetzen — wie lange auch der Weg sein mag, den er in der Flüssigkeit zu durchlaufen hat, d. h. so unregelmäßig als auch die Form des zu vergoldenden Gegenstandes ist. — Auch Dr. Hymli in Göttingen entdeckte ein Verfahren, auf Galvanischem Wege eine dauerhafte Vergoldung zu bewirken. (Ein Näheres über de la Rive's Methode, s. Polytech. Journ. 1840, Heft Mai, S. 298.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigot'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 57.

Donnerstag, den 16. Juli 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über medizinische Gymnastik. — Die Geschichte des Pönitentiar-systems. — Das Conversationshaus zu Baden-Baden. — Miscelle.

Einige Worte über medizinische Gymnastik.

II. *)

(Fortsetzung.)

Es ist kein Zweifel, daß die physische Kraft trotz der vorgeschrittenen geistigen Bildung unserer Zeit immer noch ein Hauptstützpunkt der Staaten bleibt, und daß man die Ausbildung körperlicher Kräfte durchaus nicht der Willkür von Ankündigungen Preis geben kann. Daher wird ein civilisirter Staat alle gymnastischen Anstalten, wie dies bei den wissenschaftlichen der Fall ist, mit gehöriger Umsicht überwachen, die ihnen zu Grunde liegenden gesetzlichen Bestimmungen prüfen, und auch dafür möglichst besorgt sein, daß auch der Arme in den gymnastisch-medizinischen Instituten die gewünschte Hilfe finden möge. Es ist eine nicht zu leugnende Thatsache, daß die frühzeitig eintretende Nothwendigkeit, zu arbeiten, wie sie bei Kindern der armen Volksklasse Statt findet, nur zu häufig die Veranlassung zu einer anhaltend sitzenden Lebensweise und zu Verkrümmungen geben muß.

Was die Einrichtung solcher Anstalten betrifft, wollen wir ein anderes Mal darüber ein Näheres mitzutheilen suchen, und es genüge uns, diesmal einige Bemerkungen über den Nutzen der medizinischen Gymnastik mitzutheilen. Es ist uns hier also nicht so wohl darum zu thun, die Wichtigkeit der Gymnastik bei unserer Erziehungsweise nachzuweisen, da

*) S. „Gesundheits-Zeitung“ Nr. 55.

dieser Nutzen ein allgemein anerkannter und erwiesener ist. Wir wollen hier vielmehr Eltern und Erzieher auf den wohlthätigen Einfluß und auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, welchen Gymnastik in krankhaften Zuständen mit sich führt.

Die medizinische Gymnastik ist eigentlich nichts Neues. Bereits heilten die alten griechischen Aerzte sehr häufig durch Gymnastik; aber leider ist sie in neuerer Zeit nur selten regelmäßig, und als Heilmittel in Anwendung gekommen. Da es unverständige Menschen genug gab, welche die Gymnastik der Alten ohne Rücksicht auf unsere jetzige Lebensart und auf unsere Sitten einführen wollten, so mußten natürlich gar Manche in ihren Vorurtheilen gegen dieselbe bestärkt werden. Es ist aber eine den Aerzten völlig erwiesene Thatsache, daß man bei der Nützlichkeit orthopädischer Anstalten sich noch immer unter denselben rein mechanische Streck- und Druckapparate denkt, während eigentlich in denselben eine Gesamtheit von Umständen beisammen ist, um die Heilung krankhafter Zustände zu bewirken. Wir können es nicht mehr den alten griechischen Aerzten gleich machen, welche ihren Patienten Reiten und Fechten und anstrengende Bewegung als eine nothwendige Bedingung der Wirksamkeit ihrer Arzneien verordneten. Die Kunst muß in unseren Zeiten auf Sitte und Humanität Rücksicht nehmen, und die rohen, regellosen Leibesübungen verbannen; da bei uns nicht, wie in Sparta, die kränklichen Neugeborenen ausgesetzt, sondern eben so wie die Kräftigen und Gesunden erzogen werden, so müssen auch unsere gymnastischen Uebungen nicht bloß an Fechten, Reiten und Discus-Werfen gebunden sein. Vor Allem aber wird Jeder zugeben, daß körperliche Bewegung höchst wohlthätig auf die Gesundheit des Menschen einwirkt, und sehr wahr bemerkt ein alter Schriftsteller: »So wie ein fließendes Wasser rein bleibt, ein stillstehendes aber verdirbt, eben so erhält die Uebung unseren Körper bei Gesundheit; Trägheit und Unthätigkeit hingegen wird ihm eine Quelle des Verderbens und der Krankheiten.« Allein trotz des anerkannten Vortheils körperlicher Bewegungen können diese doch nicht bei jedem krankhaften Zustande, bei jedem Menschen und zu jeder Zeit mit Nutzen angewendet werden, sondern es müssen die geeigneten Uebungen dem jedesmaligen Zustande angepaßt und ausgewählt werden. Will man die gehörigen Vortheile aus der Gymnastik ziehen, so muß man naturgemäß, daher nicht bloß nach einer gewissen Stufenfolge, sondern auch mit Rücksicht auf die beiden Geschlechter zu Werke gehen. Auch kann es nicht gleichgiltig sein, welche Art der Bewegung man zur Heilung eines krankhaften Zustandes wählt. Bei Verkrümmungen des Rückgraths z. B. können nicht dieselben Uebungen gemacht werden, als bei Verfürzung eines

Sußes u. s. w., man muß ferner, ohne die übrigen Körpertheile zu vernachlässigen, den Kranken Theil ganz besonders in's Auge fassen, und auf Temperament, Alter, Geschlecht, so wie auf die Jahreszeit, in welcher die Uebungen vorgenommen werden, genau Rücksicht nehmen; daher haben diejenigen der guten Sache der Gymnastik am meisten geschadet, welche ohne Unterschied einerlei Uebungen anwendeten. Auch ist es in dieser Beziehung wichtig, darauf zu achten, daß bei Mädchen die zarte, anspruchslöse Weiblichkeit, die Schönheit und Harmonie ihres Körpers nicht verloren gehen durch Uebungen, welche nur dem Organismus und dem Sinne der Knaben angemessen sind. Es ist ferner keineswegs gleichgiltig, zu welcher Zeit man gymnastische Mittel gegen irgend ein körperliches Uebel anwendet. Unmittelbar nach Tische sollten gymnastische Uebungen niemals vorgenommen werden. Eben so wenig sind sie in später Abendzeit, wo der Körper gewöhnlich der Ruhe überlassen werden soll, nützlich; ist aber zu irgend einer Zeit Vorsicht nöthig, so ist es in der Uebergangs-Periode des jugendlichen Körpers in die Mannbarkeit. Zu solchen Zeiten müssen heftige Erschütterungen und Anstrengungen vermieden werden, wo hingegen sanfte, mäßige Uebungen höchst wohlthätigen Einfluß haben.

Ferner ist es höchst wichtig, wie lange man sich solchen Uebungen überlasse. Das alte Sprichwort: „Uzuviel ist ungesund,“ ist hier vollkommen an seinem Orte. Keineswegs dürfen die körperlichen Uebungen bis zur völligen Ermattung und Entkräftung des Körpers fortgesetzt werden, eben so wenig darf man es aber bei dem ersten Griffe bewenden lassen. Hier muß die Leibesbeschaffenheit des Individuums genau in's Auge gefaßt werden. Der Phlegmatische z. B. schwitzt bei dem ersten Schritte, sein Schweiß kann aber nicht beweisen, daß er sich genug Bewegung gemacht habe, während ein Anderer völlig erschöpft sein kann, ohne sehr in Schweiß gekommen zu sein. Hauptsächlich ist auch darauf zu sehen, daß jede Hast und Uebertreibung vermieden und unnütze Prahlerei völlig verbannt werde. — Eine Hauptsache bei der medizinischen Gymnastik ist noch das Verhalten vor, während und nach der körperlichen Bewegung. Zuerst's Erste ist zu berücksichtigen, daß man bequem bekleidet und ja nicht etwa geschnürt u. s. f. sei; daß man nicht in einem erhitzten Zustande eine Uebung beginne, weil das Blut dann zu sehr aufgereggt wird (schon deshalb ist's auch nicht gut, Mittags und in der Sonne sich zu bewegen); ferner, daß man während solcher Uebungen nicht trinke oder sich der Zugluft aussetze, und sodann nach den Uebungen sich so fort einer völligen Ruhe hingebende, sondern einige Minuten auf- und niedergehe; sich nicht so fort in eine andere Temperatur verführe u. dgl. mehr. Nach körperlichen Uebungen sind die Schweißlöcher der Haut geöffnet, die Blut-

wärme ist erhöht und jeder Körpertheil mehr als sonst für jeden äußern Eindruck empfänglich, und daher die größte Vorsicht anzuempfehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Pönitentiar-systems *).

Parum est coercere improbos poena, nisi probos efficias disciplina **).

Rom war die erste Stadt, welcher (wie Smith und Grellet-Wammy berichten) wir die, in neuester Zeit wieder angeregte und an vielen Orten in Ausführung gebrachte Umgestaltung des Pönitenzwesens verdanken. Papst Clemens XI. war es, der in dem Hospitale von St. Michael im Jahre 1718 das erste „Zufluchts-haus in Europa“ gründete und dadurch ein Beispiel von Humanität und Wohlthätigkeits-sinn an den Tag legte. Das Portal dieses Asyls führte als Ueberschrift in goldenen Buchstaben die als Motto zu diesem Aufsatze angeführte Sentenz. In diesem Asyl wurden die Sträflinge des Tages über durch beständige Arbeit beschäftigt; des Nachts schlief jeder derselben ab-gesondert. Man führte Classification und Stillschweigen ein, insoweit die Zahl der Sträflinge und andere Verhältnisse dies erlaubten. Religiöse Sprüche, auf Tafeln geschrieben, waren durch die Vorschriften einer milden, consequenten, wachsamem und unbeugsamen Disziplin bestimmt; Besserung der Sträf-linge und nicht die Leiden derselben war das erste Ziel der Anstalt.

Fast ein ganzes Jahrhundert blieb dieses Beispiel ohne Nachahmung. Die Stadt Genf war die erste, die in ihr Zwangshaus gemeinschaftliche Arbeit einführte, und mit Howard beginnt eine neue Epoche für die Reform des Gefäng-niswesens. Wenn auch die Erfahrungen und Rathschläge dieses ausgezeichneten Menschenfreundes Anfangs nirgends praktische Anwendung fanden, so gebührt ihm doch das große Verdienst, diese große Frage neuerdings in Europa angeregt zu haben. Ein in England, und zwar in dem Böhungshause zu Gloucester gemach-ter Versuch mit dem Soliren der Verurtheilten wäre wahrscheinlich wieder in Vergessenheit gerathen, wenn nicht in Amerika dieser Gegenstand mit neu erwachtem Eifer in Anregung und Ausführung gekommen wäre. Es bildete sich nämlich im Jahre 1786 in Philadelphia eine Gesellschaft „für Erleichterung des Elendes in öffentlichen Gefängnissen,“ welche die Fälle, auf denen sonst Todes-

*) Die in neuester Zeit so vielfach besprochene Frage über den Einfluß der Gefängnisse auf den physischen und moralischen Zustand der Gefangenen, besonders die Frage des sogenannten Pönitentiar-systemes ward schon in mehreren der früheren Nummern dieser Zeitung besprochen. Außer Smith, Cramer-Aubéoud, Grellet-Wammy, Moreau-Chrisoph und mehreren Andern war es Dr. Goffe („Das Pöniten-tiar-system, medizinisch, rechtlich und philosophisch geprüft,“ deutsch mit Zusätzen von Dr. Martiny, Weimar 1839), der diese Frage ausführlich und vom medizinischen Standpunkt erörtert. Der obenfolgende historische Theil ist Auszugsweise dem eben- genannten Werke entnommen. D. Reb.

**) Diesen Spruch führte als Ueberschrift das Portal eines, der Besserung der Sträflinge gewidmeten, und unter Sr. Heil. Papst Clemens XI. im Jahre 1718 errich-teten Asyls.

strafe stand, zu beschränken und Verstümmelungen und Peitschenhiebe gänzlich zu verbannen suchte. Der erste Schritt im Sinne des Penitentiar-Systemes war nun geschehen. Die Gesetzgebung von Pensylvanien beschränkte die Todesstrafe auf beabsichtigten Mord, und setzte an die Stelle körperlicher Züchtigungen bloße Einkerkelung. Statt der, im Jahre 1790 noch fortbestehenden Zwangsarbeiten in den Straßen wurde das Gefängniß von Valent-Street so eingerichtet, daß die Arbeit innerhalb desselben verrichtet werden konnte. Die Gefangenen wurden nach Beschaffenheit ihres Verbrechens klassifizirt, und größtentheils in einen Raum zusammengebracht, wo sie, ohne Stillschweigen und ohne Einschränkung, gemeinschaftlich mit einander arbeiteten. Schwere Verbrechern wurde jedoch zuweilen die einsame Einsperrung für Tag und Nacht auferlegt, und zu diesem Behufe errichtete man in dem Gefängnißhause 30 Zellen. Den einsam Eingesperrten wurde alle Arbeit entzogen, um sie gewissermaßen zum Nachdenken über ihren Zustand zu zwingen. Allein durch das Zufenden von Gefangenen aus anderen Gefängnissen reichte die Zahl der einsamen Zellen nicht aus; auch wurden die aller Arbeit Ueberhobenen durch diesen Müßiggang nur moralisch verschlimmert und abgestumpft; endlich wurden die Verurtheilten einer und derselben Kameradschaft durch gegenseitigen Austausch ihrer Schlechtigkeiten mehr verderbt. Was die Sterblichkeit betrifft, so stieg dieselbe auf 6 von 100, als mittlere Zahl, und von 1829—1830 rechnete man von 60 Sterbefällen — dreißig in Folge von Brustkrankheiten, während in der Stadt Philadelphia (außerhalb der Gefängnisse nämlich) unter 4 Todten nur ein, an Brustleiden Gestorbener vorkommt. Der Staat New-York gründete auf das nämliche System im Jahre 1797 das Gefängniß zu New-Gate. Allein auch hier waren Ueberfüllung und Unordnung die unmittelbare Folge, ohne daß die moralische Besserung, oder die leibliche Gesundheit der Gefangenen einen Gewinn davon hatten. Die häufige Rückkehr der entlassenen Verbrecher in die Gefängnisse bewies die Unwirksamkeit dieses, auch in einigen anderen nordamerikanischen Staaten angenommenen Systemes, und das Sterblichkeitsverhältniß war um so ungünstiger, als man an einigen Orten zur Isolirung der schweren Verbrecher unterirdische Zellen ohne Luft und Licht baute, welche gleichzeitig feucht, kalt, dunstig und von verpesteter Luft geschwängert waren.

Bei diesen ungünstigen Verhältnissen ward die Nothwendigkeit eingesehen, dieses System zu modifiziren. Im Jahre 1816 baute man (im Staate New-York) nach einem sehr ökonomischen Plane das Gefängniß von Auburn. Man vermehrte die Zellen, sperrte in denselben je zwei Gefangene, und richtete gleichzeitig Zimmer ein, von denen jedes 8—12 Individuen fassen konnte. Da sich jedoch die nämlichen Uebelstände wie zuvor zeigten — und man noch immer der Meinung war, daß diese ungünstigen Resultate alleinige Folge der Ueberfüllung und des Mangels an Zellen seien —, so erweiterte man im Jahre 1819 das Gefängniß von Auburn, und im Jahre 1821 brachte man in einem neugebauten Seitenflügel 80 Verbrecher unter, indem man sie Tag und Nacht allein sperrte, und ihnen nichts zu arbeiten gab. Allein die Unglücklichen, an denen man diesen Versuch machte, geriethen in den Zustand sichtbarer Lebensgefahr, und während ein solches Regim ihnen mit physischer Auflösung drohte, hatte dasselbe nicht einmal einen wohlthätigen Einfluß auf deren moralischen Zustand;

bei Einzelnen sogar waren Wahnsinn oder Selbstmord die Folge. Unter 10 Todten gab es 7, welche an Lungenschwindsucht starben, und von diesen 7 gehörten 5 in die einsamen Zellen. Die Kranken, welche aus den Zellen in das Spital gebracht wurden, litten an Verhinderung der Respiration und an Brustschmerzen. Die häufige Rückkehr der Begnadigten in die Gefängnisse wegen neu begangener Verbrechen zeigte gleichzeitig, daß lange andauernde absolute Absperrung für Moralität eben so nachtheilig sei, als für die Gesundheit.

Trotz dieser unangenehmen Erfahrungen, welche in vielen anderen Staaten Nordamerika's die Einführung eines anderen Systemes vorbereitete oder bewirkte, glaubte der Staat von Pennsylvania noch immer, der Fehler des Missethats liege daran, daß ein Theil der Sträflinge bei einander vereinigt lebe, und es reiche zur Besserung der Verbrecher hin, sie sämmtlich Tag und Nacht, jeden ohne Arbeit und in seiner einsamen Zelle zu lassen. Nach diesen Grundsätzen der absoluten, langdauernden Einsperrung und der Entziehung der Arbeit ward im Jahre 1827 der Bau des Gefangenhauses zu Pittsburg begonnen, welches aber in Folge eines Baufehlers den Uebelstand hatte, daß die Gefangenen mit einander communiziren konnten.

Als Grundlage der Besserung und als das beste Mittel, den der Gesundheit nachtheiligen Einflüssen des Müßigganges zu begegnen, war jedoch in vielen anderen Staaten die Einführung der methodischen Arbeit anerkannt; wobei gleichzeitig ein großer Werth auf das Schweigen, als Gegengift der moralischen Ansteckung, gelegt wurde. Zeitweise Absperrung nebst Entziehung der Arbeit ward nur in besonderen Fällen als Disziplinarstrafe angeordnet. Abschreckung einestheils, und religiöse Belehrung andererseits sollten die beiden Hauptmomente bilden. Von nun an schieden sich die Ansichten über Pönitentensystem in zwei Parteien. Die eine fuhr fort, absolute Absperrung, Arbeiten in den Zellen, Stillschweigen und Abschaffung körperlicher Züchtigungen beizubehalten; die anderen aber brachten absolute Absonderung nur des Nachts oder als temporäre Strafe in Anwendung; verbanden damit relative Absonderung und gemeinschaftliche Arbeit während des Tages, und behielten die Peitschenhiebe bei. Seitdem sind diese Systeme bekannt unter dem Namen: das von Philadelphia und das von Auburn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Conversationshaus zu Baden-Baden.

Die große Mehrzahl, welche diesen berühmten Kurort Deutschlands besucht, kommt der Unterhaltung und des Vergnügens wegen, ein Umstand, der dem Zwecke der eigentlichen Bad- und Wasserkurgäste eben nicht sehr förderlich ist, so daß z. B. die Wirthstafeln eher auf alles Andere, als eine, dem Leidenden zuträglich Diät berechnet sind. Der Vereinigungspunkt für das gesellige Leben ist hier das sogenannte Conversationshaus. Die Einrichtung und Ausstattung ist von der höchsten Eleganz. Wenn man sich in diesem Hause befindet, so könnte man in Zweifel gerathen, ob man in einem deutschen Badeorte sei — so sehr hat hier Alles einen französischen Zuschnitt. Ueberhaupt scheinen die Franzosen Baden-Baden als eine französische Kolonie zu betrachten, in welche sie alle Arten französischer Industrie verpflanzen, und wohin sich auch das in Frankreich geächtete

Hazardspiel gesüchtet hat. Dieses ist aber eben als der saule Fleck alles dessen, was dieser Kurplatz Schönes und Gutes hat, zu betrachten. Es ist hier eine für eine bedeutende Summe verpachtete, privilegierte Spielbank. In der deutschen Vierteljahrschrift *) tritt ein, mit dem Buchstaben K . . . bezeichneter Menschenfreund gegen diesen Mißbrauch auf, und wir halten es für unsere Pflicht, auf diesen beherzigenswerthen Aufsatz unsere verehrten Leser aufmerksam zu machen. Der Verfasser widerlegt mit schlagenden Gründen diejenigen, welche die Hazardspiele zu Baden-Baden dadurch vertheidigen, daß sie behaupten, dieser Badeort verdanke dem Spiele sein Emporkommen und seinen jetzigen Flor. »Das Spiel,« sagen sie, »ziehe Fremde herbei, und was die Hauptsache sei, der Ertrag des Spielpachtes verschaffe die Mittel zu den kostspieligen Einrichtungen und Anstalten, durch welche Baden-Baden seine jetzige Bedeutung erhalten.« — »Man vermöge zwar die Unsittlichkeit und die Verderblichkeit des Hazardspieles nicht zu läugnen; allein die Verhältnisse eines stark besuchten Badeortes, in welchem sich Personen von allen Nationen zusammenfinden, bringen es mit sich, daß die Spielsucht hier, gleich anderen Trieben, ihre Befriedigung suche, und es sei besser, ihr diese unter öffentlicher Aufsicht zu verschaffen, als daß man heimliche Spielgesellschaften dulde. Das öffentliche Spiel sei also unter zwei unvermeidlichen Uebeln das kleinere, und es sei dies um so mehr in der Ordnung, als der voraussichtliche Gewinn nicht ausschließlich dem Spielpächter überlassen, sondern so viel als möglich für gemeinnützige Zwecke in Anspruch genommen wird.« —

In der That weiß die Sophistik jede noch so sehr den Gesetzen der Moral zuwiderlaufende Einrichtung mit Scheingründen zu rechtfertigen. Wer sollte es glauben, daß man die Umgegenden eines Badeortes verschönert, und sie dem Fremden durch Kunststraßen, bequeme Fußwege, Alleen, u. s. w. auf die angenehmste Art zugänglich macht, — daß man durch Lustpartien und Spaziergänge den Freund der Natur hinauslockt, — daß man für die Befriedigung des literarischen Bedürfnisses sorgt, — mit einem Worte, alle Forderungen erfüllt, die man an einen Kurplatz zu machen berechtigt ist — und daß zu diesen gemeinnützigen Verbesserungen der durch das Spiel herbeigeführte Ruin so mancher Familie das größte Contingent bilden sollte!

Daher können wir nur dem beistimmen, was der geistreiche Verfasser des oben erwähnten Artikels zur Widerlegung der eben angeführten Argumentation eben so wahr als schön sagt. Eine öffentliche Spielbank ist einer Kupplerin zu vergleichen, die eben sowohl die Unschuld verführt, als sie denen Gelegenheit macht, die sie suchen. Selbst in Paris, für welches sich in Bezug auf Duldung der Hazardspiele manche Gründe anführen ließen, konnten sich die Spielhäuser nicht gegen die öffentliche Meinung halten. Aber zu derselben Zeit, wo das öffentliche Spiel aus Paris verbannt wird, findet es einen Zufluchtsort in Deutschland, und dies noch dazu in einem Kurplatze! Wenn es allgemein anerkannt ist, daß ein Badeort desto heilsamere Wirkungen hervorbringt, je weniger Gelegenheit derselbe zu Gemüthsbewegungen und anderen Diätfehlern darbietet, und je mehr der Sinn für die ländliche Natur, für körperliche Bewegung und für die reinen Freuden des Geistes angeregt wird, so muß man schon aus diesem Grunde

*) 1840, Nr. 10.

das Dulden des Hazardspieles an solchen der Göttin der Gesundheit heilig sein sollenden Orten verwerflich finden. Allein es bleibt das Uebel leider nicht auf die Badegäste selbst beschränkt, und in Beziehung auf die schädlichen Folgen des öffentlichen Hazardspieles lassen sich die Einheimischen nicht isoliren. So sieht man denn, besonders an Sonntagen, Landleute der Umgegend, an der heillosen Roulette ihr Heil versuchen, und hat ein solcher Landmann das Unglück zu — gewinnen, so kann sein Beispiel die Bewohner eines ganzen Dorfes mit der Spielsucht anstecken, während den Gewinnenden selbst der Gewinn vielleicht zum Laugenichts macht. Welche Wirkungen das Spiel auf die niedere Volksklasse überhaupt hat, bedarf keiner Entwicklung. Das Spiel ist für sie der Weg zum Laster und zum Verbrechen, und selbst die gebildeten Stände sind gegen die moralischen Folgen der Spielsucht keineswegs gesichert. — Den für die öffentlichen Spielhäuser angeführten Scheingrund, daß dadurch dem heimlichen Spiele gesteuert werde, kann man mit der einfachen Bemerkung zurückweisen, daß, wäre er sichhältig, von Staatswegen dafür gesorgt werden müßte, daß alle verderblichen Neigungen der Menschen unter öffentlicher Aufsicht befriedigt werden können! Die Spielsucht gehört in der That zu jenen verderblichen Neigungen, welche durch die ihr zu ihrer Befriedigung dargebotene Gelegenheit genährt und oft erst geweckt werden.

Der Verfasser schließt mit den Worten: „Jeder Deutschgesinnte hätte wünschen mögen, daß die betreffenden Regierungen im Interesse der öffentlichen Moral übereingekommen wären, das öffentliche Hazardspiel aus ihren Staaten zu verbannen, statt durch Concessionirung desselben eine Art von Gleichheit zwischen rivalisirenden Badeorten herzustellen.“

M i s c e l l e .

— (Blatternimpfung vom Menschen auf Kühe.) Mehrere Jahre früher, als der Wundarzt Ceely zu Mylesbury bei Bristol Kühe mit Menschenblattern geimpft und damit die eigentliche Vaccine bekommen haben will, hat Dr. Hibbard in New-York diesen Versuch gemacht, der ihm aber nicht das günstige Resultat wie Herrn Ceely geliefert hat. Hoffentlich indessen bestätigen sich die Erfahrungen des letzteren bei fortgesetzten Versuchen, die von jedem Arzte, dem sich die Gelegenheit bietet, gemacht werden sollten; es wäre das einfachste und schönste Mittel, um überall stets neue und gute Lympe im Augenblicke der Gefahr sich zu verschaffen und einer ausbrechenden Seuche mit einem Male Schranken zu setzen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 861, im Hause der Migoth'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 58.

Montag, den 20. Juli 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber Schlaflosigkeit und deren Verhütung. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Correspondenz-Nachricht. — Blüten aus dem Paracelsus. — Miscelle.

Ueber Schlaflosigkeit und deren Verhütung.

(Beitrag zur Diätetik von Dr. Camondo.)

Schlaflosigkeit ist ein Uebel, über das man sehr häufig Klagen hört, und dessen nähere Betrachtung darum gewiß nicht ohne Bedeutung ist. Es ist allbekannt, daß es nicht leicht eine peinlichere Empfindung gibt, als im Bette, welches man des Nachts, um zu schlafen, aussucht, stundenlang wach bleiben zu müssen. Und nicht ohne Grund hat die vorsehende Natur einen für die Gesundheit höchst gefährlichen Zustand dem betreffenden Individuum im Gemeingefühle auf solche Weise bezeichnet, um sonach demselben seine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Denn Schlaflosigkeit, wie wir bald besser zeigen werden, ist meist ein Symptom einer beginnenden, gegenwärtigen oder zukünftigen Krankheit (Opportunität). Dieselbe belästigt meistens geistig auf was immer für Art beschäftigte und angestrengte Menschen. Man nimmt in der Regel an, daß eine feurige, bilderreiche Phantasie, wie z. B. die von Dichtern, Schauspielern, Malern etc., das bezeichnete Leiden ausschließlich mit sich führe. Aber man erkundige sich bei Philosophen, Philologen, Mathematikern und andern sogenannten Gelehrten vom Tache, ob sie nicht auch darüber klagen? Es scheint vielmehr jede psychische Spannung und jeder körperliche Reizzustand Ursache der Schlaflosigkeit, wie des unruhigen Schlafes (Agrypnia) abzugeben. Um dieses dem Leser klar zu machen, erlaube man uns, über den Schlaf im Allgemeinen einige Bemerkungen vorauszuschicken. Ueber den Schlaf in jeder Beziehung und Hinsicht ist nament-

lich in Deutschland so viel gelehrt und geschrieben worden, daß man sagen dürfte, der Schlaf habe gar Manchem viele schlaflose Nächte verursacht. Durchaus verwerflich und unpraktisch ist die Ansicht der sogenannten und beliebten Naturphilosophen über den Schlaf. Die Anhänger dieser Theorie, lassen Stein, Pflanze, das Thier im Winter, das Kind im Mutterleibe zc. nach ihrer bekannten analogisch-paraphrastrenden Manier schlafen. Aber das Dunkle durch noch Dunkleres erklären wollen, zeigt von keinem gesunden Menschenverstand, und sich damit begnügen, ähnliche Vorgänge und Erscheinungen an Naturdingen auf eine bloße oberflächliche Aehnlichkeit hin mit einander willkürlich zu verbinden, und sofort unter einem Ausdruck gegen allen Sprachgebrauch, der mit selbem einen bestimmten oder doch bestimmbarern Begriff verknüpfte, nach bloßem Gurdünken der Schule oder Secte zusammenzufassen: ein solches leichtfertiges Verfahren, sage ich, liefert keine, sondern schiebt jede Erklärung in das Vacuum der Zukunft hinaus, und paralyßirt geradezu alles strengwissenschaftliche Streben. Man habe aber nun was immer für eine Idee vom Schlafe der Menschen (nur von diesem reden wir), so merke man sich vor Allem bloß, daß derselbe ein Zustand körperlicher und psychischer Ruhe ist. Ruhe ist aber beschränkte, nicht aufgehobene Thätigkeit, und abgeschmact ist die Vergleichung des Schlafes mit dem Tode, und umgekehrt. Im Schlafe müssen nothwendiger Weise jene Richtungen somatischer und psychischer Regsamkeit am meisten gehemmt sein, welche sich während des Wachens am lebendigsten und stärksten rührten, d. i. Muskelkraft, Sinnesverrichtung und in der Psyche: Aufmerksamkeit, Gedächtniß, willkürliche Reproduction, Einbildungs- und Denkkraft; da man hinwiederum es ansehen kann als Naturgesetz (in so fern unsere heutige Physiologie gegenüber von Physik und Chemie von Naturgesetzen sprechen darf), daß, wenn die genannten Kräfte sinken, ihre Gegenkräfte, und zwar im Körper: das sogenannte bildende Leben (Assimilations- Athmungsprozesse sammt Blutumlauf, endlich Functionen der Sexualsphäre) und das Gemeingefühl — in der Psyche: die unwillkürliche vage Reproduction, in demselben Grade steigen müssen. Aus diesem Umstand nun geht der Traum hervor, der ein gewöhnliches, obgleich wahrscheinlich nicht nothwendiges Attribut des gesunden Schlafes ist. Ein gesunder Schlaf hat vor allem Andern das Eigene, daß er uns überfällt, nicht herbeigeloct durch Kunstmittel von was immer für Art und Namen. Muß man zum Behufe des Einschlafens mehrere Male seine Lage verändern, den Polster richten, die Decke lüften, oder gar ein paar Stunden im Bette lesen, seine Gedanken gewaltsam von ihren jeweiligen Objecten abziehen, auf andere concentriren, z. B. zählen, sich an gewisse Dinge erinnern,

so ist das erstere eine üble Gewohnheit, die man gelegentlich lassen dürfte, das letztere Folge einer psychischen Ueberspanntheit; Beides im eigentlichen Sinne Prodromen oder Symptome eines gestörten Schlafes. Zu einem normalen Schlafe werden wir eingeladen durch die Schläfrigkeit, d. i. eine gemischte Empfindung von Müdigkeit und gänzlicher Unlust zu irgendwelcher Thätigkeit. Die Augen werden trüb, der Kopf schwer, seine Muskeln mögen ihn nicht mehr aufrecht erhalten, der Rückgrat spannt und schmerzt, Stehen und Sitzen behagt nicht mehr, uns verlangt nach der horizontalen Lage, und, liegen wir, so fühlen wir uns wohl und schlummern unmerklich ein. In Städten bei dem daselbst häufigen Schlaraffenleben ist ein solches Einschlafen, dem ein behagliches Erwachen mit dem Wohlgefühl neugestärkter Kräfte und Arbeitslust folgt, höchst selten. Schweres, peinliches Sicheinschlafern, ein ordentlicher Kampf zwischen Schlummern und Wachsein, dann unruhiger Schlaf, gestört und begleitet von beklemmenden, oft gräßlichen, oft bizarren, immer zu lebhaften Träumen, in den schlimmsten Fällen Schlaflosigkeit, mit höchstens ein paar Stründchen Morgenschlafes, ist eben dort häufig, ja gewöhnlich.

Ohne viel über mögliche oder wahrscheinliche Abhilfe hin und her zu reden, erinnern wir an den alten Satz: „Non nisi causa sublata, tollitur effectus.“ Hauptursache aber einer solchen, für die Gesundheit von Körper und Psyche höchst gefährlichen Störung ist ein regelloses, unordentliches, wüstes Leben. Lustbarkeit, wie geistige Anstrengung, bis über die Mitternacht fortgesetzt und so zur Gewohnheit gemacht, ist nicht seltene, aber doch vermeidliche Veranlassung. In dieser Behauptung liegt für jeden Klugen die unabweißliche diätetische Regel: „Halte Maß in Genuß und Thätigkeit, und gönne deinem Körper, der einmal irdischer Natur ist, die nothwendige Ruhe. Wird Nachtwachen durch eine Pflicht gefordert, so hole man das Verabsäumte nach, brauche keine Reizmittel, sich wach zu erhalten, und lebe besonders mäßig.“ Bei einem gestörten Schlafe sind nur zwei Fälle möglich. Er ist beginnende oder mehr oder minder entwickelte Krankheit. Begleitende Symptome werden dem Patienten die Nothwendigkeit des Arztes fühlbar machen. Dann ist er oft chronisches Leiden, mehr lästig für das Individuum, als gefährlich. Entledigung aller nervenreizenden Mittel, z. B. Kaffee, Branntwein etc., Weidung von übermäßiger Anspannung der Psyche, z. B. Meditiren, Dichten, Speculiren, Sichlosreißen von schädlichen Affecten und Begierden einerseits, andererseits Gemüthsruhe, Besonnenheit, vorzüglich aber körperliche Arbeit und Bewegung, z. B. Gartenbau, Wettlaufen u. s. w. bis zur Ermüdung, sind empfehlenswerthe diätetische Mittel zum Behufe der Wiedererlangung eines gesunden Schlafes. Wenn man sich endlich

zu Bette begibt, liege man horizontal mit mäßig erhöhtem Kopfe auf einem Kosshaarpolster, leicht bedeckt, ohne Kopfruch oder Schlafmütze, ohne irgend eine lästige Binde, Druck zumal an den Halsgefäßen. Das Schlafgemach sei vollkommen dunkel, man schliesse die Augen sogleich nach ausgelöschtem Lichte, ziehe die Aufmerksamkeit von jedem ernstern Gegenstande ab, ingleichen von den Bildern einer im Finstern nur zu leicht erregten Einbildungskraft. Am besten, man denke, so viel möglich, an gar nichts, am wenigsten aber daran, ob, wann und wie man wohl einschlafen könnte, denn jedes Denken ist ja Thätigkeit, aber Thätigkeit und Ruhe schließen sich aus, wie Wachsein und Schlaf.

Dies Wenige möge dem Leser zur Lösung des uns vorgesezten Problems genügen.

Die Geschichte des Pönitentiar-systems.

(Fortsetzung.)

Pensylvanien hatte im Jahre 1821 den Bau des neuen Gefangenhauses von Cherry-hill begonnen, zwar wieder nach den alten Irrthümern, aber doch nach einem weitern und mehr geordneten Plane. 1829 wurde dieses auf tägliche und nächtliche Absperrung mit Zellenarbeit berechnete Gebäude vollendet.

In dem Gefangenhause von Cherry-hill nimmt man nur Gefangene auf, die wenigstens zu einem Jahre Gefängnißstrafe verurtheilt sind. Absolute Absonderung findet nur unter den Gefangenen selbst Statt; denn jeder Gefangene, mag er auch während der ganzen Dauer seiner Haft, Tag und Nacht von seinen Genossen abgeschieden sein, kann doch mit dem Director, mit dem Geistlichen, mit der Dienerschaft oder mit freien Arbeitern, oder mit den Inspektoren und Visitatoren der Gouvernements, deren eine große Zahl ist, täglich Unterredungen haben. Auf diese Weise hat das System absoluter Absperrung zu Philadelphia weit weniger schlimme moralische Folgen, als anderwärts. Entziehung der Arbeit findet nur die ersten Tage nach Eintritt in das Gefängniß oder als temporäre Disciplinarstrafe Statt. Die für die Gefangenen nöthige Arbeit wird nicht für jeden Tag im Voraus abgewogen, und sie kann nur durch Krankheit, während den Ruhestunden, am Sonntag und wenn ihre Entziehung Strafe ist, unterbrochen werden. Sie wechselt ab so viel der beschränkte Raum der Zellen es zugibt. Die Arbeit ist fast die einzige den Sträflingen zugestandene Belohnung, und ein einsamer Spaziergang in den Höfen, jeden Tag eine Stunde, die einzige Erholung, die denen zugestanden wird, die in dem Erdgeschoße wohnen. Die Anderen dürfen nur auf Verlangen des Arztes ihre Zelle verlassen. Das einzige Buch, das hier Eingang findet, ist die Bibel; die einzige religiöse Unterweisung besteht in einer Predigt, die jeden Sonntag in der Mitte des Corridors gehalten wird. — Die einzigen herrschenden Strafen sind: Entziehung der Arbeit, Einsperrung an einen dunklen Ort bei Wasser und Brot, und das Zwangshemd. Selbst bei den Allerunbändigsten ist es selten, daß dieses Regim länger als zwei Tage nach einander in Anwendung gebracht werden müsse; das Zwangshemd wird nur bei Neuein-

tretenden gebraucht, die Wiederpenstigkeit zeigen. — Die Nahrung der Gefangenen ist mehr denn hinreichend und nährend. Sie besteht des Morgens in einem Pfund Brot (aus $\frac{2}{3}$ Roggen- und $\frac{1}{3}$ Maismehl) und einer Pinte (1 Pfund) Kaffee; Mittags in einer Pinte Suppe, $\frac{3}{4}$ Pfund Rindfleisch ohne Knochen (das zur Bereitung der Suppe gedient hat) und Kartoffeln; des Abends in einem Brei von Maismehl und einem Maasse (Gill) Zuckersyrup. Die Menge der Erdäpfel und des Breies ist nicht bestimmt: jedem Verhafteten zur Genüge.

In Betracht der Besserung der Sträflinge zeigt sich die Mehrzahl der europäischen Schriftsteller über diesen Gegenstand (de Beaumont, de Torquewille, Crawford, Julius, Demetz) dem Systeme günstig, das zu Cherryhill verfolgt wird, aber mehr auf Voraussetzungen hin und auf Angaben, die sie von den Gefangenen und Angestellten erhielten, als unbestrittenen Resultaten zu Folge.

Sie sind Alle einig über die mächtigen Wirkungen der Abschreckung durch absolute Isolirung, über den heilsamen Einfluß dieser Isolirung der Verbrecher unter sich, um dadurch moralischer Ansteckung und gefährlichen Verbindungen zum Durchbruch zu begegnen. Sie versichern, im Anfange zwar haben die Gefangenen viel zu leiden, aber nach und nach würden sie ruhig, und legten sogar eine Art guter Laune an den Tag. Die Mehrzahl der Verhafteten erschien ihnen gehorsam und ergeben, mit Fleiß ihre Arbeit verrichtend und der Religion geneigt.

Ungeachtet der Verstärkung dieser Herren von dem Eifer, mit dem die Arbeiter ihre Geschäfte verrichten, ist der große jährliche Ausfall in den Finanzen, den die Verwaltung bei Berechnung der Ausgabe und Einnahmen für die zu verarbeitenden Stoffe empfindet, eben kein Beweis für jene Behauptung. Mangel an Kapitalien, Beschaffenheit der betriebenen Gewerke, Schwierigkeiten in der Unterweisung sind für sich nicht im Stande, einen solchen Ausfall zu erklären. Hier liegt etwas Anderes zu Grunde, und dies ist der Einfluß der unbedingten Absperrung auf den Geist und das Betragen des Sträflings selbst.

Man bemerkt ja schon bei freien Arbeitern, die ihre Geschäfte isolirt verrichten, daß bei aller Anstrengung sie nicht so viel verfertigen, als Arbeiter, die mehrere in einem und demselben Locale bei einander arbeiten, obgleich keiner dem andern beisteht. So muß auch der passive Zustand, in dem die Gefangenen von Cherryhill sich befinden, die moralische Energie und somit den Erfolg ihrer Arbeit vermindern und sie an eine gewisse Nachlässigkeit im Arbeiten gewöhnen, obgleich sie immer arbeiten. Aber dieser Umstand kann den Ertrag ihrer Arbeit vermindern, und welchen übeln Einfluß muß er auf die Existenz des Sträflings selbst noch nach seiner Rückkehr in's bürgerliche Leben ausüben? Diese Bemerkung ist ohne Zweifel auch schon von Andern gemacht worden, denn man findet in zwei anderen Gefängnissen Amerika's eine spezielle Bestimmung über die Schnelligkeit, mit der die Arbeit ausgeführt werden soll.

Unter gesundheitlichem Gesichtspunkte sind die Berichte, die de Beaumont, de Tocquenille, Crawford, Julius und Demetz gesammelt haben, ebenfalls in dem Sinne der Absperrung, so wie sie in Cherryhill geübt wird. Der Doctor Vache, der Director Wood, der größte Theil der Gefangenen scheinen zu versichern, die Gesundheit sei bei einer großen Zahl statt schwächer nur stärker geworden, und die Absperrung habe nicht nur keine besondere

Krankheit veranlaßt, sondern habe sich während der Cholera 1832 noch wirksam gezeigt, die Sträflinge vor Ansteckung zu sichern. Dr. Bache erzählt dem Herrn Crawford, nach seinen Beobachtungen seien nur folgende Krankheiten in den Gefängnissen herrschend: Wechselfieber im Frühjahr, Diarrhöen im Sommer, Katarthe und Rheumatismen im Winter; Herr Demetz hingegen erzählt von Scropheln: Diäpese, Lungenaffektionen, die dort herrschend und in den meisten Fällen mit Störungen im Magen und Darmkanal complicirt seien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Gleichenberg am 7. Juli 1840.

Sie haben durch die besondere Berücksichtigung der Heilquellen und Kurorte, an denen Oesterreich so reich ist, diesem Zweig der am meisten populären Medicin solche Aufmerksamkeit geschenkt, daß ich gerne einen freien Augenblick benütze, um Ihnen auch über den jetzigen Stand der Gleichenberger Kuranstalt einige Mittheilungen zu machen.

Gleichenberg vereinigt auch in dieser Saison alle jene Vorzüge, welche ihm binnen so kurzer Zeit den Rang unter den ausgezeichneten Heilquellen der Monarchie angewiesen, und es zum bedeutendsten Zufluchtsorte, namentlich für Brustleidende und Scrophulöse, erhoben haben. An die treffliche Constantinsquelle, welche nicht bloß nach der Analyse, sondern auch ihrer Wirkung nach in keiner Hinsicht von dem Selterser übertroffen wird, reißt sich der Einfluß des milden Klima's, welches in diesem Jahre durch Stätigkeit um so günstiger einwirkt, als die Vegetation in einer Ueppigkeit und Fülle prangt, die nur Steiermark eigen ist. Gewöhnlich verbindet man mit dem Namen dieses Landes den Gedanken an Alpen und tiefe Thalschluchten; keines von beiden finde ich hier; die Gebirgszüge haben sich hier in mittelmäßige Bergreihen und Hüggelland abgedacht, und ihre Höhe ist unbeträchtlich, während sie insgesammt mehr von Laub- als Nadelholz überzogen sind; Weinberge stehen auf allen Seiten zwischen sie wie eingefügt und die Thälzüge erscheinen theils von Wiesen, theils von Saaten bedeckt, unter denen dem Fremden der reichgedehende türkische Weizen (Kukuruz, Mais) auffällt. Der Charakter des Bodens und der Vegetation ist also hier ein ganz anderer, als in dem nördlichen und westlichen Theile der Steiermark; wie vortrefflich das Klima hiedurch auch bedingt werde, ergibt sich auch daraus, daß allen aus jenen Gegenden kommenden Kranken und Kurgästen hierorts schon der Wechsel der Luft überaus wohlbekommt. — Der Johannisbrunnen genießt auch in diesem Jahre einer reichlichen Versendung und bereits wurden über 100,000 Krüge abgesetzt. — Der Klausnerbrunnen, das kräftigste Stahlwasser unserer Monarchie, findet verhältnißmäßig sehr häufige Anwendung und erprobt sich bei Chlorotischen nicht minder als bei Scrophulösen.

Die Trinkkur am Constantinsbrunnen bleibt auch in der gegenwärtigen Saison das erheblichste Heilmittel; theils mit Milch, theils allein genossen, mundet er selbst den hier anwesenden Kindern sehr gut. In der That kann es kaum ein angenehmeres Heilmittel geben, als der Genuß dieses Brunnens

am Morgen darbietet; eine Luft, die keines Beiworts bedarf, um sie für die leidende Brust als Balsam zu bezeichnen, sanft abgefühlt durch die Gehölze rings um und die Parkanlagen, in denen man vom Brunnen aus promenirt, weht dem Kurgast ununterbrochen Kräftigung zu, während alle übrigen Sinne in der herrlich ausgestatteten, eben so mannigfachen als erheiternden Gegend Genuß empfangen. Idyllische Ruhe charakterisirt die Landschaft, in welcher besonders die Großstädter finden, was den größten Badeorten natürlicherweise fehlen muß, stille Behaglichkeit — ein Bedürfniß, das bei dem Brustkranken auch mehr Berücksichtigung verdient, als bei jedem anderen; dieses Bedürfniß findet jedoch in Gleichenberg auch bei dem stets wachsenden Besuche Befriedigung, denn die schönen Wohnhäuser liegen jedes abgesondert, von Parkanlagen umzogen, und die zahlreichen bewaldeten Hügel rings um bieten eben so vielen Hunderten von Kurgästen schattenreiche Verstecke und ungeförte Spaziergänge, ohne durch rasche Steigung anzustrengen.

Die Bäder werden fleißig besucht und Meißner's Erwärmungsapparat bewährt sich auch bei ihnen als vortrefflich; die Douche findet im eigenen Badehäuschen aus der Karlsquelle Anwendung; der Geruch nach Jod fiel mir hier besonders am Morgen auf. Eine Quelle neben dem Badehause fließt so gut als unbenützt ab; sie scheint der Constantinsquelle sehr ähnlich zu sein. Es wäre überflüssig, sie gegenwärtig zu benützen, da die Constantinequelle eine Wassermasse liefert, welche in der That ungeheuer erscheint und selbst den größten Bedürfnissen genügen wird, da sie über 1 Zoll dick, rasch aufströmt.

Von der Unterkunft in Gleichenberg darf ich nichts sagen, als auf die sämmtlich im neuesten Stile erbauten Häuser verweisen, deren Zimmer zugleich durchgehends freundliche Fernsichten gewähren. In diesem Jahre ist ein neues Kaffeehaus eröffnet worden, in welchem die gewohnten Spielvergüngen ebenfalls befriedigt werden können; die Sonn- und Feiertage gewinnen durch das vermehrte Zufließen von Gästen aus der Umgegend besonders Leben. In Kurzem erwartet man die Ankunft Sr. Excellenz des Herrn Landesgouverneurs M. C. Grafen von Wickenburg, dessen schöne Behausung das Centrum der Kuranstalt und ihre anmuthigsten Zierde ausmacht.

Wie sehr sich Gleichenberg's Constantinsquelle in Brustleiden in den eben verflossenen Jahren auch bewährt hat, so verdient sein Klima, seine rein milde Luft und sein wohlgeordnetes Wohnungs- und Unterkunftsverhältniß auch für andere chronisch Leidende die wärmste Empfehlung. Bekanntlich verweilt ein eigener Badearzt im Kurorte, und i. der Regel, wie auch diesmal der Fall ist, auch andere Aerzte zeitweise; es kann daher dem Bedürfnisse ärztlichen Rathes vollkommen genügt werden.

— d

Blüten aus dem Paracelsus.

(Fortsetzung von Nr. 56.)

III.

So vieles schreibt man dem Unglücke zu, woran nur unsere Unachtsamkeit und Unwissenheit Schuld ist. Sorge und Fleiß wenden Unglück ab, nicht Sorge, nicht Fleiß haben, giebt's.

IV.

Ein Arzt soll ein Landsfahrer seyn *). Ursach: Die Krankheiten wandern hin und her, und bleiben nicht an einem Ort. Will einer viel Krankheit erkennen, so wandere er auch; wandert er weit, so erfährt er viel und lernt viel erkennen — Und ob es würde, daß er wieder in seiner Mutter Schoß komt, komt dann ein solcher fremder Gast in sein Vaterland, so kennt er ihn. Die engländischen Humores sind nicht ungarisch, noch die neapolitischen preussisch. Darum mußt du dahin ziehen, wo sie sind. Wer die Natur erforschen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Die Schrift wird erforscht durch ihre Buchstaben, die Natur aber erforscht durch Land zu Land. So oft ein Land, so oft ein Blat, und die verschiedenen Länder und Provinzen sind die Blätter des Codex der Natur.

V.

Aus Uebung und Erfahrung wird der Arzt geboren; denn wer wollte gelehrt werden in Erkenntniß der Erfahrung — von Papier? Das Papier hat die Eigenschaft, daß es faule und schläfrige Leute macht, aber Hoffärtige, die sich selbst überreden lernen, fliegen ohne Flügel, welche Dinge alle dem Arzte widerwärtig sind. Daher sollt Ihr es nicht seltsam finden, daß ich Niemand verweise auf die Bücher des Papiers, in ihnen den Anfang der Arznei zu finden.

*) Soll die Krankheiten verschiedener Länder beobachtet haben.

(Wird fortgesetzt.)

Miscellen.

— (Mangel an Militärärzten in Frankreich.) Das Bedürfnis von Unterwundärzten für die afrikanische Armee ist so groß, daß, da das Corps der Militärärzte in Frankreich keine Leute mehr entbehren kann, wenn nicht die Militärhospitäler in Frankreich ohne Aerzte bleiben sollen, und daß, da das bisher eingeschlagene Recrutirungssystem noch die Lücken nicht auszufüllen vermocht hat, der Kriegsminister eine Aufforderung an die Eleven der medizinischen Facultät hat ergehen lassen, sich zum Dienst für die afrikanische Armee zu melden. Mehr als hundert haben sich zu diesem Zwecke im Val de Grace einschreiben lassen, und das vorgeschriebene Examen gemacht; 47 derselben sind angenommen und angestellt worden.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 59. Donnerstag, den 23. Juli 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Der Arzt in Paris. — Blüten aus dem Paracelsus.

Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien.

Die Sitzung der k. k. Gesellschaft der Aerzte am 15. Juni 1840 eröffnete Herr Prof. Czermak durch Mittheilung eines, für die Gesellschaft höchst ehrenvollen Schreibens Seiner Excellenz des Herrn Grafen von Kolowrat, worin derselbe in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, als Protector des Vereins, die Ueberreichung des Hauptberichtes vom vorigen Jahre, die am 14. Mai Statt fand, erwidert, und seine Theilnahme „an dem regen und nützlichen Wirken dieses Vereins, an dem gemeinnützigen Eifer der geschätzten Mitglieder desselben, nach glücklicher Beseigung der bei dem Entstehen eines Vereines jederzeit vorkommenden Hindernisse und Schwierigkeiten“ zu erkennen gibt; eine Aufmunterung, die dem Weiterstreben der Gesellschaft gewiß höchst förderlich sein wird.

Hierauf las Herr Dr. Freiherr von Feuchtersleben den Bericht über den Krankheits-Charakter vom Monate Mai.

Dann zeigte Herr Bezirksarzt Dr. Kreuzer der Versammlung eine sehr merkwürdige Mißbildung eines Kindes, das am größten Theile der äußern Hautoberfläche mit einem behaarten Felle bedeckt zur Welt kam, nachdem dessen Mutter, im siebenten Monate guter Hoffnung, über die Nachricht heftig erschreckt, daß der Hundeschläger in der Nähe sei, und besorgt eilte, das Leben ihres Lieblingshündchens zu retten. Herr Dr. Kreuzer begleitete den Fall mit einigen Bemerkungen, und es entspannen sich nun wissenschaftliche und anziehende Verhandlungen über diesen Gegenstand, wobei die Herren Prof. Dr. Czermak, Dr. Czjkanek, Prof. Dr. Wagner, Hofrath Ritter von Wirer, Dr. von

Reider, Prof. Dr. Tölkényi, Regierungsrath von Wattmann, Prof. Dr. von Carabelli interessante Facta und Ansichten mittheilten, Herr Präses Dr. Malfatti von Montereio die Entstehung des Cretinismus von einer neuen, interessanten Seite beleuchtete, und Herr Regierungsrath Dr. Knolz seine eigenen Beobachtungen, die er im Salzburgischen selbst gemacht, hinzufügte, und das Resumé der bisherigen Verhandlungen bündig zusammenfaßte.

Herr Dr. Beer las sodann einen Aufsatz über Encephalopathie, in Folge von Bleivergiftung, in welchem er die Symptome der Krankheit schilderte, ihre Varietäten sorgfältig unterschied, die Unterscheidungsmerkmale von ähnlichen Zuständen hervorhob, und schließlich einige Krankheitsgeschichten mittheilte, deren genau angegebener Sectionsbefund zu wichtigen Folgerungen veranlaßte.

Endlich zeigte Herr Kreisarzt Dr. Knaffl die in der letzten Versammlung zur Sprache gekommene Dr. Günsche'sche Impffeder vor, theilte die von Dr. E. H. Fröhlich damit vorgenommenen*), sehr befriedigend ausgefallenen Versuche mit, bestätigte ihr Resultat aus eigener Erfahrung, und schloß damit, daß dies Instrument den Vorzug vor der Nadel verdiene, da mittelst desselben 1. die Operation viel schneller vollführt werden könne, 2. keine Verwundung, die Blutung nach sich zöge, beigebracht werde, somit dieselbe auch bei den unruhigsten Kindern anwendbar sei, 3. auch der minder Geübte leicht vacciniren könne. — Die Einwendung, daß die normale Form der Pocke und mit ihr die gehörige Schutzkraft hierbei vielleicht leide, suchte Herr Dr. Freiherr von Feuchtersleben durch die Bemerkungen zu entkräften, daß der Pockenstoff und die Reaction das Schützende seien, und übrigens auch die gewünschte Form mittelst dieser Feder erzielt werden könne.

In der Versammlung am 30. Juni staltete zuerst Herr Professor Dr. Czermak Bericht über das Geschenk des Herrn Dr. Grossmann an die Gesellschaft, bestehend in Hufeland's „Journal für praktische Heilkunde vom Ursprunge an bis incl. 1834, sammt Bibliothek,“ ab, und sprach im Namen der Gesellschaft seinen Dank aus.

Dann theilte Herr Hofrath Dr. Wierer Ritter von Kettenbach aus einem Briefe des als Physiker und Chemiker rühmlichst bekannten Prof. Dr. Pfaff aus Kiel an ihn interessante Versuche mit, die wir hier im Auszuge anführen. Prof. Pfaff hatte vor mehreren Jahren den vom Herrn Hofrath Dr. von Wierer angestellten Heilversuchen mit dem

*) S. Nr. 42 der »Gesundheitszeitung.«

magneto-elektrischen Apparate bei mehreren Fällen von Lähmungen beigezogen, und seitdem seine eifrigsten Forschungen diesem Gegenstande zugewendet. Er spricht sich nun über die Trefflichkeit des von Wien mitgebrachten Apparates, so wie über die, an demselben vom Herrn Prof. von Etti n g s h a u s e n und Herrn Regierungsrath Baumgartner angebrachten wesentlichen Verbesserungen höchst ehrenvoll aus, und erwähnt der guten Früchte, die sich bereits auch in Kiel aus der Anwendung dieses Apparates ergeben haben. Interessant ist es, daß in zwei Fällen von Lähmung der untern Gliedmassen nicht durch elektro-magnetische Schläge und Erschütterungen, sondern nur durch fortwährende Strömungen ein glückliches Resultat erzielt werden konnte. In einem dritten Falle von vollkommener Lähmung der Beugemuskeln der Hand bei einem jungen, kräftigen Manne, der sich dieselbe in Folge einer anhaltenden, starken Zerrung und Druckes der Nerven bei Einrichtung des kurrirten Oberarmes zugezogen, wurde gleichfalls nur von allgemeinen Strömungen der glücklichste Erfolg erhalten. Ferner hat Prof. P s a f f zahlreiche Versuche angestellt über die Entstehung von Elektrizität bei chemischen Prozessen der Verbindung und der Zersetzung, und sich bei diesen Experimenten eines sehr empfindlichen Condensators bedient, um durch diesen auf die leiseste Spur von Elektrizität reagiren zu können. Das Resultat war, daß weder beim Verbrennen des Wasserstoffgases, noch des Schwefels, des Zinks, und eben so wenig bei Entwicklung des kohlen sauren Gases, des Wasserstoffgases, des Salpetergases und des Schwefelwasserstoffgases sich Elektrizität entdecken ließ. Er macht hiermit auf die Täuschungen aufmerksam, denen man ausgesetzt sei, wenn man nicht mit der größten Vorsicht bei Anwendung des Condensators verfähre, und schreibt die irrigen Resultate der älteren Experimentatoren, namentlich L a v o i s i e r's, der Vernachlässigung dieser Vorsicht zu.

Herr Dr. K o l l e t s c h k a las hierauf eine Skizze über Hirn-Hypertrophie, worin er sich über die Beschaffenheit dieses Zustandes aus anatomischem Befunde, über dessen Merkmale während des Lebens, über dessen Ähnlichkeit und Verschiedenheit zu anderen Krankheiten, über dessen erkennbare Ursachen wissenschaftlich verbreitete, und schließlich einige aus dieser Erkenntniß geschöpfte Maßregeln zur Verhütung und etwaigen Heilung dieses Uebels angab.

Hierauf las Herr Dr. Freiherr von Feuchterleben mit Rücksicht auf die anziehenden Discussionen der vorigen Sitzung einen recapitulirenden Aufsatz über das sogenannte Versehen. Er suchte nicht die zur Sprache gekommene Frage zu entscheiden, sondern verfuhr nur analitisch, indem er die Frage selbst zergliederte und dabei fand, daß sie sich theils

auf eine höhere zurückführen lasse, die außer dem Bereiche unserer Wissenschaft liege, theils aber auch in näher liegende, physiologisch-praktische zerfalle, die er der Gesellschaft zu weiteren Erörterungen vorlegte. Hieran reiheten sich wieder einige Mittheilungen von herbezüglichen Fällen und Meinungen.

Sodann erläuterte Herr Dr. Knoth seine Heilmethode der Brüche. Im Jahre 1829 war er auf den Gedanken gefallen, durch die mechanische und dynamische Einwirkung verschiedener, hoch herabfallender Tropfen, in Verbindung mit weiteren, zweckmäßigen Mitteln, einen freien Leistenbruch zu heilen. Der Erfolg war so glücklich, daß er auf diesem Wege fortschritt, und nun mehrere gelungene Fälle mitzutheilen im Stande ist, wo theils auf die angegebene Weise, theils in hartnäckigeren Fällen durch Beiziehung feuchten Temperaturwechsels, radicale Hilfe erzielt worden ist.

Herr Prof. Dr. Czermak schloß die Sitzung mit Entwicklung interessanter, auf Thatsachen und Versuche gegründeter Ansichten über Generation und Evolution, die vor ein rein wissenschaftliches Forum gehören.

Die Geschichte des Pönitentiärsystems.

(Fortsetzung.)

Herr Wood sucht jeden Gedanken von Wahnsinn abzuwenden, der unter dem Einflusse der Absperrung sich entwickeln könnte. Das Endresultat des Gesundheitszustandes würde nun also nach ihm Folgendes sein. Die 312 Verhafteten, welche aus dem Gefängnisse von 1829 — 1836 entlassen wurden, fanden sich in mehrere Kategorien eingetheilt: Verbesserte Gesundheit 78, gleiche Gesundheit 164, schwächer ohne kränker zu sein 17, verschlimmter Gesundheitszustand 15, bedeutend verschlimmter Gesundheitszustand 4, gestorben 33, Selbstmord 1. Die mittlere Sterblichkeit würde demnach für jene sieben Jahre 3 auf 100 gewesen sein.

Hebt man die günstige Seite dieser Resultate hervor, dann kann man sie ungefähr auf folgende Weise darstellen: 1. In der hohen und gesunden Lage des Gefängnisses, in der gewissenhaften Aufmerksamkeit, die man der Lüftung und der Heizung widmet, in der guten Kost, der Regulirung der Lebensweise u. dgl. m.; 2. in der Ablenkung atmosphärischer Schädlichkeiten, die bei Freien so oft die Veranlassung zu Krankheiten sind; 3. in den Gegenmitteln gegen Trunksucht, die Ursache so vieler Krankheiten, und selbst Verbrechen, und 4. in der Einführung gewisser Gewerbszweige, die die Thätigkeit des ganzen Körpers in Anspruch nehmen. Aber alles dies sind Vortheile, die auch in anderen gut eingerichteten Gefängnissen erzielt werden können, ohne daß sie Pönitentiärhäuser mit gleichen Prinzipien sind, und darum übergehen wir sie mit Stillschweigen.

Wenn wir daher fanden, daß in Cherry-hill bei den Uebelständen der Vermehrung der Flügel und der engen Höfe des Erdgeschosses die Gesundheit der Sträflinge mehr oder minder gelitten hatte, so müssen wir dies doch dem speziellen Einflusse und der andauernden Wirkung der Isolirung in Zellen auf Körper und Seele zuschreiben. Prüft man die Ziffern, so erhält man folgendes Resultat: Von 697 Gefangenen, die auf der Tabelle von Demetz sich finden, rechnet man 306 mit guter Gesundheit, 99 mit mittelmäßiger Gesundheit, 85 mit Krankheit, 34 Gestorben, von denen 1 Selbstmord.

Die Veranlassungen der Sterblichkeit sind ziemlich die nämlichen, wie in anderen Gefangenhäusern, und können daher unterüßichtigt gelassen werden.

Dennoch betrug die allgemeine mittlere Zahl der Sterblichkeit während den letzten sieben Jahren 4,88 auf %, und die jährliche mittlere Zahl 3,29 auf % — ein Verhältniß, daß in mehreren anderen Gefängnissen mit anderem Regim geringer gefunden wurde. Ueberdies war unter den 278 Entlassenen oder Begnadigten der Gesundheitszustand gleich geblieben bei 185, hatte sich verbessert bei 52, geschwächt bei 15, verschlimmert bei 20, und sehr verschlimmert bei 7. Zieht man die 185 ab, die hier kein Gewicht in die Wage legen können, so bleiben auf der einen Seite 52 Besserungen, und auf der anderen 42 Verschlimmerungen, und rechnen wir noch die 34 Gestorbenen hinzu, so haben wir eine Totalsumme von 76 Gefangenen, deren Gesundheit untergraben worden: ein Verhältniß von 24, die gegen den Gesundheitszustand von Cherry-hill sprechen.

Ferner ist die Tabelle von Demetz keineswegs der Behauptung des Dr. Bache günstig, daß nämlich diese Art Gefängnisse die Entwicklung besonderer Krankheiten nicht begünstige, sondern sie liefert vielmehr den Beweis, für die Grundsätze, welche Goffe aufgestellt hatte, in Bezug auf gesundheitlichen Einfluß, andauernder absoluter Absperrung, sitzender Lebensweise insbesondere, und fehlerhafter Gewöhnungen, die daraus hervorgehen. Unter den angeführten Krankheiten zählt man 32 des Kopfes, von denen 17 wohl ausgeprägte Geisteskrankheiten von verschiedenem Grade, von einfacher Störung der Sinne bis zur Manie 5 waren.

Was hier vor Allem auffallen muß, ist das Verhältniß der Geisteskrankheiten zu den anderen. Ohne Zweifel bestanden mehrere von ihnen schon vor Eintritt in das Gefängniß, und lieferten den Beweis, daß Verbrechen und Wahnsinn oft nur aus einer Quelle entspringen; bei Anderen mochte der Mißbrauch geistiger Getränke Anlage zu Krankheit gegeben haben, und dann fällt die Schuld dieses Verhältnisses nicht einzig und allein auf das Regim zu Cherry-hill. Aber auch diese Veranlassungen finden auch anderwärts Statt; manche Fälle dieser Krankheit waren gewiß die unvermeidliche Folge der Absperrung, und bei allen Fällen wird man nicht läugnen können, daß die andauernde absolute Absperrung den Zustand wenigstens verschlimmert habe.

Dr. Bache erkennt an, daß das absolute Absperrn zwar gesünder, als die Einrichtung der alten Gefängnisse, doch immer noch in einigen Fällen der Gesundheit der Gefangenen nachtheilig sei, daß es die Lebenskraft des Organismus herabstimme und er bemerkt, daß sie, eigentlich genommen, der Gesundheit immer nachtheilig sein müsse. An einer andern Stelle sagt er: „Das einsame, abgeschlossene Gefängniß, so wie man dessen Einrichtung im BÜßungshause von Cherry-hill findet, ist an sich genommen nicht gesund“. Und Geisteskrankheit zeigte sich in der

Anstalt von Cherry-hill theils bei Subjecten, die geisteskrank aufgenommen, theils bei Gefangenen, die vor ihrem Eintritte schon Zeichen von Wahnsinn gegeben, theils endlich bei solchen, die zuvor nie als wahnsinnig erkannt worden waren. — Der Irre bietet in Bezug auf Gefängniß ein schwieriges Problem. Dr. Gosse hält es in gewissen Fällen für wichtig und dringend, zwischen wirklich verbrecherischen Handlungen und solchen, die in Folge von Wahnsinn geschehen, einen Unterschied zu machen. Richter und Geschworne sind selten und nur mit Mühe empfänglich für Entschuldigungen, die man auf Irren des Angeklagten begründet; sie fürchten dadurch dem Verbrechen Vorschub zu leisten und manches Subject wurde schon zu Gefängniß verurtheilt, das eigentlich in das Irrenhaus gehörte. Auch ist Gosse der Ansicht, daß der geistige Zustand eines Verbrechers eine gewisse Anlage zu Irren mit sich führt, die bei dem Zwange und den moralischen Stürmen, denen der Mensch im Gefängniß unterworfen ist, in Krankheiten als wirklicher Wahnsinn hervortreten kann. — Man sieht daraus, daß in allen Gefängnissen Fälle von Wahnsinn mehr oder minder häufig vorkommen müssen; diese Ueberzeugung hat sich Gosse in seiner eigenen Erfahrung aufgedrungen, die er als Arzt von Wallut-street und von dem BÜßungshause von Cherry-hill in einer langen Reise von Jahren gemacht hat. Aber der Vergleich zwischen diesen beiden Gefängnissen hat ihn gelehrt, und er glaubt seiner Pflicht gemäß erklären zu müssen, daß Fälle von Irren weit häufiger in diesem BÜßungshause vorkommen, als in dem bloßen Gefängnisse von Wallut-street.

Aber auch der Mangel an Leibesübung und an frischer Luft zur Erhaltung der Gesundheit macht sich unter manchen jener Gefangenen fühlbar, und Dr. Vache selbst ist überzeugt, daß manche Krankheiten durch die Einpressung in so enge Räume, wie die Zellen sind, verursacht werden, und verordnet deswegen, solche Gefangene, die frische Luft dringend nöthig haben, den ganzen Tag über in ihren Höfen verweilen zu lassen, und die Aufseher sind berechtigt, in solchen Fällen Gefangene in Begleitung eines Wächters selbst in dem großen Hofe spazieren gehen zu lassen.

Dr. Vache erklärt sich endlich auch gegen die gemeinschaftlichen Krankenzimmer, und hält Absonderung für die Heilung weit günstiger. Er lehrt uns, daß die Abtritte in den Zellen der Gesundheit nachtheilig seien, weil sie üblen Geruch verbreiten und den Gefangenen als Mittel zum gegenseitigen Verkehr dienen. Er verlangt gewissenhafte und tägliche Reinigung der Gefangenen und der Zellen durch trockenes Reiben, und will Waschen mit Wasser dabei verboten wissen. Auch er fordert Belohnung durch Theilung des Gewinnes und Ueberlassung des Uberschusses an die Familien der Gefangenen, die sich gut betragen, und hält religiöse Unterweisung in Form von Predigten für unzweckmäßig. „Viele Gefangene,“ sagte er, „betreten mit reizbarem Gemüthe das Gefängniß, und Alle besitzen eine reizbare Anlage, durch die Macht des Wortes und der Vorwürfe leicht zu sehr, selbst bis zum Wahnsinn aufgeregert zu werden.“

Dies die kurze Darstellung des Pönitenzhauses von Cherry-hill und der guten oder schlechten Resultate, die in demselben gewonnen worden sind. Man sieht, daß die letzteren überwiegend sind, wenn es sich um andauernde Absperrung handelt, und wenn die Thatsachen, auf die wir unser Urtheil gestützt haben, richtig sind. Und trotz dem hat diese Anstalt in unbedachter Bevorzugung so manche Ver-

wunderer und Nachahmer gefunden. Die Ursache davon werden wir später auseinander setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Arzt in Paris.

(Nach Roux. *)

Es gibt für den Arzt in Paris eine Epoche, die man die problematische nennen könnte. Tritt er, mit einem Titel versehen, aus der Schule, so ist noch die Heilkunde Gegenstand seines Glaubens und seines Nachdenkens; allein es währt nicht lange, wo er nur an Kranke glaubt und nur darüber nachdenkt, wie dergleichen aufzufinden wären. So lange der Kranke für ihn eine Dichtung — gleichsam eine Mythe ist, und das ganze Menschengeschlecht sich vollkommen wohl befindet, möchte der Anfänger aus Verzweiflung lieber ein Astronom geworden sein; er ergreift jedes Anerbieten, wird verantwortlicher Herausgeber fremder Werke — gesellt sich einem medizinischen Journal als Corrector bei — veröffentlicht Krankengeschichten, mit einem Wort: er debutirt.

Ein solcher angehender Arzt in Paris hat kein dringenderes Geschäft, als den Deputirten seines Departements zu besuchen. Dieser sieht es gleichsam als eine stille Klausel seines Mandats an, die ersten Versuche des jungen Landmannes zu unterstützen — ja, er läßt sich vielleicht selbst von ihm behandeln. Endlich wird der junge Mann einem berühmten Kollegen empfohlen; er macht seine Aufwartung, erhält einen Kranken als Aufmunterung, — versteht sich einen solchen, den er rein im Interesse der Menschheit heilen soll. Aber er vergißt bei dieser Gelegenheit nicht, ein Bißchen Rücksicht auf seinen eigenen Ruf zu nehmen. Doch das sind ganz gewöhnliche Wege, die Jeder versucht. Allein wo es sich um Celebrität handelt, da reicht das Gewöhnliche nicht aus; da bedarf es einer eigenen Methode. Fleißig zu Fuß gehen, mit dem Plane, ein berühmter Arzt zu werden, — das hieße eben so viel, als sehr spät oder gar nicht an's Ziel zu gelangen. Man nimmt also einen Wagen; an glänzendem Anzuge darf es um so weniger fehlen, als man eben aus dem dritten in den ersten Stock gezogen. In dem prachtvoll möblirten Empfangszimmer wird ein Bild an die Mauer angeheftet, das den Hippokrates vorstellt, wie er die Geschenke des Königs Artaxerxes zurückweist, d. h. mit anderen Worten: Sehet, ich bin uneigennützig!

So lange man unbekannt ist, und also noch nichts zu verlieren hat, kann man nur gewinnen. Was berühmte Aerzte, aus Furcht ihrem Rufe zu schaden, kaum wagen, wird von dem jungen Aesculap eben deswegen mit kaltem Blute gewagt, um Aufsehen zu machen. Nun kommen die schwereren Fälle, — die sogenannten fatalen Complicationen oder Vergiftungs-Scenen, in denen man den tiefen Chemiker und den Gerichtsarzt zu zeigen Gelegenheit hat — der junge Arzt triumphirt, und gelangt zu dem, was man demi-fortune nennt. Will es mit der Celebrität des Talentes nicht recht von Statten gehen, so muß eine reiche Erbin aus dem Pariser Kaufmannsstand aushelfen, damit man wenigstens eine

*) Moeurs contemporains.

Geld-Celebrität wird. Hat man wenig Kranke — wohlán, so kann man seine ganze Thätigkeit auf einen Einzigen concentríren, und das Ideal eines Arztes, das man im Busen hegt, realisíren. Man kommt also vor bestimmten Stunde, bleibt eine Viertelstunde bei seinem Klienten, kóset die Medikamente, besichtigt den Auswurf, bringt Nächte bei dem Kranken zu, begleitet ihn auf das Land, und gibt den Hausleuten unentgeltlichen Rath. Das beste Mittel, sich eine Clientèle zu verschaffen, ist oft die Voraussetzung, daß man eine solche schon habe. Sehr viele Aerzte beginnen damit, daß sie berühmt werden, bis es ihnen endlich gelingt, bekannt zu werden. Daher müssen die Nachbarn im Schlafe gestóret werden; man muß uns zu jeder Stunde des Nachts wegen einer beliebigen Fürstin wecken; die Gesundheit der Vorstadt St. Germain muß von einer unserer Minuten abhängen; eine lange Reihe mit Wappen bemalter Equipagen muß sich vor dem Thore aufstellen. — Kammerdiener, Jäger, alle Gattungen Vivreebedienten drängen sich herbei. Man hat schon den Schatten — die Wirklichkeit ist nur noch zwei Schritte entfernt.

Die periodische Presse ist kein geringes Mittel, des Arztes Ruf zu verbreiten. Gelingt es Jemanden, ein medizinisches, chirurgisches oder medizinisch-chirurgisches Journal zu gründen, so hat er den Grund zu einem weitverbreiteten Ruf gelegt; sein Journal dient ihm zum Hebel des Archimedes, und ohne dessen Erlaubniß kann die Wissenschaft keinen Schritt vorwärts machen. Es gibt keine Krankheit, von der nicht in seiner Zeitung die Rede ist; jüngere Aerzte suchen um seine Unterstützung an, die älteren schonen, und beide fürchten ihn, ja er ist im Stande, die ganze Fakultät in Harnisch zu jagen.

(Der Beschluß folgt.)

Blüten aus dem Paracelsus.

(Fortsetzung von Nr. 58.)

Es schreiben durch einander gute und böse Leute und viel der Schwärmer fälschen das Gute durch das Böse, finden und erheben eher das Böse denn das Gute und machen durcheinander einen Ruß, daß einer, der auf die Wellen kommt, nicht wieder kann in's stille Meer kommen. Ein Jegliches will von Anderer Federn seinen Rahmen erheben, und ein Neues aufbringen. Durch solche Skribenten ist die Arznei zerbrochen worden, und es ist den papiernen Büchern nicht zu trauen die nur aus alten Lappen gemacht sind. So wie es daraus besteht, so ist es auch Lapperei, was Ihr darauf findet, eine Lehre von Stückwerk und Lumpen.

(Wird fortgesetzt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Mígott'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wóchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 60.

Montag, den 27. Juli 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Hill über Abschaffung von Zwangsmaßregeln in Irrenhäusern. — Der Arzt in Paris. — Edict gegen die medizinische Puscherei in Constantnopol. — Miscelle.

Hill über Abschaffung von Zwangsmaßregeln in Irrenhäusern.

Diejenigen, welche Zwangsmaßregeln in den Irrenhäusern abschaffen wollen, müssen besonders erwarten, daß sie bei den Wärtern und Wärterinnen den größten Widerstand finden werden; eine Zeit lang werden große Rechnungen für zerbrochene Fensterscheiben vorgelegt werden, und Betttücher und Bettdecken werden täglich zerrissen. Es werden Perioden folgen, in welchen die Schwierigkeiten und die vorübergehenden Aufregungen und Unordnungen den Oberaufseher am meisten drängen, zu dem alten System der Zwangsmaßregeln zurückzukehren; endlich aber werden Erfahrungen und Geduld auf bessere Mittel zur Beherrschung der Gewaltthätigkeiten und Verhinderung von Unregelmäßigkeiten ihren Eingang finden. Statt der jedenfalls verdammungswürdigen gewaltthätigen Maßregeln körperlichen Zwanges müssen geistige Aufsicht, sorgfältige Bewachung, Aufmerksamkeit, um Gewaltthätigkeiten zu verhindern, um Reizung zu mildern und Zänkereien zu beschwichtigen, eingeführt werden. Die Wärter bekommen Gewandtheit in Handhabung der einfachsten Mittel, wodurch sie heftig aufgeregte Kranke lenken; man muß sich nicht in Kampf mit dem Einzelnen einlassen, wobei ein oder der andere Theil immer Schaden nimmt, sondern man muß durch ein combinirtes Verfahren allen Widerstand überwinden. Arme und Beine werden auf eine geschickte Weise der ungehörigen Freiheit zum Handeln beraubt, indem man alle Gegenstände beseitigt, welche während der Wath des Kranken zum Wer-

fen ic. dienen können, und indem man rasch und ruhig auf die mannigfaltigste Weise alle Schwierigkeiten zu beseitigen sucht. Sind Kranke heftig, so sperrt man sie eine kurze Zeit ein; zerschlagen sie die Fenster, so schließt man die Fenster, zerreißen sie die Bettdecken, so näht man die Betten mit einem festen, nicht zu zerreißenen Material ein; ziehen sie ihre Kleider aus, oder zerreißen sie dieselben, so gibt man so starke Kleider, daß dadurch ihre Zerstörungswuth vereitelt und ihnen überdrüssig gemacht wird, und man schließt die Kleider mittelst eines Ledergürtels und eines kleinen Schlosses; schlagen die Kranken, so steckt man ihre Hände in weiche Vorhandschuhe; ihre übermäßige Müßigkeit aber erschöpft man durch starke Bewegung im Freien. Kurz, Alles ist besser, als das Befestigen und Fesseln der Glieder, wodurch man allein herbeiführt, daß die Unreinlichkeit nie geheilt und die Wildheit nie bezwungen wird. Dennoch wird Jahre lang dieses System noch nicht vollständig wirken; denn viele von den Kranken werden wohl immer solche sein, welche bereits durch alle Arten von Zwangsmaßregeln gequält und gereizt worden sind, welche Tage lang in der Zwangsjacke herumsliefen, Wochen lang in Betten gefesselt waren, und Monate lang im Zwangsstuhle zubrachten. Kein System kann diesen Unglücklichen helfen, sie müssen ihr Leben in Elend hinbringen, wovon kein geringer Theil erst durch die Menschen hervorgerufen worden ist.

Man muß sich viele Unruhe gefallen lassen, man muß manche Opfer, auch wohl große Angst ausstehen, bevor das Ende zu erreichen ist. Unter andern Opfern, welche man bringen muß, ist auch der eitle Ruhm der Stille in den Krankensälen aufzugeben. Denn Kranke, welche glücklich sind, werden nicht immer ruhig sein können. Man wird bei diesem Systeme die unruhigen und störenden Kranken nicht in der untern Etage unterbringen, die lärmenden nicht in trübselige Höfe verbannen und dann eine leere Gallerie zeigen. Ist überall ein gutes Benehmen eingeführt, so müssen die Kranken nicht allein Freiheit besitzen, sondern auch des Gefühls der Freiheit sich erfreuen. Sie werden nicht passiv und stillschweigend dastehen, wie Wesen, zu welchen die Außenwelt keine Beziehung mehr hat, sondern sie werden freundlich und lebhaft dem Besucher nahen, und denselben mit Vertrauen anreden. Die Nettigkeit des Hauses, welches gezeigt wird, wird allerdings nicht mehr dieselbe sein; aber es werden von nun an eine größere Anzahl von Kranken geheilt werden, als dies unter dem alten Systeme des Zwanges möglich war.

Was die Erlangung solcher Resultate betrifft, so scheinen folgende Angaben aus dem Hanwell Report das zu beweisen, was man erwarten kann. Diese Bemerkungen sind um so wichtiger, als sie sich auf ein

Irrenhaus beziehen, in welchem 800 Irre fast ausschließlich aus den armen Klassen untergebracht sind.

„In Bezug auf Behandlung hat der dirigirende Arzt es für passend gehalten, sich ganz und gar von dem frühern Systeme der Behandlung, welches in diesem Irrenhause eingeführt war und in Anwendung des Zwanges gegen alle Widerspänstigen bestand, zu entfernen. Ohne die Achtung, welche die Anstalt früher sich erworben hatte, im mindesten an-tasten zu wollen, schien es dem Arzte doch, daß der Vortheil der ge-wöhnlich angewendeten Zwangsmaßregeln zur Zeit seiner Anstellung in dem Spital in keinem Verhältnisse zu der Häufigkeit ihrer Anwendung steht; es schien ihm, als wenn sich sehr ernste Einwürfe dagegen erheben ließen, ja als wenn sogar manche von den Unordnungen, zu deren Be-seitigung Zwang unerlässlich schien, erst durch denselben hervorgerufen würden, und es erschien auf diese Weise der Zwang als ein Hinderniß für die Aufgabe der ganzen Behandlung, nämlich als Hinderniß der Heilung. Das Beispiel des Lincoln Asylum, in welchem drei Jahre lang gar kein Zwang angewendet wurde, kam hinzu, um den Versuch zu rechtfertigen, ob es nicht möglich sei, auch in dem Hanwell Asylum mehr durch geistige Beherrschung, als durch physischen Zwang zu wirken.

„Ein solcher Versuch war natürlich auf alle Fälle, ohne einige zu-nächst eintretende Nachteile, anzuwenden. Wärter, welche daran gewöhnt sind, sich rasch durch Zwang zu helfen, wollten dieses System nicht auf-geben, und waren überdies in den Mitteln nicht geübt, ohne welche die Abschaffung der Zwangsmaßregeln Unannehmlichkeiten herbeiführen mußte. Diese Unannehmlichkeiten aber waren sie nicht im Stande, mit den ent-fernteren Uebeln zu vergleichen, welche die Fortdauer des Zwanges her-vorbringen mußte. Auch wagte der dirigirende Arzt noch nicht zu sagen, daß strenger Zwang niemals nöthig sei; vor der Hand aber läßt sich Fol-gendes über den Versuch, ohne Zwang auszukommen, mittheilen. Aus den Listen ergibt sich, daß im Juli die Anzahl der täglich angewendeten Zwangsmittel öfters sich auf vier beschränkte und niemals über vierzehn erhob; mit Mitte August war auf der Weiberabtheilung kein einziger Patient, und seit dem 20. September auf der zweiten Abtheilung kein einziger einem körperlichen Zwang irgend einer Art unterworfen. Ein-mal sind ohne Willen des Arztes kurz vorübergehende Zwangsmaßregeln in Anwendung gekommen, welche nicht mit aufgezeichnet sind; aber im Gan-zen gibt das Verzeichniß, welches in der ganzen Zeit geführt worden ist, doch eine richtige Uebersicht über die vollkommene Beseitigung anhaltender Zwangsmaßregeln. Für Patienten, welche sich entkleiden oder ihre Kleider zerreißen, sind starke Kleider angefertigt, welche über den Hüften mit einem

Ledergürtel und einem kleinen Schlosse befestigt sind. Verschiedene Versuche sind gemacht worden, um in der Nacht diejenigen zugedeckt zu erhalten, welche sich sonst bloßlegen und verkälten; warme Stiefel, die über den Knöcheln mit einem kleinen Schlosse anstatt einem Knopf befestigt sind, schützen bisweilen die Füße derjenigen, welche sie nicht unter der Decke halten; statt der Fesselung der Hände, um das Abreißen eines für die Kur nöthigen Blasenpflasters zu verhüten, was eine unnöthig strenge und häufig fortgesetzte Maßregel ist, wird eine Art von Deckel über dem Blasenpflaster befestigt, so daß dieses eben so sicher geschützt ist. Diejenigen Kranken, welche sich gewöhnt haben, plötzlich zu schlagen, die Bettdecken zu zerreißen u. s. w., haben gewöhnlich Armesel, welche nach vorne in einen gepolsterten, nicht für den Daumen und die Finger getheilten Handschuh enden; dagegen wird keine Form von Zwangsjacke, von Hand- oder Fußfessel, oder von irgend einem andern Befestigungsmittel des Kumpfes, der Extremitäten oder der Muskeln angewendet. Die Zwangsstühle, deren früher 40 in Gebrauch waren, sind ganz und gar verschwunden; kein Zwangstuhl ist seit Mitte August irgend gebraucht worden. Es ist wohl noch zu früh, um sich positiv über die Wirkung dieser Maßregel auszusprechen. In einem so großen Irrenhause, welches mit armen Geisteskranken gefüllt ist, sind die Mittel der geistigen Beherrschung immer beschränkt, und das Aufhören grausamer Zwangsmaßregeln wird auch von den Kranken nur langsam bemerkt werden. Dennoch glaubt sich der Arzt zu der Angabe berechtigt, daß nach seinen einige Monate lang für alle Stunden fortgesetzten Beobachtungen, trotz einiger besonderen Schwierigkeiten, der Lärm und die Unordnung, welche früher auf einigen Sälen herrschend war, bereits vermindert ist, — daß Beispiele von Zobsucht und Wuth bei Weitem seltener geworden sind, — daß die Paroxysmen, denen einige Kranke unterworfen sind, jetzt leichter und mit geringerer Gewaltthätigkeit vorübergehen, — und daß die Fälle, welche längere Zeit aller beruhigenden Behandlung spotten, hauptsächlich, wo nicht ausschließlich, acute Fälle sind, deren Symptome durch strengen Zwang nur gesteigert werden würden, oder aber, daß sie zu den Fällen gehören, welche während ihres viellährigen Irreseins bereits wiederholt jeder Art von heftiger Zwangsmaßregel unterworfen worden sind. In Bezug auf die Abschaffung der Zwangsstühle läßt sich ein bestimmteres Urtheil aussprechen. Mehrere Kranke, welche früher immer in denselben gehalten wurden und stillschweigend, stupid und wie blödsinnig in sich versunken waren, sieht man nun heiter durch die Säle und durch die Erholungshäfe herumgehen, und es ist keine Frage, daß es als ein Glück zu betrachten ist, daß sie aus einer Knechtschaft befreit wurden, deren unvermeidliche und traurige Folge die Angewöhnung der Unreinlichkeit ist.“

Nicht zu übersehen ist das Wehagen und die Heiterkeit der Wärter, welche früher immer in Aufregung und Angst lebten; von ihnen hängt es ab, ob sich Ordnung und Wohlverhalten um sie herum bildet; sie müssen gut gezogen werden, bevor das neue System seinen ganzen Nutzen entwickeln kann. Die Neigung der Menschen, Andere zu beherrschen, macht zwar, daß jetzt die Ketten und Zwangsjacken nur ungern und mit Widerstreben hergegeben werden; dennoch wird man in kommenden Zeiten mit Verwunderung auf diese Dinge zurückblicken, und sich der seit ihrer Abschaffung gehobenen Gesundheit, des bessern Aussehens und des schicklichen Benehmens der unglücklichen Opfer dieser Maßregeln erfreuen, und erst dann wird man erkennen, wie viele derjenigen unglücklichen Geisteskranken, die man als die „Unreinlichen“ bezeichnet, nur durch Vernachlässigung unreinlich geworden sind.

Die Wärter, von denen bei diesem Systeme so viel gefordert wird, und von denen eigentlich der Erfolg der edelsten Kur abhängt, müssen daher auch alle die Berücksichtigung erhalten, zu welcher ihre mühsame Stellung und ihre wichtigen Pflichten ihnen einen Anspruch geben. So viel als möglich, muß man ihre Thätigkeit zu gleicher Zeit verhüten und ihnen öfters, jedoch kurzes, Ausgehen erlauben; ihr Gehalt muß so sein, daß sie für den Moment zufrieden sein können und auch für spätere Zeit, wo sie nichts mehr durch Arbeit verdienen können, etwas zurückzulegen im Stande seien. Auch für ihr persönliches Wohlbefinden muß gesorgt sein; ihre Nächte müssen, außer wenn sie gerade die Nachtwache haben, nicht gestört werden; sie müssen ruhig essen und trinken können, allenfalls in gemeinschaftlichen Eßsälen, einer für die Wärter, und ein anderer für die Wärterinnen, so daß nur die Hälfte von allen zugleich beim Essen ist. Je mehr man strengen Gehorsam von ihnen verlangt, um so mehr müssen sie mit Freundlichkeit und Vertrauen behandelt werden; man muß sie über die Gründe dessen, was man von ihnen verlangt, belehren, über vorkommende Fehler nicht zu scharf tadeln, und wenn sie Eifer für ihre Pflichten zeigen, durch Freigebigkeit aufzuern.

Der Arzt in Paris.

(N a ch R o u x.)

(W e s t h u s.)

Ein musikalisches Instrument ausgezeichnet spielen, heißt oft so viel, als seinen künftigen Kranken bedeuten, daß man die zartesten Anflänge der Nerven, und die leiseften Töne des Herzens zu vernehmen versteht; man wird Anfangs der Freund und bald der Arzt der Künstler; und hat man gar eine Sammlung von

Medaillen, von Gemälden, von Antiken, — so ist der Weg zu einer Krankensammlung eröffnet.

Hat der Arzt am meisten Muße, so darf er am wenigsten Zeit verlieren. Es gibt Fälle, in denen derselbe überall gesehen werden muß; des Morgens im Spital, am Tage bei seinen Kranken auf dem Lande, des Abends im Kreise eines ärztlichen Vereins. Eine Consultation muß ihn bei seinen Visiten zu spät kommen lassen, er kommt zu spät nach Hause, wie ihn doch die Patienten so lange aufhalten. Von den Armen nimmt er durchaus nichts an; anfangs begnügt er sich mit Kranken, um endlich später auch Klienten zu haben.

Sein Ruf schreitet jedoch nur langsam vor; aber laßt nur eine Epidemie ausbrechen — und Göttin Fama hebt ihn plötzlich. Die Cholera hat so manches Opfer hingerafft — aber wie viel neue Aerzte hat sie geschaffen! Wie Viele haben wegen der Zudringlichkeit dieser Seuche den Arzt improvisirt.

Schon längst hat man gesagt, daß es die Umstände sind, die den Arzt machen. Es gibt dunkle Krankheitszustände und höchst schmerzhaftes Leiden, die er ganz incognito heilt; stellt er sie alle zusammen und berechnet ihren Ertrag — sie machen kaum einen Schnupfen der höhern Gesellschaft aus. Eine Schlagader bei einem Armen in einem entlegenen Stadtwinkel unterbinden — und sei es auch die Arteria iliaca — heißt freilich für die leidende Menschheit viel gethan; aber der Ruf gewinnt noch ziemlich wenig dabei; nur eine Halsentzündung bei einer Gräfin stellt das Gleichgewicht wieder her, nur so kann er seine Rechnung wieder finden. Der Arzt sieht zuerst viele Kranke im Spital; später macht er Visiten, ohne zu fragen, wo? Anfangs untersucht er die Krankheit — später fragt er um den Kranken. In der ersten Epoche ist jede ärztliche Celebrität in seinen Augen ein Charlatan, der seinen Ruf usurpirt hat: »Das wahre Wissen ist mißkannt; die Redlichkeit ist nur ein Hinderniß für's Weiterkommen.« — Hat er aber Posto gefaßt und ist er in die Reihe dieser Celebritäten vorgeedrungen, da warnet er euch stets vor jenen jungen Systematikern, denen ein Aderlaß nichts kostet, die alle Fragen lösen. Alles Ueberflüssige, das ihnen vorkommt, rechts und links abschneiden. Erfahrung geht ihm über Alles, »der große Arzt allein verdient gerufen zu werden.«

Bei einer Consultation in Paris kommen gewöhnlich zwei ärztliche Nebenbuhler zusammen, nämlich die alte und neue Schule; die Lage ist etwas delikate; der junge Arzt hat nur eine beratende Stimme; der zu Rathe Gezogene hat dagegen ein doppeltes Votum, und löset die Fragen, welche der Andere nur vorgelegt hat. Der Hinzugekommene hat also das Uebergewicht. Vor Kurzem befand sich ein junger Arzt bei einem reichen Patienten einem alten Professor gegenüber; sie waren über die Heilmethoden ganz entgegengesetzter Meinung; der Jüngere war der Hausarzt, der Aeltere hatte für sich den Glanz eines glorreichen Namens. Der zu Rathe Gezogene tadelte ganz unverholen das von dem jüngeren Kollegen eingeschlagene Heilverfahren, man gab ihm Recht, der Erfolg war ein Abschied des Hausarztes, und man forderte die Rechnung. Der Kranke hatte noch einen Schein von Gesundheit. Der junge Aeskulap übergab die Rechnung mit den Worten: »Der Herr mag immerhin ein Professor sein — Euer Kranker stirbt noch diese Nacht.« Er ward nun wieder von der Familie beibehalten. Wie ging es nun dem Kranken? Er starb. Die wahre Kunst besteht, mit Sicherheit und fest die Zukunft zu verkünden, mehr Furcht als Hoffnung einzulösen.

Gewöhnliche Kranke wollen an den Krankheiten behandelt werden, die sie zu haben sich einbilden, und die Mittel erhalten, die sie gleichsam voraus bestimmt haben. In einer höheren Sphäre muß der Arzt eine Menge neuer Namen schaffen; die gewöhnlichen Leiden reichen für das hyperbolische Bedürfniß der großen Welt nicht hin. Für sich selbst besitzt der Arzt sein eigenes Krankheitsregister. Er will nicht krank sein wie Jedermann, und die Mittel, die einen Klienten heilen, würden einen kranken Arzt umbringen. Er befindet sich nie besser, als wenn er nach eigenen Ansichten die Kunst übt. Soll er Freude an der Kunst haben, so muß die vorliegende Krankheit weder durch die Erfahrung der Jahrhunderte, noch durch die Vorschriften der Facultät hinreichend klar sein.

Ganz eigenthümlich ist die Rolle des Pariser Arztes, wenn er zugleich als öffentlicher Lehrer auftritt. Das Interesse der Wissenschaft soll gleichen Schritt halten mit seinem eigenen; er hat ein Auditorium und Privatpatienten zu besorgen; er soll im Namen der Kunst gar nichts verschweigen, und doch aus Rücksicht für seine Kranken kein Wörtchen fallen lassen, die Popularität des Lehrers und der Ruf des Praktikers sollen Hand in Hand gehen, bei der Facultät soll er gründlich und tief — im Salon oberflächlich, leicht sein — welche schwere Rolle! Gleichzeitig hat er neben der Lehrkanzel eine klinische Schule im Spital, wenigstens ist er Chef einer Spitalsabtheilung. Er steht den Schmerz unter allen Gestalten, hier auf dem Bette des Armen in seinem entseztlichsten Elend — dort aufgepußt und cofettirend in dem Boudoir einer eleganten Dame. Aus dem Spital, diesem Centralpunkte physischer und moralischer Leiden, geht er in das pachtvolle Hôtel. Diesen so grellen Contrast sieht er täglich, nur er kennt die Licht- und Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens. Der Palast und das Spitalzimmer bilden abwechselnd seine Welt. Im Spital ist er nichts als Arzt, aber trocken, derb, und wenn es nöthig ist, auch etwas hart; am Krankenbette einer großen Dame ist er der angenehmste Gesellschafter. Des Morgens in seinen Krankensälen ist er ein König; in seinen Bisten des Abends kann er froh sein, wenn nur seine Stimme gehört wird.

Edict gegen die medizinische Puscherei in Constantinopel.

Laut einem Artikel in einer der neuesten türkischen Zeitungen versucht der Sultan der medizinischen Puscherei in seiner Residenz ein Ende zu machen, ein Versuch, der uns bisher in den Hauptstädten des cultivirten Europa — in dem die Intelligenz des Volkes auf einer höheren Stufe steht, als bei den unwissenden und leichtgläubigen Orientalen, und in dem kein Mangel an wackeren, unterrichteten Ärzten fühlbar ist, während Stambul noch lange der Abzugskanal für alle europäischen Intriguanen und Charlatane bleiben wird — nicht gelungen ist. Der Artikel gibt uns außerdem einen ungefähren Begriff von dem Standpunkte der Bildung und der sittlichen Gefühle der Türken, die von einem Uebel, dessen Nennung unsere keuschen Ohren verletzen würde, offen und ohne Scheu vor den Ohren des mächtigen Padiſchah reden. — Es lautet folgendermaßen: »Ein auf dem Ergad-Basari (Arbeiter-Basar) wohnhafter Mensch, Namens Hassan, der sich dafür ausgab, ansteckende Krankheiten gründlich heilen zu können, hatte schon mehreren

preßhaften Individuen verbotene Medicamente gegeben, und erst neuerlich den Kiajja der Dülbendschis einige Pillen aus Arsenik oder Quecksilber verschlucken lassen, worauf besagter Effendi alsbald seinen Geist aufgab. Nachdem diese Thatsache durch den großherrl. Protomedicus angezeigt worden, hat Se. Hoheit den Daffan als einen verderblichen Menschen zur verdienten Strafe nach Brussa (etwa eine Tagereise von Constantinopel jenseits des Bosphorus in Kleinasien) exilirt. Damit nun hinsühro dem Ansfuge gesteuert werde, daß unwissende Subjecte, die sich einbilden, Aerzte zu sein, Leben und Gesundheit der Großherrl. Unterthanen gefährden, soll jeder in Constantinopel praktizirende Arzt vor dem Großherrl. medizinischen Collegium von seinen theoretischen Kenntnissen und seiner praktischen Tüchtigkeit Proben ablegen.“ Das gedachte Collegium delibertirt noch über die Art und Weise der Prüfung. (Frick's Zeitschr.)

Miscelle.

— Ueber die Wirkung des Gesanges auf einen Taubstummen lese ich in einer Correspondenz aus Nordamerika folgende Anekdote: Die mit einer herrlichen Stimme begabte Gräfin Merlin aus Paris besuchte vor Kurzem das Taubstummeninstitut zu New-York. Da sie von dem Director des Institutes hörte, daß einer der Zöglinge doch einen geringen Grad von Empfänglichkeit für Töne habe, so wünschte sie bei dem Armen die Wirkung ihrer Stimme zu versuchen. Sie sang daher, hatte dabei Sorge, die vollsten, reichsten Intonationen ihrer Stimme zu wählen und dem Taubstummen möglichst nahe zu treten, damit die Schwingungen möglichst stark und vollständig zu ihm gelangten. Anfangs hörte der arme Taubstumme ganz erstaunt, bald aber wich dieses Erstaunen einer nervösen Agitation, die so stark wurde, daß sein Gesicht sich zusammenzog und den schmerzhaften Ausdruck eines Kindes annahm, welches weinen will. Rauhe Töne drachen aus seiner Kehle hervor und nach einem Kampfe von einigen Augenblicken weinte er wirklich. Von diesem Anblicke gerührt und erschreckt, hörte die Gräfin auf. Der Taubstumme, über seine Empfindung befragt, erwiderte, daß es ein so lebhaftes Vergnügen gewesen sei, daß sein Gehirn davon ergriffen worden und es ihm unmöglich geworden sei, es länger auszuhalten. Madame Merlin wiederholte das Experiment nicht, und als sie sich entfernte, folgte der arme Taubstumme ihr mit einem Blicke, in welchem sich Erstaunen und Verehrung ausdrückten.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Wigotschen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonnirt man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 61.

Donnerstag, den 30. Juli 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Bureau über London's ehemaligen Gesundheitszustand. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Zur Geschichte des Pönitentiarhsystems. — Blüten aus Paracelsus. Miscelle.

Bureau über London's ehemaligen Gesundheitszustand *).

Wenn die Dauer des menschlichen Lebens einen Maßstab des Wohlseins der Individuen und der Salubrität einer Stadt abgeben kann, so ist London jetzt in dieser Hinsicht die Hauptstadt, wo das menschliche Leben die längste Dauer hat, wie die statistischen Berechnungen des Dr. Bureau-Riofrey beweisen. Wie es mit der Salubrität London's im XIII., XIV. und XV. Jahrhunderte beschaffen gewesen sein mag, läßt sich daraus schließen, daß noch in der Mitte des XVI. Jahrhunderts Erasmus die glänzendsten Anerbietungen Heinrich's VIII., um ihn nach London zu ziehen, ausschlug, „weil es ihm unmöglich sei, in einer so schmutzigen Stadt zu leben.“ Grundrisse aus der Zeit der Königin Elisabeth und von dem großen Brande her, beweisen, daß damals noch Moräste im Süden der Stadt waren. Im XIV. und XV. Jahrhundert waren die Pesten in den gesündesten Quartieren, wahrscheinlich nur Fieberepidemien, gewesen, aber in den unreinlichen Gegenden, wo sie herrschten, gingen sie in wahre Pest über.

Unter den Krankheiten der früheren Zeiten nehmen die Wechselfieber den ersten Platz ein. Burnet sagt: „Im Jahre 1558 waren die Wechselfieber so allgemein verbreitet, daß man nicht Menschen genug

*) Aus der Schrift: „Londres ancien et moderne, ou Recherches sur l'état physique et social de cette métropole, par A. M. Bureau-Riofrey, Dr. M.“ Paris, 1839.

sand, die Ernte vollziehen zu können.“ — Sydenham und Morton haben Berichte von den epidemischen Wechselfiebrn von den Jahren 1661 und 1665 aufbehalten, in denen es merkwürdig ist, daß diese nach dem großen Brande sehr selten wurden. Im XVI. Jahrhundert erschienen die ansteckenden Gefängnißfieber fast jährlich im Newgate. Unter den Wechsel- und anhaltenden Fiebrn ist das Fleckfieber nicht begriffen, welches sich alljährlich in London einfand, und nichts anderes als eine Varietät von anhaltenden Fiebrn oder dem in großen Städten permanenten Typhus war.

Während eines Zeitraumes von dritthalb Jahrhunderten wurde London siebenmal von großen Pesten heimgesucht, die man vernünftiger Weise nicht immer als aus Indien gekommen oder aus anderen Ländern eingeschleppt ansehen kann, sondern die in ihrem Ursprunge bestimmte Ursachen haben mußten, denen oftmals Hungersnoth vorhergegangen war, und die zu anderen Malen in Folge einer Schlacht, oder wenn London, dessen Erweiterung man verhindert hatte, mit Menschen überfüllt war, ausbrachen. Ein großer Herd der Ansteckung war im XI. Jahrhundert die Beerdigung in den Gewölben der Kirchen, die von der Religion und dem Interesse lange Zeit unterhalten wurde.

Von der großen Pest im Jahre 1665 enthält der Bericht Sydenham's, der selbst Zeuge eines Theils derselben war, die schauderhaftesten Schilderungen.

Die Frage, ob die Pest in London eingeschleppt worden, oder ob sie sich dort aus so zahlreichen Ursachen zur Erzeugung bössartiger Fieber selbst entwickelt hat, scheint für letzteres entschieden zu sein, denn wenn man in Local- und gesellschaftlichen Zuständen die Ursache zu bössartigen Fiebrn findet, wenn man einräumt, daß diese sich durch Ansteckung mittheilen können, und daß es nur einer Veränderung der Witterung bedarf, um bei großem öffentlichen Elende ihre Bössartigkeit bis zum Uebergang in die wahre Pest zu steigern, so darf man nicht seine Zuflucht zu ihrer Einführung aus fremden Ländern nehmen. Die Jahre 1664 und 1665 waren durch solche große Veränderungen der Atmosphäre ausgezeichnet, und es bedurfte also nicht der Einschleppung der Pest durch einen Ballen Baumwolle aus Holland, um die Seuche in England zu verbreiten.

Nach der Pest und den Fiebrn hat die Ruhr die meisten Opfer hingerafft. Nach einem gleichzeitigen sächsischen Chronisten war im Jahre 1086 eine Sterblichkeit unter den Thieren, und im folgenden Jahre eine pestilentialische Seuche unter den Menschen, die man Drise nannte, und nichts anders als ein Fieber mit Diarrhoe war. Später hat

diese Krankheit London noch oft heimgesucht, und sie hat sich erst im XVIII. Jahrhundert wie die Pest verloren, seitdem die Stadt sich reinigte und das Schicksal der unteren Klassen einige Verbesserung erhielt.

Der Schweiß war eine Art von Pest und erschien in den Jahren 1485, 1506, 1517, 1529, 1548 und zum letzten Male 1551. Nach der Schlacht von Bosworth, in der Richard III. fiel, zeigte sich eine pestartige Seuche in der Armee. Diese Armee kam nach London, wo man wegen der Gelangung Heinrich VII. zum Throne große Freudenfeste feierte. Mitten während derselben trat der Schweiß auf. In 24 Stunden entschied sich die Seuche zum Leben oder zum Tode. Sie brach in Juli aus, wüthete im August und hörte zu Ende October auf.

Zur selbigen Zeit, als die Engländer so oft von Pest, Fiebern und Schweiß heimgesucht wurden, mußten sie auch noch einer anderen, wegen ihrer Folgen und ihrer Dauer bedeutenden Krankheit, ihren Namen geben. Diese war die *Rachitis*, die man die englische Krankheit der Kinder nannte. Seit 1634 stellte sie sich alljährlich ein, und in einem Zeitraum von 120 Jahren hatte sie ihren Anfang, ihre Höhe und ihr Ende erreicht. Seit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts war ihre Abnahme sehr merklich, da während dieses Jahrhunderts London so erneuert und erweitert ist, daß von dem alten London fast keine Spur vorhanden geblieben. Doch verschwand sie nicht, ohne einige Spuren ihres Daseins zurückzulassen, die sich in Verwüthungen des Kopfes, der Brust, des Rückgrates, der Gelenke, dicken Wäuschen, schwachen Gliedmaßen u. ä. äußerten. — Eine Krankheit, die man lange für endemisch in England hielt und die häufig in London vorkam, ist der *Scorbut*, indem die Engländer sich hauptsächlich von gesalzenem Fleische und Fischen nährten und wenig Vegetabilien besaßen, auch an gutem Wasser Mangel litten.

Wenn nun der sociale und physische Zustand Londons so viel zur Erzeugung und Verbreitung epidemischer und pestartiger Krankheiten beitrug, so hatte die Arzneikunst den Verheerungen dieser Geißeln wenig entgegen zu setzen. Robert, Herzog der Normandie, brachte einige Principien der Salernitanischen Schule nach England. Inmitten dieser Finsterniß hatte England einen gelehrten Mönch, Roger Bacon, der sich aber mehr speculativ als praktisch mit der Arzneikunst beschäftigte. Nach ihm ist im XV. Jahrhundert Gilbert der Einzige, der genannt zu werden verdient. Er sammelte die Grundsätze der Salernitanischen Schule und hatte einige Kenntnisse von den Schriften Galens; theilte aber alle Irrthümer seines Zeitalters. — Sein Schüler, der Herausgeber der „Englischen Rose“, John Gaddesden, ist der Typus der damaligen Arzneikunst. In seiner großen Sammlung findet man Alles, was sie für die Krankheiten des Volkes leisteten.

konnte. Gaddesden wurde an den Hof berufen, um den Sohn des Königs, der die Blattern hatte, zu behandeln. Er ließ den Kranken in Scharlachtuch einwickeln und alle, die dem Bette des Kranken sich näherten, mußten in rother Farbe gekleidet sein; dadurch, sagte er, habe er den Kranken gerettet. Seine „Englische Rose“ war eine unverdaute Compilation von Schriften der Araber, von Irrthümern und Recepten des XV. Jahrhunderts. Gaddesden war in den Augen seiner Zeitgenossen gewiß ein großes Genie. Die Barbieri bezahlten ihm seine Arkane sehr theuer. — In so kläglichem Zustande befand sich die Arzneikunst noch bis im XVII. Jahrhundert. Um einen Strahl des Lichtes in diese englische Finsterniß zu bringen, mußte man es auf dem Continente aufsuchen. *Vinacre* hatte das Verdienst, die Schriften *Galens* zuerst in England einzuführen und sie zu übersetzen. Als der Cardinal *Wolsey* krank wurde, wollte er den ihm vom Könige zugeschickten Dr. *Wuttson* nicht annehmen, sondern er gab dem Dr. *Cramer* den Vorzug, „weil dieser in *Paris* studirt hatte.“ Vor dem *Richardus*, mit dem Beinamen: „der Engländer,“ waren alle Aerzte der Krone Fremde. *Vinacre* war der Arzt *Heinrich VIII.*; *Caius*, *Eduard VI.*, *Mariens* und der *Elisabeth*. Man hat von ihm eine Monographie des Schweißes. — Ein Gegenstand der Forschungen der Aerzte der damaligen Zeit war, den Stein der Weisen zu finden, der das Leben verlängern sollte. — Während der Keim gründlicheren Wissens, den *Vinacre* und *Caius* gelegt hatten, sich langsam in dem fruchtbaren Boden Englands entwickelte, erschienen zwei Männer, die dem Fortgange der Wissenschaft einen Anstoß gaben, dessen sie sich noch erfreuet. *Harvey*, Arzt *Karl I.*, entdeckte den Umlauf des Blutes, und *Sydenham*, der, nicht befriedigt mit den in England erworbenen Kenntnissen, nach Frankreich reisete, in *Montpellier* die Grundsätze dieser damals berühmtesten Schule studirte und nach seiner Zurückkunft in *London* die Arzneikunst mit dem glücklichsten Erfolge ausübte. Zum ewigen Vorwurf wird es ihm immer gerechnet werden, daß er 1665, aus Furcht vor der Pest, aus *London* flüchtete, daher er auch nur von dem Anfange und Ende der Seuche als Augenzeuge reden kann. — Aber selbst Aerzte, die zur privilegirten Körperschaft der Aerzte gehörten, haben uns aus jener Zeit traurige Beweise ihrer Unwissenheit zurückgelassen.

Nach dem Obigen muß man eingestehen, daß die schwersten Krankheiten in *London* das Werk der Menschen selbst waren, und daß sie sich nur verminderten und allmählig aus den Todtenlisten verschwanden, als Vernunft und Erfahrung ihr Licht zu verbreiten begannen. — *London* war mehrere Jahrhunderte hindurch den schrecklichsten Seuchen zur Beute gewesen, und konnte nur durch Erweiterung des Umfanges der Stadt, durch Reinigung

der Atmosphäre von allem Ansteckungsstoffe und durch Verbesserung des Zustandes der Armen von ihnen befreit werden. Aber wie konnte man einen Boden reinigen, der mit so vielen Wohnungen und einer so übermäßigen Volksmenge bedeckt war? Durch eine ungeheure Calamität ward das erreicht, was auf ruhigem Wege vielleicht noch Jahrhunderte erfordert hätte. Am 2. September des Jahres 1666 brach in London die furchtbarste Feuersbrunst aus, die sich schnell von einer Gasse zur anderen verbreitete, vier Tage lang unaufhaltsam fortbauerte, und 13000 Häuser, 80 Kirchen und die sämmtlichen öffentlichen Gebäude in einen unermesslichen Schutthaufen verwandelte.

Die nachmalige wundervolle Entwicklung Londons, die mit der riesenmäßigen Entwicklung der Macht Großbritanniens gleichen Schritt hielt, mag einigermaßen den Stolz dieser Insulaner entschuldigen, die, von der Natur auf einem beschränkten Flecke Landes zusammengedrängt, in ihrer Energie, in ihrer Beharrlichkeit, in ihrem Muthe die Mittel fanden, die ganze Welt in ihr Netz zu ziehen.

Wien, am 21. Juli 1840.

In der Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte am 15. Julius stellte Herr Dr. Zink einen 11jährigen, ohne linken Vorderarm gebornen Knaben Benjamin Stummvoll (Sohn des Schuhmachermeisters Ludwig Stummvoll) vor, dessen Gebrechen in doppelter Beziehung das wissenschaftliche Interesse der Gesellschaft in Anspruch nahm und zwar:

1. fand ein besonderes Ereigniß während seines Fötuslebens Statt, das mit dem Entstehen seines Zustandes in Verbindung zu stehen, und den Glauben an den mächtigen Einfluß der Einbildungskraft der Mutter auf ihre Leibesfrucht zu unterstützen scheint, und

2. durch die Vorzeigung seines künstlichen Armes, mit dem er im hiesigen orthopädischen Institute versehen worden ist, und durch den Dr. Zink nicht nur beabsichtigte, der Verunstaltung abzuheifen, sondern auch den mittellosen Knaben zu befähigen, daß er etwas erlernen und einstens sein Brod verdienen kann, z. B. das Schreiben, Malen etc.

Am 20. April 1828 ging Frau Luise Angelique, geborne Pingot aus Paris, (die der deutschen Sprache gänzlich unkundig war) des Abends während des Zapfenstreiches durch die Schlüsselgasse und begegnete einen betrunkenen Soldaten. Sie suchte ihm so viel als möglich in der engen Gasse auszuweichen, und glaubte sich schon außer seinem Bereiche, als sie sich umsah, und den Rasenden mit dem blanken Säbel in der Hand sie verfolgend erblickte, der den gewaltigen Hieb auf ihren Kopf richtete. Sie neigte sich, um ihren Kopf zu schützen, und faßte dabei mit der rechten Hand ihren linken Arm; der Säbelhieb traf ihre rechte Schulter und drang durch die Bekleidung bis in die Haut, worauf eine heftige Entzündung und Geschwulst des ganzen Armes folgte. Am 29. December 1828 (folglich 8 Monate und 9 Tage nach diesem Ereignisse) wurde sie mit diesem

Knaben entbunden, welchen der linke Vorderarm von der Stelle an fehlt, an der sie sich in der Angst mit der rechten Hand an ihrem linken Arm gefaßt hatte. Sie starb einige Monate nach dieser Entbindung, wozu der im ersten Monate der Schwangerschaft erlittene Schreck und der mütterliche Kummer beim Anblicke ihres unglücklichen Kindes am meisten beigetragen haben dürfte.

Wie auf das in dieser Erzählung angeführte Anfaßen des linken Armes mit der rechten Hand im Augenblicke des Affectes wird die Wahrheit durch noch lebende Zeugen bestätigt. Wenn man diese Erzählung, bei der merkwürdigen Uebereinstimmung der Zeit, in welcher die Mutter dieses Knaben die Mißhandlung erlitten hat, mit der regelmäßig darauf folgenden Geburt eines am linken Arme gleichsam amputirten Kindes nicht einer sehr strengen, durch Anatomie und Physiologie geschärften Kritik unterzieht, so ist dieser Fall ganz geeignet, den gemeinen Glauben zu befestigen, nach welchem der Einfluß der exaltirten Einbildungskraft der Mutter auf ihre Leibesfrucht im Stande sei, durch die Berührung eines Theiles ihres Körpers im Augenblicke des Affectes, das spurlose Verschwinden eines ganzen Gliedes bei der Letztern herbeizuführen. Man wird übrigens jedenfalls dabei unwillkürlich so wie bei mancher andern unerklärbaren Naturerscheinung an Haller's Worte: „In's Innere der Natur dringt kein erschaff'ner Geist,“ erinnert.

Zur Geschichte des Pönitentiärsystems.

(Fortsetzung von Nr. 59.)

Wir verließen das Pönitentiärhaus von Auburn in der Periode, wo unglückliche Erfahrungen die Veranlassung gegeben, das System andauernder unmittelbarer Abschließung zu verwerfen. Im Jahre 1834 führte man dafür das System nächtlicher, absoluter, am Tage nur relativer Absonderung ein. Hierzu war es nöthig, das Gefängniß zu erweitern und gesunder zu machen, denn es lag an einem tiefen Ort und in der Nähe eines fließenden Gewässers; aber leider dachte man nicht daran, bei dieser Arbeit auch einen allgemeinen Plan zu verfolgen. Man behielt die alten Gebäude bei, begnügte sich, einen neuen Flügel hinzuzufügen und für die Tagesarbeit längs der Ringmauern in den hinteren Höfen Arbeitsställe zu errichten. — Die Gebäude mit den Zellen für Männer sind an der Zahl zwei, das älteste und kleinste, das den südlichen Flügel bildet, enthält nur 220 Zellen; es ist eng gebaut und sehr schlecht mit Luft versorgt; das neue, im Jahre 1832 an der nördlichen Seite errichtet, ist viel weiter und enthält 555 Zellen. — Diese in länglicher und parallelogrammischer Form aufgeführten Gebäude sind solid und in der Weise construirt, daß die Zellen der einzelnen Etagen sich gegenseitig an eine Zwischenmauer anlehnen, und Licht und Luft durch Gitterthüren erhalten, die auf einen breiten, anstoßenden Corridor sich öffnen. — Der Corridor ist durch alle vier oder fünf Etagen hinauf in seiner ganzen Länge durch eine starke Mauer, oder vielmehr durch einen Mauermantel verdeckt, und diese Mauer ist von breiten, mit Eisenstäben versehenen Fenstern durchbrochen, so daß das eigentliche Gebäude für die Zellen von einem zweiten eingeschlossen scheint, das mit ihm nur durch das Dach in Verbindung steht. In jeder Etage führen äußere Balkone zu

einer gemeinschaftlichen Treppe. Die Zellen sind gewölbt und gebielt, mit Ausnahme derer im Erdgeschoße, die mit Backsteinen gepflastert sind. Sie sind 7 (englische) Fuß hoch, $7\frac{1}{2}$ Fuß lang und 3 Fuß 8 Zoll breit. Das Licht, das von den äußeren Fenstern her durch die Thüren fällt, ist ungemein schwach, und die Unterhaltung der frischen Luft wird in dem neuen Hause durch Ventilatoren bewirkt, die von dem Hintergrunde der Zelle längs der Mauer aufsteigen bis zu dem Dache. Der Corridor ist des Nachts durch Lampen erleuchtet; er wird, so wie die Zellen, mittelst Defen erwärmt und die Temperatur fällt nie unter 60° F., ungefähr 13° R.; die Luft erhält er mittelst Ventilatoren von oben herab und durch die äußeren Fenster. Die Mauern und Zellen werden häufig mit Kalk geweißt. — Die Abtritte sind gänzlich aus dem Zellenhause entfernt, sie sind neben den Arbeitsfälen angebracht, und des Nachts bedienen sich die Gefangenen eigener Gefäße, die am Morgen ausgeleert werden. — Das Gefängniß hat ein gemeinschaftliches Krankenhaus, das sich im nördlichen Flügel befindet, und ein Speisesaal, so wie eine Kapelle, sind in dem anderen Flügel angebracht. Ein Theil dieses letzten Flügels ist für Frauen bestimmt; überall sieht man an ihm Spuren von Nachlässigkeit, die man in Amerika bis heutigen Tages gegen Gefangene weiblichen Geschlechtes sich zu Schulden kommen läßt. — Die Arbeitsgemächer sind lang, schmal, in großer Anzahl vorhanden, aber in ziemlich wilder Ordnung da und dorthin zerstreut. Ringsum zieht sich ein dunkler Gang, von dem man Gefangene und Dienerschaft zu jeder Zeit unbemerkt beobachten kann. Die Arbeitsgemächer werden durch Defen geheizt, und die Fenster derselben sind nicht mit Eisenstäben versehen. Ein Mühlwerk, das im Flusse aufsteht, treibt mehrere Maschinen in den Arbeitsfälen. — Im Hofe sind Wasserbehälter ausgestochen, die im Sommer den Gefangenen zu ihren Bädern und täglichen Waschungen dienen. — Rings um das Gefängniß zieht sich eine Ringmauer von ungefähr 30 Fuß und ist mit einem platten Dache bedeckt, auf dem Schilderhäuschen stehen. Die Mauer ist nur gegen die Mühle und gegen das Administrationsgebäude hin offen.

Beim Eintritt in das Gefängniß werden die Sträflinge zuerst einer Reinigung unterworfen, darauf in eine einsame Zelle gesperrt und dann erst in die Arbeitsfäle eingeführt. Jeden Morgen werden sie im Sommer um $5\frac{1}{2}$ Uhr, im Winter bei Tagesanbruch geweckt, darauf reinigen sie sich und ziehen dann rothenweise Jeder nach seinem Arbeitszimmer. Dort hingehend marschieren sie, Einer Knapp hinter dem Andern, Jeder die Hand auf die Schulter seines Vordermannes gestützt, und alle den Kopf gegen die Wächter hingewendet, auf. Tactmäßiger Schritt, Bewegungen, Halt — Alles geschieht nach Commando. Um 7 Uhr wird in jedem Speisefalein gemeinschaftliches Frühstück eingenommen, das 20—30 Minuten dauert, dann geht's wieder zur Arbeit bis zwölf Uhr, wo eben so lange, wie beim Morgenbrote, zu Mittag gespeiset wird. Nach dem Mittagessen währt die Arbeit ununterbrochen bis zum Abend. Beim Einbruch der Nacht führt man sie wieder in ihre Zellen zurück und auf dem Wege nehmen sie ihre Rationen zum Abendessen mit sich, die Jeder einzeln in seiner Zelle genießt. Sie bleiben dort die Nacht hindurch, ohne daß ihnen Licht gegeben wird. Ein bestimmtes Maß der Arbeit wird nicht festgesetzt; sie wird nur während der Nacht, während der Ruhesunden und während des Sonntags ausgesetzt. Doch ist hier für die Gefangenen, wie in Cherry-hill, die Arbeit zum Bedürfniß geworden und der

Sonntag scheint den Meisten von ihnen ein sehr langweiliger Tag zu sein. Die Arbeit wird immer auf nützliche Dinge verwendet; man sieht keine Maschinen, die nicht auch das Denken der Gefangenen erregten und die deren physische Kraft ausschließlich in Anspruch nehmen; man fordert von den Arbeitern selbst Kunstfertigkeit und Emsigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blüten aus dem Paracelsus.

(Fortsetzung von Nr. 59.)

Ich stelle mir vor, wie, wenn in der ganzen Welt kein Lehrer der Arznei wär, wo würde ich die Kunst lernen? Nirgends, als in dem offenen Buche der Natur mit Gottes Finger geschrieben. Dieß studiere ich ein, und nicht mehr die Bücher der Aerzte. Denn jeder Schwärzer hat seinen eigenen Tand. Man lästert und schreit, ich sey nicht zur rechten Thüre zu den Geheimnissen der Kunst eingegangen; allein welches ist die rechte Thür? — Die offene Natur! Durch diese Thür ging ich ein in das Licht der Natur, und kein Apothekerkämpchen leuchtete mir auf meinem Wege.

Die Metalle kann man vor Rost schützen, die Hölzer vor Fäulniß. — Blut kann auf lange Zeit unversehrt bewahrt werden. — Todte Körper sehen wir in Balsam durch die Conservation viele hundert und tausend Jahre liegen, ohne alle Veränderung zur Fäulniß. — Der Eisvogel verzüngt sich selbst aus eigener Natur, und dann sehen wir, daß erstarrte Schlangen und Fliegen wieder lebendig werden. — Es begibt sich viel, daß ein Baum, der 20 Jahre keine Frucht getragen, wieder anhebt zu grünen und blühen, wie im ersten Anfang. — Nach diesen Thatfachen soll sich des Niemand wundern, daß das Leben soll verlängert werden, zumal da kein *Terminus mortis* gesetzt ist, nicht, auf welchen Tag wir sterben sollen. — Ist es dann möglich den todten Körper zu behalten, noch vielmehr den lebenden. —

(Wird fortgesetzt.)

M i s c e l l e.

— Aus einer über Cretins bekannt gemachten Schrift des Dr. Guggenbühl wird ersichtlich, daß die Anzahl dieser Unglücklichen in der Schweiz sich auf 4000 belaufe. Der genannte Arzt glaubt, der größte Theil dieser Geschöpfe könnte geheilt werden, wenn man dafür Sorge trüge, sie in ihrer frühesten Jugend auf die hohen Alpen zu bringen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erleuchtungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonnirt man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 62.

Montag, den 3. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Fragmente aus dem Leben eines Hypochondristen. — Erstes maison de santé in London. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Zur Geschichte des Pönitentiar-systems. — Blüten aus dem Paracelsus.

Fragmente aus dem Leben eines verstorbenen Hypo- chondristen.

(Von Peter Sturz. *)

Hypochondrie, polyphenartiges Ungeheuer! hier lieg' ich ohne Rettung, und winsle, von deinen tausend Armen umstrickt.

Freilich war es meine Schuld (und dies vermehrt meine Qual), daß ich mich im Genuß des Lebens überleitete, und seine Freuden und mich in einer gedankenlosen Jugend erschöpfte. Ich war noch nicht dreißig Jahre alt, als ich schon zu leiden anfing. Immer schlug mir, wie einem Uebelthäter, das Herz; ich holte mühsam, wie Sisyphus unter seinem Felsen, Athem; auf traurige Tage folgten jammervolle Nächte; die Welt ekelte mir, ich seufzte nach Einsamkeit, und konnte mir selbst nicht entfliehen. Ein französischer Arzt versicherte mich, daß ich nichts bedürfe, als viermal im Jahre einen Coup de lancette. „Ihre Humeurs,“ sprach er, „kochen und streben; Ihre Gefäße sind überfüllt; Ihre Nerven überspannt, und das freie Spiel Ihrer Lunge ist gefesselt. Ich folgte viele Jahre seinem Rathe, und meine Beschwerden nahmen fürchterlich zu.“

„Danken Sie Gott, daß Sie noch leben,“ schrieb mir ein Praktikus; „denn Ueberlassen ist ein langsamer Mord. Die Natur, die sonst

*) Auf diesen, von einem der geistreichsten Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts herrührenden Aufsatz, der so viel Wahres und Treffliches auch für unsere Zeit enthält, wurden wir von einem der gebildetsten Wundärzte dieser Hauptstadt aufmerksam gemacht.

D. Red.

allen Ueberfluß wegräumt, hat, wie Sie wissen, dem Blut keinen ordentlichen Ausgang geöffnet. Nun arbeitet Ihr ganzes Näderwerk träge, indem es an Säften, an Blut, an Del zum Reibzeug mangelt. Ihr Magen hat seine Reizbarkeit verloren, und bereitet statt Nahrung ein schleichendes Gift. Nehmen Sie von meinen Tropfen, die, ohne Ruhm zu melden, Wunder thun, und trinken Sie alten, wohlthätigen Wein." Anfangs fruchtete diese Kurart; aber es waren nur Freuden eines Kaufsches, nur Opiumträume; denn Morgens, eh' ich meine Tropfen verschluckte, befand ich mich bald elender als jemals, und Nachmittags entfloß das Gefühl der Gesundheit mit den Dünsten des Weines.

„Wohl!“ — declamirte ein gelehrter Professor, „kein Anderer hätte das ohne Tiefinn vermuthet, eine gewaltsame Anstrengung entkräftet immer in dem nämlichen Verhältniß; man hat Ihre Nerven nur gespornt, nicht gestärkt. Ihre Tropfen sind nichts als eine Art Aquavit, und der Wein ist nicht mehr der gesunde Saft der Traube, sondern eine halb verorbene, fermentirte, oft durch Arsenik und Bleizucker *) vergiftete Infusion, ein Getränk, das Krankheiten zeugt, entwickelt und nährt, und dessen sich die Vorsicht eben so zweckmäßig, wie der Pest und Wajoncten bedient, um Raum für künfrige Geschlechter zu machen. Wasser, und nichts Anderes müssen Sie trinken, und Sie können des Guten nicht zu viel thun.“ Ich füllte, wie die Danaide, ganze Ladungen Wasser in meine Gefäße, dehnte meine Gedärme wie Sprigenschläuche aus, ohne daß darum meine Kräfte sich mehrten; ich wandelte immer kränker und schwächer, und endlich wie ein Schatten, umher.

Eine meiner Muhmen, eine sitzame Witwe, schickte mir ihren jungen Hausmedicus zu, und dieser trug eine ganz neue Lebensordnung vor. „Man hat,“ kispelte er, „Ihre Constitution zu ungestüm behandelt. Wir müssen leisere Schritte thun, und den Launen Ihres Magens mit mehr

*) Ein Beispiel von solcher Vergiftung, dessen ein englisches Werk erwähnt, interessirt die Menschheit. Drei junge Leute von guter Familie hatten ziemlich viel von jungem Franzwein getrunken, der mit Arsenik abgeläutert war. Zwei starben wenige Tage darauf, der Dritte, vielleicht weil er stärker war, oder weniger trank, entging zwar dem schleunigen Tode, aber sein Körper wurde mit Blutflecken bedeckt, alle seine Ausleerungen, sein Speichel, sein Harn, waren mit Blut gefärbt; er wurde ödematös, erholte sich Scheinbar, führte einige Jahre ein sieches Leben, und starb an der Wassersucht. *Observations critical on the Wines of the ancients — by Sir Edward Barry. Brt. 1776.* Manche Patrioten haben diese tödtlichen Mißbräuche gerügt. Unger in seinem »Arzt« entdeckt eine Menge schädlicher Weinverfälschungen.

Behutsamkeit schmeicheln. Trinken Sie Milch, die schon ein halbes Blut ist, und der Natur die Arbeit der Chylification erspart. Meiden Sie das Fleisch; denn nur eine verdorbene Leppigkeit hat diesen blutgierigen Geschmack eingeführt. Wir sind nicht zu Eigern im Walde erschaffen. Das Pflanzenreich bietet uns eine gesunde Nahrung dar, und ganze Völker befinden sich vortrefflich dabei." — Unter allen Diäten ist mir keine übler bekommen. Um diese Zeit fiel mir ein Buch von einem Edinburger Arzt in die Hände, der Alles, was die Natur Genießbares aufsticht, für eine gesunde Nahrung des Menschen hält. „Wir können," lehrt er, „ohne Gefahr, bei den Kuraken und Hottentotten schmarrögen. Nur die Menge, nicht die Mannigfaltigkeit schadet. Diese nützt vielmehr oft, indem eine Speise die schädliche Wirkung der andern aufhebt, wie z. B. das Alkali des Fleisches die sauern Pflanzensäfte mildert. Es ist wahrer Unsinn, das Fleisch zu verbieten, das sich am leichtesten mit unserer Substanz assimilirt, das unser Magen begehrt, für welches unsere Zähne gebildet sind. Wir Britten leben von Fleisch, und sind nervig und blutreich, und werden unter jedem Himmelstrich alt; auch hat die Erfahrung im letzten Krieg in Indien gelehrt, daß ein Heer Banianen vor einem kleinen Haufen Fleischfresser flieht."

Mir gefiel die Toleranz dieses Mannes; aber ich versuchte sie zu meinem Unglück, vermuthlich weil meine Natur schon lange nicht mehr die angeborene, sondern eine verkünstelte, verdorbene Natur war.

Nebenher wechselte ich eben so oft mit Arzneimitteln ab. Ich gebrauchte Stahl, China, Kräutersäfte, Assa foetida, Seisenvillen u. s. f.; je nachdem ich die Schwindsucht, die Wassersucht, die Gelsucht, oder irgend eine von den hundert Suchten befürchtete*). Da ich auch meinen Zustand in jedem Brunnenbuch, und zahlreiche Beispiele beschleunigter Kuren antraf, so trinke ich schon seit zehn Jahren die mineralischen Wasser, wie sie auf der Landkarte folgen.

Im verwichenen Sommer trat in Pyrmont eine hagere, hohläugige Gestalt zu mir. „Haben Sie," fragte das Gespenst mit bebender Stimme, „auch das kalte Bad schon gebraucht? Es stärkt gewaltig." — Hier fiel es in Ohnmacht. Ich läugne die Kräfte des kalten Wassers nicht. Im

*) Ein neuer Genius hat den Einfall, für jede Sucht einen Arzt zu bestellen, um jede gründlich zu erforschen. Nach einer flüchtigen Berechnung der namhaften Seuchen, die ein Ingrebienz dieser besten, freudigen Welt sind, besollet der Regent alsdann ungefähr anderthalb hundert Leibärzte; erst würde der Schnupfenarzt, dann der Fieberarzt, zuletzt der Schwindsuchtarzt geholt. Man denke sich den Kompetenzstreit, die praeventiones fori; der hat sicher im Kartätschenfeuer gewandelt, der da mit seinem Leben entwischt. An m. d. W. r. f.

Wasser zu leben, nennt Maillet respirer l'air natal, und es kann sein, daß es zuweilen das ekelhafte Dasein manches Invaliden verlängert. Mir aber gerieth die Kur nicht, ich gebe vielmehr der Erhaltung dabei meine Gliederschmerzen Schuld, welche weder die Douche, noch das Senfbad, noch das Dampfbad, noch irgend ein warmes Bad, lindern will.

O Aeskulape! zürnet nicht, wenn mein Glauben an Eurer Kunst zu wanken beginnt, wenn ein unglücklicher Actienspieler über die Mäkler in Change-Alley schmäht. Oft helfe Ihr unstreitig, wenn uns ein wüthendes Fieber ergreift, wenn die Natur nur bestürmt, nicht zerrüttet ist; Ihr dämpft den Aufruhr; ja, Ihr rettet zuweilen, wenn die Flamme durch alle Stockwerke lodert — wenn das Gebäude nur noch fest ist. Aber wenn der Grund wegfiakt, wenn die Säulniß tief in den Hauptständern sitzt, wenn ein chronisches Uebel an unserer Lebenskraft nagt, hilft alsdann Hygiea dem Elenden noch? Gibt es eine Wissenschaft, die unterliegende Natur aufzurichten? oder, wenn ihr Funken noch glimmt, wenn sie noch strebt, ist es weise, sie durch Arzneien zu ermüden? in ihrem Gange zu verwirren? Und wer wählt unter der zahllosen Menge von Mitteln, die oft nur die Mode des Tages in Schutz nimmt? —

Von Berger und Zimmermann*), Wohlthäter der Menschen, wenn Euch einst Muse am Abend Eurer Tage erwartet, so schreibt ein Buch, das noch nicht geschrieben ist, »von gewisser Erfahrung«. Ihr beobachtet mit Hippokratischem Geist, Ihr denkt großmüthig und edel, Ihr verachtet die Systemsucht, und forscht nach Wahrheit, denn Euer Herz ist empfindlich; gesteht der Welt die Lücken Eurer Wissenschaft, und krönt dadurch Euer segenreiches Leben; beschreibt heilbare Krankheiten durch untrügliche Zeichen; nennt zuverlässige Mittel, und in zweifelhaften Fällen ruft den Trostbegierigen zu, sich in die Arme der liebevollen Natur zu werfen, die öfter hilft als die Kunst, und gewiß seltener verdirbt! Euer Buch wird nicht groß sein; — ein berühmter englischer Arzt versprach, die ganze gegründete Arzneikunst auf Einem Bogen zu hinterlassen. — Es sei Euer Coder, künftige Aerzte; und wenn es nicht geschrieben wird, so rath' ich Euch, was Sydenham Blackmoren rieth: Les't nie ein ander Buch, als den »Don Quixote«.

*) Zimmermann war ein Busenfreund von Sturz.

Erstes maison de santé in London.

Der Plan, eine umfassende Heilanstalt unter dem Namen Sanatorium in London zu stiften, ist der Ausführung nahe. Am 6. März ward eine zahlreiche Versammlung gehalten, welcher Dr. Southwood Smith die

Grundzüge der Anstalt mittheilte, die für diejenigen bestimmt ist, die entweder allein wohnen und in Krankheiten einer sorgfältigen Wartung entbehren, oder auch in ihrem Familienkreise nicht über alle zur Heilung nothwendigen äußeren Bedingungen gebieten können. Die Anstalt soll aus mehreren gefunden, mit allen erforderlichen Bedürfnissen versehenen Zimmern bestehen, deren jedem die nöthige Anzahl von Wärterinnen zugewiesen ist. Diese Zimmer sind zu jeder Zeit bei Tag und bei Nacht zur Aufnahme von Kranken aller Art aus den mittleren Ständen beiderlei Geschlechts offen, mögen sie in London oder in der Umgegend wohnen, oder aus entfernten Gegenden in die Stadt kommen, um Aerzte und Wundärzte zu Rathe zu ziehen und unter den günstigsten Umständen Heilung zu suchen. In der Anstalt wohnt ein Arzt, der für den Augenblick in jedem dringenden Falle Hilfe darbietet und das Heilverfahren der übrigen angestellten Aerzte überwacht. Von dem Verwaltungs-Ausschusse des Vereins werden die Aerzte der Anstalt angestellt, die demselben verantwortlich sind und die Behandlung der Kranken leiten. Es ist jedoch Hauptgrundsatz der Anstalt, daß es jedem darin aufgenommenen Kranken freisteht, sich von jedem anderen beliebigen Arzte behandeln zu lassen, und die angestellten Aerzte werden, wenn es des Kranke wünscht, sich mit jenem über die vorliegende Krankheit besprechen. Wenn ein Kranker von seinem eigenen Arzte sich behandeln läßt, so bezahlt er weniger. Die Kosten der Anstalt werden theils durch geringe jährliche Beiträge der Mitglieder, die den Verein bilden, theils durch die wöchentlich zu bezahlenden mäßigen Vergütungen der aufgenommenen Kranken bestritten. Jeder, der durch einen Beitrag Mitglied des Vereins geworden ist, genießt, wenn er auch nicht für sich selbst die Anstalt benutzen will, das Recht, Personen dahin zu schicken. Für die Aufnahme von Frauen aus den mitleren und höheren Ständen sind besondere Vorkehrungen getroffen. Sie wohnen in einem abgesonderten Gebäude, dessen innere Einrichtung unter der Aufsicht eines Ausschusses achtbarer Frauen steht. Die Anstalt hat nur im Allgemeinen Aehnlichkeit mit gewöhnlichen Spitalern, insofern auch hier Kranke in demselben Gebäude und von angestellten Aerzterzten und Wärterinnen gepflegt werden, ist aber durchaus nicht eine milde Anstalt, und muß sich ganz selbst erhalten. Das ganze Uebel gewöhnlicher Spitäler, daß mehrere Kranke in einem Zimmer wohnen, wo keine gleichförmige, für jeden Krankheitszustand passende Temperatur herrscht und daß die Leidenden unter der Pflege roher und unwissender Wärterinnen sind, wird hier vermieden und ganz besonders auf die Wahl geschickter und zuverlässiger Krankenwärter gesehen. Jeder Kranke bleibt in seinem eigenen Zimmer, wenigstens bis zu seiner Genesung, oder auch länger, wenn er es verlangt. Wollen Verwandte oder Freunde den Kranken pflegen, so wird die Anstalt gern Einrichtungen treffen. — Der britische ärztliche Verein hat einige Schritte gethan, diesen Plan zu vereiteln, in der Voraussetzung, daß die ärztliche Praxis dadurch benachtheiligt werde, was aber um so ungegründeter ist, da jeder Arzt Kranke in der Anstalt besuchen kann und die angestellten Aerzte sich nie in die Behandlung der Kranken mischen, die ihren eigenen Arzt gebrauchen *).

*) Bekanntlich besteht eine solche Anstalt in Wien schon seit zwei Jahren. D. N. e.

Wien am 24. Juli 1840.

Die Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien am 15. Juli, die letzte vor den Ferienmonaten, war sehr zahlreich besucht. Nachdem Herr Dr. Freiherr von Feuchtersleben den Bericht über die Krankheitsconstitution vom Monate Juni gelesen, stellte Herr Dr. Zink, der Vorsteher des orthopädischen Institutes in Wien, der Gesellschaft einen 11jährigen Knaben vor, der ohne linken Vorderarm zur Welt gekommen war*). Das Entstehen dieses Gebrechens wird vom Vater des Knaben einem heftigen Schreck zugeschrieben, welchen die Mutter, während sie mit demselben in der Hoffnung war, erlitt, da ein betrunkenener Soldat mit dem Säbel nach ihr hieb, und sie sich am linken Arme anfasste. Herr Dr. Zink zeigte den künstlichen Arm vor, mit dem der Knabe im hiesigen orthopädischen Institute versehen worden ist, durch welchen nicht nur der Verunstaltung abgeholfen, sondern der Knabe auch in den Stand gesetzt wurde, sich eher durch Schreiben, Malen u. dgl. seinen Erwerb zu sichern.

Der Präses der Gesellschaft, Herr Dr. Malfatti von Montereigio, hielt hierauf einen originellen Vortrag „über die mysteriöse Natur und Wirkungsart der Heilquellen von Karlsbad.“ Er entwickelte zuerst die vulkanische Beschaffenheit der ganzen Gegend, stellte Vergleichen zwischen ihr und den übrigen vulkanischen Gegenden, von Italien bis zum Geysir in Island, an, betrachtete das Leben der Erde als ein, im Vulkanismus der Quellen rhythmisch pulsirendes, in Beziehung auf das Leben des Menschen, und stellte, in diesem Sinne, und mit Rücksicht auf den animalischen Charakter, zu welchem die Quellen Karlsbad's den Uebergang bilden, die Kur an letztgenanntem Orte als eine Art von Transfusionsmethode dar. Er schilderte den pathologischen Vorgang bei dieser Kur nach seinen Stadien, Erscheinungen und vorzüglich mitwirkenden Organen, — und machte hierbei besonders auf das Phänomen des Halbschlafes aufmerksam, das, den Kurgästen bekannt, von den Aerzten noch nicht gehörig gewürdigt sei, und in die Kategorie des magnetischen Schlafwachsens gehöre. Herr von Malfatti führte hierüber Erfahrungen an, bezog sich auf das vorwaltend ergriffene Gangliensystem, wo man bekanntlich und mit Recht den Sitz des animalischen Magnetismus suche, so wie darauf, daß der Kurgast in Karlsbad über einen der stärksten magneto-electrischen Apparate lebe, und ging dann auf die speziellen Anzeigen zum Gebrauche der leichteren Quellen und dem des Sprudels über, von dessen Anwendung als bloßen Dunst er eine merkwürdige Heilungsgeschichte beibrachte. Noch merkwürdiger war eine zweite, wo nach der Entladung der atmosphärischen Electricität durch ein Gewitter der Durchgang von Gallestainen folgte, welche bis dahin die heftigsten, vergeblichen Reactionen verursacht hatten. Eine philosophische Betrachtung über das, bei diesem Falle zur Sprache gekommene Princip der Homöopathie, welches in seiner Relativität dargestellt und nachgewiesen wurde, schloß den, zu mannigfachen Reflexionen durch geistvolle Winke und Blitze der Phantasie anregenden Vortrag.

Herr Prof. R. R. von W a t t m a n n zeigte hierauf einen Knaben, an welchem er, nachdem derselbe an einer Mundverwachsung viermal operirt worden und die Trennung viermal wieder zusammengewachsen war, nun diese, durch ein einfaches Verfahren dauerhaft bewerkstelliget hatte. Er legte ferner eine sehr zweckmäßige

*) S. Nr. 61 dieser Zeitung.

Vorrichtung am Troicart, zur Verhinderung des Lufteindringens bei der Paracentese, vor.

Den Schluß machten sehr interessante Mittheilungen des Herrn Prof. Dr. Czermak über verschiedene physiologische Gegenstände. Er hatte längst die Wahrnehmung gemacht, daß die Amphibien weit eher zu Grunde gehen, wenn man ihnen nicht kaltes Wasser gibt, daß sie nach der Kälte gehen, und auf diesem Wege die Häutung weit leichter Statt findet. Eine fast schon leblose Schlange wird im kalten Wasser wieder beweglich, und häutet sich. Hieran knüpften sich Bemerkungen über die schwere Bildung der Epidermis; Herr Prof. Czermak zeigte eine Schlange vor, bei welcher sich der abgeschnittene Schweif, jedoch ohne Schuppen, reproducirte. Hierauf folgten beweisende Thatsachen für die Superföcundation, wo nämlich die Befruchtung für mehrere Generationen ausreicht, welche man nicht mit Superfötation, wo ein befruchtetes Individuum nochmals befruchtet werden soll, verwechseln darf. Wenn man ein Weibchen von Salamandra atra öffnet, findet man im Uterus 50 Eier. Endlich widerlegte Herr Prof. Czermak, aus ähnlichen Beobachtungen, die Behauptung, daß der Kreislauf vom Herzschlag allein abhängt. Ein Blick überzeuge, bei der angeführten Salamandra atra, daß, zu gleicher Zeit, in den Kiemen und im Parenchym des Fußes, in jenen rhythmisch, in diesem ohne Rhythmus, der Kreislauf Statt habe. Eine genauere Bestimmung des Begriffes vom Capillargefäßsystem, als demjenigen, in welchem die Bewegung des Blutes keine bestimmte ist, sondern bald vor-, bald rückwärts, in unbestimmten Strömungen vor sich geht, machte den Schluß.

Zur Geschichte des Bönitenthiärsystems.

(Fortsetzung.)

Die Strafen bestehen in absoluter Absperrung mit Entziehung der Arbeit oder des Lichtes, in Verweigerungen der Mahlzeiten und bisweilen in Entziehung des Bettes. Auch nimmt man seine Zuflucht zu einer Art Halsseisen, besonders bei Frauen, und bei Männern hauptsächlich auch zur Anwendung der Peitsche. Die letzte Strafweise kann von jedem Unterwarter in Ausführung gebracht werden, wenn dem Direktor davon Anzeige gemacht wird und zwar bei dem mindesten Vergehen gegen die Disciplin, bei dem leisesten Worte, bei dem nichtsagendsten Zeichen, bei irgend einem Fehler, irgend einer Nachlässigkeit, bei bloßer Zerstretheit u. s. w., mag der Fehler bei der Arbeit oder beim Essen begangen werden. — Das alimentäre Regim des Gefängnisses ist gesund und reichlich; es besteht jeden Tag in 10 Unzen Schweinefleisch oder 16 Unzen Rindfleisch. Gesalzenes Rind- und Schweinefleisch alle zwei Tage, frisches nur einmal die Woche. Außerdem 12 Unzen Maismehl, Melasse, und für je 100 Rationen 2 Quart Roggenkaffee, 4 Quart Salz, 4 Quart Essig, 1½ Unze Pfeffer und 2½ Mezen Kartoffeln, außerdem Brot zum Frühstück und zum Mittagessen. Die Vertheilung geschieht nicht gleichmäßig, sondern in Berücksichtigung des Appetits der Einzelnen. Das einzige erlaubte Getränk ist frisches Wasser und die Gefangenen können in den Arbeitsälen davon trinken, so viel sie Lust haben. — Die Kleidung der Sträflinge ist von Wolle, auch die Strümpfe und Mützen; die Hemden sind von Baumwolle. In Betreff der Gesundheitsverhältnisse lauten alle Berichte für

Auburn günstig. Jedenfalls können Regelmäßigkeit des Lebens und die Beschaffenheit des gesundheitlichen Regimes, so wie die Erhaltung einer ängstlichen Reinlichkeit ein solches Resultat hervorbringen. Gute, reichliche und ziemlich reizende Nahrung, warme Kleider, mäßige Temperatur in Zellen und Arbeitssälen, kalte Bäder — dies Alles sind der Gesundheit zuträglich Potenzen; aber ähnliche Verhältnisse finden sich zum großen Theil auch in Cherry-hill wieder. Die Spaziergänge und Erholungen beschränken sich auf die Evolutionen, die auf dem Marsche nach den Arbeitssälen, dem Speisesaale und der Kapelle gemacht werden; die Bauart der Zellenhäuser und der Arbeitsäle bietet ebenfalls der Gesundheit nachtheilige Fehler und diese werden noch durch die niedrige und feuchte Lage des Gefängnisses vermehrt: — und so muß man jenes Wohlbefinden auf Rechnung der wenigen Arbeiten schreiben, die im Eigen verrichtet werden und auf Rechnung der moralischen Wirkung, die relative Absperrung ausübt.

Die mittlere Zahl der Sterblichkeit, nach de Beaumont und de Tocqueville, 1: 55,96; nach Crawford starben im Jahre 1832 12 Gefangene von 888, also im Verhältniß von 1,43: %. 1834 starben von 679 Verhafteten 11, also 1,62: %. 1835 von ungefähr 654 zehn, also 1 $\frac{3}{4}$: %. Endlich eine Reihe von 12 Jahren hindurch genommen, die mit dem Jahre 1835 endete, war die Sterblichkeit in ihrer mittleren Zahl 1,66: %, d. i. 1,33 weniger als in Cherry-hill. Die Zahl der Kranken betrug von 1828—1832 jeden Tag durchschnittlich 1 auf 55,96. Nach den Berichten des Arztes von Auburn scheint es, daß die Krankheiten, die daselbst vorkommen, mehr solche waren, die auch in der Nachbarschaft gerade herrschend waren, Epidemien aber dort selten vorkommen. Lungenkrankheiten waren die häufigsten; von 64 Todten waren, in dem Zeitraume von 1825—1832, 39 an Brustkrankheiten gestorben. Gefangene, die krank aufgenommen werden, besonders wenn sie an Lungenschwindsucht leiden, sterben schneller unter den Einflüssen der Einkerkung. Im Jahre 1831 waren von 15 Gestorbenen 10 krank in's Gefängniß gekommen.

(Der Beschluß folgt.)

Blüten aus dem Paracelsus.

(Fortsetzung.)

Die Kranken sollen des Arztes Bücher seyn. Lesen hat noch nie einen Arzt gemacht, sondern die Praktik. Alles Lesen ist nur ein Schämel der Praktik und ein Federwisch; wäre lateinisch, griechisch und hebräisch Lesen und Schwagen zu einem Arzte genug, so glaube ich, daß ein Jeder ganz allein durch das Lesen des Livius ein guter Feldherr werden könnte. Die Natur allein sey unsere Lehrmeisterin.

(Wird fortgesetzt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigortischen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonnirt man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 63.

Donnerstag, den 6. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Broussais. — Zur Geschichte des Pönitentiarisystems. — Nekrolog. — Beitrag zur Geschichte des Opiumgenusses im Orient. — Blüten aus dem Paracelsus.

Broussais.

(Nach Mignet.)

Als im Jahre 1832 die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wieder hergestellt wurde, war schon Broussais seit langer Zeit durch die Kühnheit seines Systems, die Zahl und den Gehalt seiner Schriften, und durch die von ihm unternommene Reform der Medizin, ein berühmter Mann. Damals ging er aber mit dem Plane um, seine in der Heilkunde bewerkstelligten Reformen auch auf die Philosophie auszudehnen. Er gehörte noch nicht dem Institut an. Die neue Akademie wußte die Verdienste eines solchen Mannes zu würdigen, nahm ihn in die philosophische Section auf, wo er der eifrigste Vertreter einer Lehre wurde, welche vor ihm schon ihre äußersten Grenzen erreicht zu haben schien. Es wäre aber eine schwer zu erfüllende Aufgabe, Broussais bloß als Philosophen allein darstellen zu wollen. Er war nur gleichsam bei Gelegenheit (par occasion) ein Philosoph, aber der Physiolog spielte bei ihm die erste Rolle, und hat den Denker in ihm unterjocht. Will man daher Broussais' philosophische Ansichten kennen lernen, so muß man sie in dessen medizinischen Theorien suchen.

François Joseph Victor Broussais, geboren zu Saint-Malo am 17. Dezember 1772, gehörte einer Familie an, die sich seit mehreren Generationen der Heilkunde widmete. Sein Urgroßvater war Arzt, sein Großvater Apotheker gewesen. Sein Vater, welcher auch die Heilkunde ausübte, hatte sich zu Pleurtuit, einem unweit von St. Malo an

der Meeresküste gelegenen Dörfer, niedergelassen. Hier verfloßen die ersten zwölf Jahre des Knaben Broussais. Rechnet man die kluge Sorgfalt einer zärtlichen Mutter, die er außerordentlich liebte, und den unbedeutenden Unterricht eines Pfarrers ab, der ihn das Administriren bei der Messe und etwas Kirchengesang lehrte, — so war seine Erziehung sehr vernachlässigt. Indessen lernte Broussais in frühesten Jugend, sich vor Nichts zu fürchten. Sein Vater schickte ihn öfters des Nachts in die umliegenden Dörfer, um die Medikamente, welche er seinen Kranken verschrieben hatte, auszutragen. Oft wußte er nicht einmal den Weg, den er einzuschlagen hätte, und er ließ sich alsdann bis in die unbekanntes Hütte von demselben Pferde führen, welches seinen Vater bei Tag hingeführt hatte; so durchschritt der junge und unerschrockene Knabe ohne Scheu und Furcht düstere, menschenleere Heiden, von denen man die schauerlichsten Dinge erzählte; und so gab er schon frühzeitig Beweise einer kühnen Unerchrockenheit, die er später bei so manchem Kampfe im Leben und in der Wissenschaft zu bewähren Gelegenheit fand. Nachdem Broussais sein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, wollte seine Mutter, deren hellsehende Zärtlichkeit die glücklichen Anlagen des Knaben durchblickte, diese Talente durch eine bessere Erziehung sich freier entwickeln lassen. Sie gab ihre Einwilligung, sich von ihm zu trennen, und er ward in das Collegium zu Dinan geschickt. Hier betrieb er classische Studien mit erwünschtem Erfolge. Rasche Auffassungsgabe, ein glückliches und treues Gedächtniß, sein Alter weit übersteigende Urtheilskraft, unterstützten ihn bedeutend in seinen Studien. Er hatte diese noch nicht vollendet, als die französische Revolution ausbrach. Als die Preußen im Jahre 1792 bis gegen Verdun vorgeedrungen, und man die französische Jugend zu den Waffen rief, ließ sich der damals zwanzigjährige Jüngling mit mehreren seiner Kameraden zum Kriegsdienst freiwillig einschreiben, und sie bildeten die freie Compagnie von Dinan. Als Soldat verließ er nun die Hörsäle der Philosophie, und er ließ es nicht an Beweisen von Muth und körperlicher Stärke in dieser Carriere fehlen *). Broussais

*) In einem Gefechte gegen die Chouans ward die Compagnie, bei welcher Broussais diente, überfallen und geschlagen. Auf der Flucht fiel ihm zur Seite einer seiner Kameraden, von einer Kugel getroffen, nieder. Der Feind befand sich wenige Schritte entfernt. Trotz der Gefahr, selbst gefangen zu werden, hielt Broussais Stand, lud seinen verwundeten Kameraden auf die Schulter, und bewerkstelligte auf diese Weise seinen langsamen Rückzug. Die Chouans schoßen auf ihn, und er erhielt einen Schuß in seinen Hut, kam aber glücklich davon. An einem sichern Ort angelangt, legte er seinen Kameraden ab, fand ihn aber todt, und bemerkte, daß er nur eine Leiche gerettet.

diente nicht lange in der freien Compagnie von Dinan, wo er zum Sergeanten ernannt worden. Da er nämlich in eine schwere Krankheit verfiel, so kehrte er zu seinen Eltern, deren einziger Sohn er war, zurück. Sie waren schon alt, und beschworen ihn, die in der Familie gleichsam erbliche Kunst zu ergreifen. Er willigte ein, und ward Anfangs in dem Spital zu St. Malo, später in dem zu Brest zum Unterricht zugelassen. Er machte reisende Fortschritte, und erhielt bald die Stelle eines Wundarztes auf der Fregatte „La Renommée.“ Er war auf der Rhede und bereit zur Abfahrt, als er einen Brief von dem Maire zu St. Malo erhielt, welcher mit den schrecklichen Worten begann: „Sittre beim Empfang dieses Briefes!“ In der That ward ihm ein schreckliches Unglück verkündet. Die Wohnung seiner Eltern zu Pleurtuit wurde von den Chouanen überfallen. Umsonst hatte es sein Vater versucht, sich zu vertheidigen. Sowohl er als seine alte Gattin, Brouffais' Mutter, wurden von den Chouanen grausamer Weise ermordet, ihre Körper verstümmelt und ihr Haus zerstört. Man kann sich den tiefen Schmerz und die Aufregung Brouffais' beim Empfang dieser Nachricht wohl denken. Der Eindruck war so stark, daß, wenn Brouffais nach vierzig Jahren an diese schändliche That nur dachte, man ihn erblassen und zittern sah, als befände er sich noch am Tage der Katastrophe.

Nach dem Tode seiner Eltern widmete sich Brouffais ganz den Diensten des Staates. Zuerst diente er in dem Krieg gegen die Engländer. Theils als Sanitätsoffizier der zweiten Klasse, theils als Oberwundarzt auf der „Corvette l'Hirondelle“ und dem „le bougainville“ machte er mit Erfolg mehrere Feldzüge zur See mit. Allein er konnte nicht stets Wundarzt bei der Marine bleiben. Nach einigen Jahren verließ er seinen Geburtsort, wo er sich verheirathet hatte, um in Paris seine medizinischen Studien zu vollenden, und den Doctorsgrad zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Pönitentiar-systems.

(B e s c h l u ß.)

„Die sitzende Lebensweise,“ sagt der nämliche Arzt, „hat, unter allen begleitenden Umständen, immer Schwächung des Körpers zur Folge und somit Anlage zur Krankheit. Diese Beobachtung kann man in Schulen eben so gut wie in den Gefängnissen machen, und überall, wo der Körper seine gehörige Entwicklung nicht verfolgen kann. Prüfen wir die moralischen Veranlassungen, die den Krankheiten des menschlichen Körpers zu Grunde zu liegen pflegen, so werden wir wohl erkennen, daß die sitzende Lebensweise der Gefängnisse, in deren Gefolge auch alle schwächenden Leidenschaften, als Melancholie, Gram u. dgl. gehen, den Ver-

lauf besonders der Lungenschwindsucht beschleunigen muß.“ In seinem Berichte von 1838 erkennt er an, daß die sitzenden Arbeiten, verbunden mit Einkerkung, für die Gesundheit von Nachtheil sein müssen, und endlich in seinem Berichte von 1831 fügt er hinzu: »der Gesundheitszustand ist fortwährend gut, doch kann man sich nicht verhehlen, daß die Einkerkung für solche Gefangene, deren Arbeit beständiges Sitzen erfordere, von Nachtheil sein müsse“; dies ist besonders der Fall bei Schneidern und bei Schuhmachern. Die Stellung, die von der Beschaffenheit ihres Geschäftes erfordert wird, und die wenige körperliche Uebung, die der Mensch nur nach dem Speisesaale und nach den Zellen für sich in Anspruch nimmt, beschleunigen die Entwicklung von Krankheiten, zu denen dieselben schon prädisponirt sind.“

Ein merkwürdiger Umstand geht noch aus den Sanitätsberichten von Auburn hervor: nämlich daß fast gar kein Fall von Geisteskrankheit dort vorkommt. Die Tabelle, die Demetz veröffentlicht hat, erwähnt nur einen einzigen Fall für einen Zeitraum von 1817—1836.

Die Musterung, der wir so eben die Pönitentiäranstalt von Auburn und deren Nachahmer unterworfen haben, gestattet uns auch, deren zahlreiche Unvollkommenheiten unter einem Register zusammenzufassen:

1. Vernachlässigung der Festigkeit und oft auch der inneren Sicherheit.
2. Nur theilweiser und unvollkommener Ueberblick von Seiten der Centralinspektion über alle Momente der Anstalt. — 3. Die religiöse Erziehung ist nur unvollkommen und verkehrt durch bloß gemeinschaftliche Belehrung. — 4. Die intellektuelle Erziehung liegt noch mehr im Argen. — 5. Das System der Einschüchterung, häufig der entehrenden und thierischen Einschüchterung, dient als fast einziges Arzneimittel in der moralischen Erziehung. — 6. Die Arbeit ist bei den meisten nur als Mittel im Dienst administrativer Speculationen. — 7. Bei dem Mangel an einer bedingungsweisen, gesetzmäßigen und geregelten Verminderung der Strafszeit wurde das Recht der Begnadigung bisher verschwendet. — 8. In einigen Gefängnissen hat man den nachtheiligen Einfluß des Zusammenlebens zu vieler Menschen und fast in allen die Nachtheile, die aus der Nähe des anderen Geschlechtes erwachsen müssen, nicht gewürdigt und berücksichtigt. — 9. Hat sich die Disziplin in dem einen bis zur Grausamkeit verstiegen, ist sie in anderen wieder viel zu gering; man hat sogar häufig die Unklugheit begangen, Gefangene zu Krankenwärtern, Ermahnern oder Lehrmeistern zu gebrauchen. Die gemeinschaftlichen Spitäler haben allenfalls ihren Theil zu jener Demoralisation beigetragen. — 10. Die relative Absonderung am Tage und die absolute des Nachts wurden, jene im Allgemeinen schlecht, diese nicht minder gehörig beobachtet. — 11. Die Wahl der Lage und die Construction der Zellengebäude und der Arbeitszimmer widersprechen sehr häufig den Regeln der Gesundheit; einige jener Gefängnisse liegen am Ufer von Gewässern und in dem Zellengebäude ist die Wärme ungleichmäßig vertheilt, und gleichzeitig ist das Erdgeschos bei mangelndem Souterrain feucht. — Mit einem Worte: die Einrichtung und Erziehung sind durchweg in einem mehr, in dem andern minder fehlerhaft.

Gleichwohl war der heilsame Einfluß der relativen Absonderung in dem Systeme von Auburn doch noch mächtig genug, daß allen jenen Grundfehlern, die wir angegeben, und aller Furcht vor Verbindungen unter den Gefangenen zu

Troze mehrere Pönitentiaranstalten, die diesen Plan verfolgten, ihr System von wenigstens gleichem, in mancher Hinsicht besserem Erfolge gekrönt sahen, als in Cherrys-hill. — In Bezug auf Recidive mögen die Resultate dieser Anstalten wohl gleich sein; in finanzieller Hinsicht bieten sie Dekonomie des Raumes und reichlichen Ertrag in ihren Produkten dar; in gesundheitlicher Hinsicht haben sich, mit Ausnahme zweier oder dreier durch dem Systeme fremde Ursachen, in Folge des moralischen Einflusses und der nicht im Eizen verrichteten Arbeiten höchst auffällige Vorzüge vor Cherrys-hill dargethan, was selbst die Direktoren dieser letzteren Anstalt einräumten.

Neerolog.

Am 4. Julius d. J. verlor die deutsche Wundarzneykunst einen ihrer kräftigsten Vertreter in Karl Ferdinand Gräfe. Er starb im 53. Jahre seines Alters zu Hannover, wohin er wegen einer am Kronprinzen von Hannover zu verrichtenden Operation gereist war.

Gräfe erblickte zu Warschau im Königreiche Pohlen im Jahre 1787 das Licht, wo sein Vater als Geschäftsträger beim Grafen Moszinski einen Posten bekleidete. Bei einer späteren Umstellung mit seinen Aeltern nach dem Flecken Dolsk, nahe bei Turziska erhielt er als Hauslehrer den Magister Hermann von Mayer, und mit dem 14. Jahre bezog er das Gymnasium zu Baugen in der Oberlausitz, wo er unter Hartung's und Gedicke's Leitung bedeutende Fortschritte machte. Von da aus ging er nach Dresden, wo Beutler und Brauniger zu seiner ferneren Ausbildung kräftig beitrugen.

Seine Vorliebe für die Arzneywissenschaft bestimmte ihn daselbst das Collegium chirurgico-medicum zu besuchen, wo er vorzugsweise seiner Neigung zur operativen Chirurgie folgend, die Vorlesungen Leedens aus der Wundarzneykunst und Lorenzen's aus der Geburtshilfe mit unermüdetem Eifer besuchte, und ihre praktischen Uebungen sowohl am Lebenden als am Kadaver und Fantom mit vortheilhaftestem Erfolge benützte. Von da aus zog ihn seine ungestillte Wissbegierde nach Halle, wo die Universität sich damals, wegen eines seltenen Vereines ausgezeichneten Lehrers, einer zahlreichen Frequenz erfreuete. Hier hörte er Philosophie bei Steffens, Physik bei Gilbert, Anatomie bei von Loder, Materia medica bei Bergener, Pathologie, allgemeine und spezielle Therapie bei Keil, dessen medicinische Klinik er auch in der Folge besuchte, so wie die Chirurgie bei von Loder, Froriep und Bernstein. Mit außerordentlichem Fleiße ließ er sich als Praktikant bei der chirurgisch-geburtshilflichen Klinik verwenden; und durch das nähere Verhältniß, welches sich zwischen ihm und Keil später entwickelte, wurde ihm von letzterem die alleinige Beforgung des Stadthospitals übertragen. Als der Kaiser Napoleon durch ausdrücklichen Befehl die Universität Halle auflöste, sah sich Gräfe, um seine Studien beschließen zu können, im Jahre 1807 genöthiget, die Universität Leipzig zu beziehen. Rosenmüller als Anatom, Reinhold und Eckhold als Vorsteher der Klinik und Platner als Philosoph waren seine Lehrer. Nach beendigter Staatsprüfung verfaßte er nach hergebrachter Sitte seine Inaugural-Dissertation, welche den Titel führt: *De notione et cura Angiectaseos labiorum, Lipsiae 1807, 4.*

Er hatte früher den Entschluß gefaßt, eine wissenschaftliche Reise nach Erla-
 gung der Doktorwürde zu unternehmen, eine glänzende Anstellung aber am Hofe
 Alexius, regierenden Herzogs von Anhalt-Bernburg, zu welcher er durch
 Keil's Anempfehlung gelangte, und wo er als Hofrath und Leibarzt fungirte,
 brachte ihn von seinem Plane ab. Zu Ballenstedt, dem Residenzorte des Her-
 zogs, widmete er seine Thätigkeit sowohl literarischen Arbeiten, als auch der Orga-
 nisirung eines Krankenhauses; er schrieb ferner eine Analyse der eisenhaltigen
 Quelle zu Selkenthal, welche durch seine Anempfehlung besonders in Auf-
 schwingung kam, und nach dem Landesherrn Alexiabad genannt wurde. Er
 brachte hier vier Jahre in ungestörter literarischer Muße sowohl, als auch im höch-
 sten Vertrauen seines Gebieters und der ganzen Einwohnerschaft zu.

Das Verhältniß zu seinem Fürsten, welches mehr ein freundschaftliches war,
 wehrte ihm lange, einem mehrseitig an ihm ergangenen Ruf zur Professur, wegen
 länger andauernder Kränklichkeit des ersteren, zu folgen. Der erste Antrag zur
 medizinischen und chirurgischen Professur wurde ihm von der damaligen westphä-
 lischen Regierung nach Halle gemacht; der zweite zur chirurgischen Professur
 nach Königsberg von Seite der preussischen Regierung. Nur durch schriftliches
 und mündliches Zureden von Seite Keil's entschloß er sich bei Stiftung der
 Universität zu Berlin, einem erneuerten Rufe dahin zu folgen, nachdem er
 schmerzlich von seinem freundschaftlichen Gebieter sich trennte.

Hier war eigentlich seinem Talente und seinen Kenntnissen erst der passendste
 Wirkungskreis eröffnet. Er wußte sich bald durch gelungene Kuren das Vertrauen
 des Publikums, wie des Hofes zu erwerben, und eine glänzende Praxis zog ihm
 bald den Neid der Aerzte zu. Die wieder beginnenden Feindseligkeiten gegen
 Frankreich im Jahre 1813, gaben ihm Gelegenheit, als Divisions-General-Chirurg
 seine Fähigkeiten auf's Glänzendste zu beurkunden, welche Stelle er unent-
 geldlich bekleidete. In dieser Stellung leitete er während der Jahre 1813—1815
 die Einrichtungen der Provinzial-Militärlazarethe zwischen der Weichsel
 und dem Rhein, im Herzogthum Niederrhein, die preussischen Lazarethe in
 Holland und Niederland. Seine Verdienste in diesem Betreff wurden sogar
 von auswärtigen Soverainen anerkannt und mit Orden belohnt. So erhielt er
 nach der Schlacht von Groß-Beeren vom jetzigen König Schwedens, damaligen
 Kronprinzen, Karl Johann, den Gustav-Basa-Orden. Vom Kaiser von Ruß-
 land nach den Stürmen von Wittenberg den St. Vladimirorden vierter Klasse.
 Von Ludwig dem Ahtzehnten nach der Uebergabe von Torgau das Offizier-
 Kreuz der französischen Ehrenlegion. Als Anerkenntniß seiner Verdienste wurde
 ihm nach beendigtem Feldzuge vom Kaiser von Rußland der St. Annen-
 Orden zweiter Klasse und vom Könige von Preußen das eiserne Kreuz zwei-
 ter Klasse ertheilt. Auf den Antrag des Senates vom Königreiche Polen wurde
 Gräfe durch einen Ukas des Kaisers Nikolaus I., datirt vom 14. Febr. 1826,
 in den Adelsstand erhoben, und vom Könige Friedrich Wilhelm III. durch
 eine Kabinettsordre vom 19. November desselben Jahres bestätigt. — Als ein be-
 sonderes Zeichen der Achtung und Anerkennung des erworbenen Ruhmes als
 Arzt und Operateur wurde ihm von Seite seines Vaterlandes der polnische weiße
 Adler zum Andenken ins Wappen gegeben.

Anzufrieden mit den allgemeinen Sanitäts-Einrichtungen, reichte er jetzt

um seinen Abschied ein, welcher ihm mit der Ernennung zum Geheimrathe ertheilt wurde, mit der Bedingung: »daß er, wenn dereinst seine Berufung zu gleichen Diensten wieder nothwendig werden sollte, solche mit dem jetzt bewiesenen Eifer gern übernehmen möge.«

Er trat jetzt wieder in seine frühere Laufbahn, wurde außerdem noch zum Mitgliede der wissenschaftlichen Medizinaldeputation im Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, und auch der Ober-Examinations-Commission, ernannt. Seine ärztlichen Verdienste um den König und die königliche Familie erwarben ihm den rothen Adlerorden dritter Klasse. Einige Jahre später wurde er zum dritten General-Stabsarzt der Armee und zugleich zum Mitdirektor des medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelm-Institutes und der medizinisch-chirurgischen Akademie für's Militär ernannt. Auswärtigen Gesellschaften blieben seine Verdienste ebenfalls nicht fremd, und die Anerkennung wurde ihm durch Ernennung zum Mitgliede zur Kenntniß gebracht. So ertheilten ihm die königliche Societät der medizinischen Fakultät, und die Societät der Macheiferung zu Paris, die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen, die kaiserlich russische, naturhistorische Gesellschaft zu Moskau, die Erlanger physikalisch-medizinische Societät, die Halle'sche naturforschende Gesellschaft, die nieder-rheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde ihre Diplome.

Er trug wesentlich zur Aufnahme und Beförderung der Chirurgie in Deutschland bei, wir wollen bloß hier seine künstliche Nasenbildung erwähnen, welche er wieder der Vergessenheit entriß; die Verbesserung, die er mit verschiedenen Operationsmethoden vornahm, die Erfindung mehrerer Instrumente und Verbandstücke. Die Wissenschaft betrauert in ihm einen ihrer eifrigsten Jünger und Priester, die Menschheit einen der edelsten Charaktere.

Gräfe's Aeußeres war gefällig und einnehmend vom ersten Augenblicke, er war mittheilend gegen jüngere Aerzte, und leistete ihnen hilfreiche Hand, wo er es nur konnte, Reisenden ertheilte er Empfehlungsschreiben in's Ausland, die auch immer die beste Aufnahme bewirkten. Am Krankenbette war er der theilnehmende Freund, und operirte mit einer Liebenswürdigkeit und Leichtigkeit, die den Patienten die schwierigsten Operationen zur Hälfte erleichterten. Dr. Sch. . . . g

Beitrag zur Geschichte des Opiumgenusses im Orient *).

Samarang (in Java). Neuerlich wurden wir nach vielen Jahren Ruhe wieder einmal durch den Ruf: „Amok! Amok!“ erschreckt, und alsbald sah man einen wüthenden Buigenesen (so heißen die Eingebornen in dem Lande Borne auf Calches) mit dem Krüge in der Hand aus einer der Opiumbuden des chinesischen Camp (Stadttheil) gelaufen kommen, der Alles, was ihm in den Weg kam, stach, schlug, biß oder trat, seine Richtung über den mit mehreren Tausend Menschen angefüllten Bazar nahm, wobei mehr als 30 Menschen, ja mehrere sogar tödtlich, verwundet worden sind, und seinen Weg auf der Straße von Badjong fortsetzte,

*) Aus der Berliner „medizinischen Central-Zeitung“.

bis er bei dem Wachthäuschen der inländischen Polizei von den Frachtjurits erst mit Lanzenstichen verwundet, alsdann mit einem Schuß getödtet. — Es besteht nämlich ein Gesetz, wonach jeder Amok (unter welchem Namen man die von einer Art Tollheit Befallenen begreift), gleichviel, auf welche Art, getödtet werden darf, und jeder waffentragende Staatsdiener angewiesen ist, das Todesurtheil unverzüglich an dem Unglücklichen zu vollziehen. Es hat diese Krankheit mit der Wasserscheu in Europa — welche ungeachtet der Tausende von Hundten, die auf Java herumlaufen, und vor Hunger den Reis von den Feldern fressen, doch hier gänzlich unbekannt ist — Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß die von ihr Befallenen das Wasser nicht scheuen, auch nicht ohne alle Bestimmung zu sein scheinen, und daß die Krankheit nicht ansteckend ist. Ob sie zu Furiren sei, hat Ref. noch nicht erfahren können. Als Ursachen ihrer Entstehung bezeichnet man Angst, Haß, Neid und besonders den häufigen Genus des Opiums, welches hier nicht gegessen, sondern mit Tabak vermengt geraucht wird, wobei der Rauch durch die Nase ausgeblasen wird, weshalb dergleichen Anfälle gewöhnlich in den Opiumbuden bei leidenschaftlichen Spielen und Wetten zum Vorschein kommen. Der Kranke sitzt erst eine halbe Viertelstunde stumm und starr vor sich hinsehend, dann fängt er an mit den Zähnen zu knirschen, es tritt Schaum vor den Mund und mit einmal springt er auf, greift nach den Waffen, verwundet oder ermordet seine nächste Umgebung und stürzt dann zur Thüre hinaus, immer geradeaus laufend und um sich schlagend, doch so, daß er Häusern, Bäumen, u. dgl. Gegenständen ausweicht, und sich nie selbst verwundet. Noch sind alle diese Amokkranken hier erschossen, erstochen, erschlagen oder gesteinigt worden, oder von selbst in das Wasser gelaufen und ertrunken. Ein phlegmatisches Temperament scheint von dieser Krankheit befreit zu bleiben, weshalb auf Java nur Ausländer, auf Makassar hingegen namentlich die rachfüchtigen Buigenesen davon befallen werden.

Blüten aus dem Paracelsus.

(Fortsetzung.)

Der Arzt, der nicht durch Philosophie in die Arznei eingeht, geht nicht in die rechte Thür, sondern oben zum Dache hinein und werden aus ihnen Mörder und Diebe.

Der Geist ist lebendig, und das Leben ist der Geist, das Leben und der Geist wirken alle Dinge, sind aber Ein Ding und nicht zwei. Die Zunge redet und redet nicht, denn der Geist ist in ihr, der redet, das Fleisch an ihm selbst nicht.

(Wird fortgesetzt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Miggott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 64.

Montag, den 10. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Diätetik während einer Seebadekur. — Broussais. — Lesebore - Durusle's Bericht über Strenhäuser. — Miscelle.

Diätetik während einer Seebadekur.

(Aus eigener Erfahrung auf Helgoland in der Nordsee, von Dr. Gery. v. Breuning, Oberarzt am k. k. Invalidenhanse in Wien.)

In Berücksichtigung der kürzlich in der Nähe unserer Hauptstadt, zu Ruxst im Neusiedlersee, errichteten Seebäder (deren Nr. 56 dieser Blätter Erwähnung that), glaube ich eben nicht ganz nutzlos zu handeln, wenn ich einige Worte über Gebrauchsweise solcher Bäder, über die dabei zu beachtende Lebensart, über das Verhalten bei, während derselben sich einstellenden ungewöhnlichen üblen Ereignissen, über das Verhalten zu deren Verhütung u. dgl. dem oberwähnten Aussage folgen lasse.

Es sind zwar meine Erfahrungen einem vierwöchentlichen Aufenthalte in dem kräftigsten aller Seebäder des Nordens, dem herrlichen Helgoland, entnommen, und wohl ist der Unterschied im Gehalt des Wassers, Electricität desselben, Wellenschlag, der mit den so heilsamen Meeresdüsten geschwängerten Luft*) — zwischen einem reinen Seebade, wie auf dieser Insel, und einem Küsten- (bereits mit Flußwasser und

*) Sehr unrecht hat der Verfasser des erwähnten Aussages in Nr. 56, wenn er den Ausdünstungen nach Ebbe und Flut nachtheilige Wirkungen zuschreibt, da eben, namentlich für Brustkranke und Schwächliche, Spazierengehen am niederen Strande, wo angeschwemmter Seetang und Seethiere reichlich, häufig bereits faulend, ausdünsten, nicht genug empfohlen werden kann, ja manchen Schwächlichen dies als alleinige Kur (ohne Bäder in Gebrauch zu ziehen) von erstaunenswerther Heilsamkeit ist.

Anmerk. d. Verf.

Landluft vermischten) Seebade, wie ich deren in Cuxhaven, Ostende, bei Edinburgh antraf, mir nur zu deutlich fühlbar gewesen; um wie viel größer muß sich ein solcher erst zu erkennen geben im Vergleich eines Landsees (wie der Neusiedlersee) mit dem offenen Meere; doch, ist der Salzgehalt auch ein ungleich unbedeutender, ist die Luft höchstens eine nur durch die größere Wassermasse modificirte Landluft zu nennen, ist der Wellenschlag ein sehr gemäßigter, und fehlen den Neusiedler Bädern alle die Wirkungen, die die Eigenschaften des Meeres (Leuchten desselben, Schwängerung mit so unzähligen Pflanzen- und Thierarten zc.) nothwendig hervorbringen müssen, so ist dennoch der Gebrauch dieser so nahen Bäder unstreitig als ein dankenswerthes Erfasgmittel mit Freuden anzusehen, und, passen die von mir erfahrenen und hier anzugebenden Verhaltungs- und Vorsichtsmaßregeln vielmehr auf die offenen Seebäder, so dürften sie dennoch auch bei diesen nicht unbeschadet außer Acht gelassen werden; von Helgoland selbst aber sei es mir erlaubt, ein anderes Mal einige erzählende Worte folgen lassen zu dürfen.

Die beste Zeit zur Unternehmung einer Seebadekur ist wohl sicherlich die Zeit zwischen Juni und September, da früher eine bedeutendere Wassermasse, wie diese das Meer, ja ein See überhaupt bietet, nicht wohl durchgehends genugsam erwärmt wird, deshalb ist es z. B. für Helgoland auch so eingerichtet, daß die Dampfschiffe von Hamburg nach dem 17 Meilen davon, 8 Meilen von der Küste entfernten Helgoland erst mit 15. Juni ihren Lauf beginnen, und mit Hälfte Septembers beschließen, obgleich in der offenen See, die so reich an dem sehr erwärmenden Salze ist, Bäder für einigermaßen daran Gewöhnte ohne Nachtheil bis zum Beginne des Gefrierens fortgebraucht werden können, was (wie mir im Herbst 1838 erzählt wurde) z. B. bis 4. Jänner des genannten Jahres von dem dortigen Badeuarzte und mehreren Andern geschehen ist. Auch bleiben gewöhnlich noch einige Badegäste, selbst Damen, über die Zeit des Abganges des letzten Dampfschiffes hinaus auf der Insel, und unternehmen ihre Rückreise auf einem der häufig abgehenden Segelschiffe.

Ist die Jahreszeit also die des Sommers, so habe man, was die Tageszeit betrifft, des Morgens nach einem, $\frac{1}{2}$ — 1 Stunde zuvor eingenommenen leichten Frühstücke, und richte es, wo Ebbe und Flut herrscht, so ein, daß man, wo möglich, zur steigenden Flut ins Bad komme, da die Flutwelle bedeutend mächtiger sich heranwältzt *).

*) Auf Helgoland, will man nicht eben der kräftigeren Flutwelle wegen, um die genannte Zeit baden, ist es, was die Beschaffenheit des Bodens betrifft,

Strande angekommen und hinreichend ausgekühlt, entledigt man sich allmählig der Kleider, was entweder in Zelten, oder, und am besten, in auf zweirädrigen Karren gebauten hölzernen Kabinetchen geschieht, die sich dann durch Menschen (an den Küstenbädern meist durch Pferde) bis zur nöthigen Tiefe des Wassers ziehen lassen. Diese Karren (über deren Dasein am Neusiedlersee der Verfasser des erwähnten Aufsatzes nichts sagt) sind besonders bequem, indem man, wenn sie in das Wasser, wie gesagt, geschoben sind, auf den daran hängenden Stufen unmittelbar in die zur Ueberflutung des ganzen Körpers erforderliche Tiefe des Wassers, ebenso beim Verlassen des Bades mit dem nassen Leibe allogleich in den verschlossenen Raum wieder kommt, und so der längeren Verührung mit der (oft kälteren) äußern Luft entgeht; noch bequemer und schicklicher sind die für die Damen bestimmten Karren dadurch eingerichtet, daß von ihrem Ausgange bis nahe an die Oberfläche des Wassers eine Art Falldach herabfällt. Die übrige Einrichtung dieser Karren besteht in einem kleinen Spiegel, Kamm, so wie aus einem auf einer der Stufen befindlichen Kübel mit Wasser, um nach dem Verlassen des Bades die sandigen Füße abwaschen zu können; die Wäsche hat man selbst mitgenommen. Das Schellen an einer, an der Rückseite des Karrens befindlichen Locke, gibt das Zeichen, daß man, angekleidet, wieder an den trockenen Strand gelangen will.

Ist man ganz ausgekleidet und vollkommen abgekühlt, so ist es eben nicht nutzlos, sich vorher, ehe man in das Bad selbst geht, Kopf und Brust mit dem Wasser zu benetzen, hierauf aber gleich schnell mit dem ganzen Körper in das Wasser zu gehen, und (für die Schwimmunkundigen sei es gesagt, und vorausgesetzt, daß der Boden gleichmäßig sich abdachend, tiefer wird) zwar gleich so weit, daß man beständig bis über die Hälfte des Körpers unter Wasser sei, aber durch's Rücken ganz darunter komme, und bei herannahender Welle stelle man sich so, daß diese meist über den Kopf schlage; denn ist man mit halbem, bereits nassem Leibe viel oberhalb des Wassers, so setzt man sich häufig Erkältungen aus. Die Engländer springen gewöhnlich per Kopf in die nahende Welle, um auf der anderen Seite derselben wieder aufzutauchen. Sind die Wellen bedeutend, so muß man sich gegen die jedesmal ankommende entgegenhalten oder stemmen, da man sonst von ihr gegen den Strand geschoben wird. Der erste Schauer geht bald vorüber, um der angenehm

gleichgiltig, wann man badet, nicht so aber in anderen Bädern, wie man z. B. auf *Norderney* nur binnen zwei Stunden vor und nach der höchsten Flut baden muß, indem bei weiter zurückweichendem Wasser Löcher im Grunde gefährlich werden.

Anmerk. d. Verf.

praktisch wärmern Einwirkung des Wassers auf die Haut und den ganzen Organismus Platz zu machen, und fortgesetzte Bewegungen lassen den Körper sobald nicht kühl werden. Die letztern sind besonders wohlthätig und nothwendig, um dem Körper Energie zu Reactionen zu verschaffen. — Eine Hauptsache ist, und namentlich den häufig dagegen handelnden Damen zu empfehlen, beim Untertauchen immer senkrecht dies zu thun, sich gleichsam zu hocken, nicht aber im Sichvorbeugen mit dem Kopfe unter Wasser zu gehen, da dies meist Blutandrang zum Kopfe, Schwindel und Kopfschmerz veranlaßt, so wie Manche nicht vertragen, die Welle sich über das Hinterhaupt aufschlagen zu lassen.

Obgleich der Gebrauch der (salzhaltigen, also wärmeerzeugenden*) Seebäder durchaus keine Vorbereitung erheischt (etwa indem man nach und nach vom wärmern Bade zu kühleren Waschungen übergeht), so ist doch ein anfänglich kürzeres, und nur allmählig längeres Verweilen im Bade anzurathen, das sich im Allgemeinen nach dem Eintritte des auf das Gefühl allgemeiner Wärme und Wohlbehagens im Bade erfolgenden neuen Schauers bemessen läßt, der dann das beste Zeichen zum Verlassen des Wassers abgibt. Mehrmal wiederholtes Gehen in das Wasser hängt von dem Belieben ab, doch ist es rathsam, dies nicht zu forciren, da nicht in der Quantität des Badens die heilsame Wirkung liegt, ja Uebermaß durch Ueberreizung sogar schwächen kann, und das Bad selbst, was so Viele zu vergessen scheinen oder nicht glauben wollen (wie bei einer Mineralwasserkur) allein nicht die Hauptsache ist. So kannte ich eine hypochondrische, nervenschwache Dame, der das Bad, noch so vorsichtig genommen, stets solche Aufregungen des Nervensystems verursachte, daß Kopfschmerz, Uebelkeit, Appetitlosigkeit, Mattigkeit bis zur Sprachlosigkeit die jedesmaligen Folgen waren. Ich rieth ihr erfolglos Mehreres an, und endlich, sie möge zu baden unterlassen, und nur am Strande der Dühne**) mehrere Stunden täglich in der frisch aufsteigenden

*) Wie entschieden wirkend das Seewasser in dieser Hinsicht ist, beweiset unter Anderm, daß die vom Regen ganz durchnässten Schiffer, um durch diese Süßwassernässe nicht Schaden zu leiden, wenn sie sich nicht umkleiden können, von Zeit zu Zeit sich mit Meerwasser übergießen, und durch dieses ersteres aus den Kleibern zu verdrängen streben, worauf sie ohne mindeste Kälte oder sonstiges unangenehmes Gefühl ausharren; so auch kann man unbekümmert in von Seewasser durchnässten Stiefeln verweilen, ja man wird deren Trocknen nicht verspüren, und deutlich fühlbar ist der Unterschied zwischen dem Baden, wenn es lange schönes Wetter gab, wo das Wasser also reines Seewasser ist, und dann, wenn es viel geregnet, es also mit viel Süßwasser vermischt ist.

Anmerk. d. Verf.

**) Die von der Felseninsel Helgoland eine Viertelstunde entfernte Sanddühne

Seelust spazieren gehen, worauf sie alsbald sehr wohl sich fühlte und in Aussehen sehr gewann. Jedesmalige Uebertretung meiner Vorschrift machte sie rückfällig, und erst die letzte Zeit ihres Aufenthaltes gelang es ihr, ohne Untertauchen und nur auf kurze Zeit badend, das Bad zu vertragen.

(Der Beschluß folgt.)

Broussais.

(Nach Mignet.)

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1799 kam Broussais in Paris an. Es war diese Zeit eine, für die Wissenschaften günstige. Die Schulen Bacon's, Locke's und Condillac's beherrschten damals die denkenden Geister Europa's. Die bewundernswerthen Fortschritte der Naturgeschichte, der Chemie, der Erdkunde, und der höheren Mathematik hielten mit dem Geiste der analytischen Forschung einen parallelen Schritt. Auch die Medizin nahm Antheil an diesem Fortschreiten. Die medizinische Schule zu Paris, welche bis zu jener Zeit mehr vorsichtig in ihrem Gange war, und in ihren Ideen mehr hergebrachte Routine, als selbstständiges Denken beurfundete, begann, einen neuen Aufschwung zu nehmen. Es glänzten damals in Frankreich mehrere ausgezeichnete Aerzte, die durch ihre Leistungen ihren Ruf verdienten. Chaussier veröffentlichte damals seine »physiologischen Tabellen«; Pinel, berühmt durch seine »philosophische Krankheitslehre« (Nosographie philosophique), gab darin der französischen Medizin Gesetze, welche bis auf Broussais' Zeiten ihre volle Gültigkeit behaupteten; Cabanis wendete mit vielem Scharfsinne das System seines Lehrers Condillac auf die wechselseitigen Beziehungen des Geistigen und Physischen im Menschen an; Bichat setzte die gelehrte medizinische Welt sowohl als die Anatomen und Physiologen durch die schnell auf einander folgende Veröffentlichung seiner Lehre von den Membranen, seiner physiologischen »Untersuchungen über Leben, Tod«, seiner »allgemeinen, auf Physiologie und Medizin angewandten Anatomie« in Erstaunen. Gleichsam im Vorgefühl eines frühzeitigen Todes — Bichat starb in seinem 31. Jahre — veröffentlichte dieser geniale und unermüdet thätige Mann seine zahlreichen Entdeckungen mit einem Eifer und einer raschen Folge, wie sie nur einem solchen Genie möglich sind. Dies waren die Lehrer Broussais'. Er ward Bichat's Freund, dessen Arbeiten später einen entscheidenden Einfluß auf seine eigenen Ideen hatten. Eben so eifrig nahm Broussais die damals in der Medizin allgemein herrschenden Ansichten Pine's an. Nach vierjährigen unermüdeten Studien ward Broussais zum Doctor promovirt. Zum Gegenstande seiner ersten literarischen Arbeit wählte er das hektische Fieber, worin er sich als eifrigen Anhänger Pine's zeigte. Was in dieser ersten Arbeit im Vergleich mit

ist eigentlich der Platz zum Baden, und wird an der Felseninsel nur bei nicht Statt habender Ueberfahrt wegen Sturm ausnahmsweise, und nur von Männern gebadet.

Anmerk. b. Verf.

Broussais' späteren Werken bemerkt zu werden verdient, ist nicht sowohl der Widerspruch in seinen Ansichten, als vielmehr das consequente Sichgleichbleiben des Menschen. Denn man sah schon dieser ersten Frucht seines Geistes den kühnen Schwung und den durchdringenden Verstand des künftigen Reformators an, dem es, trotz der scheinbaren Nachahmung eines Modells, Bedürfnis ist, Neues hinzuzusetzen.

Broussais übte als praktischer Arzt seine Kunst durch 2 Jahre in Paris, allwo er aber nicht hinreichende Bekanntschaften hatte, um sein Glück als Arzt zu machen, und auch nicht Vermögen genug besaß, um in dieser großen Stadt lange Zeit auf einen bessern Erfolg warten zu können. Er faßte daher den Entschluß, bei der Armee sein Glück zu versuchen. Durch den Einfluß Pinel's und seines Freundes Desgenettes gelang es ihm, zum Oberarzt (medecin-aide-major) der Armee der Küsten des Oceans ernannt zu werden. Er reisete im Jahre 1805 in das Lager von Boulogne, und begleitete die französische Armee nach Ulm, Austerlitz, so wie auf alle ihre Märsche und Feldzüge durch Europa. Er war zum Feldarzt wie geboren. Kräftig gebaut und zur Arbeit stets gerüstet, hatte er eine starke Seele einen entschiedenen Charakter und einen Muth, der sich über Entbehrungen, Gefahren und Kriegsseuchen hinaussetzt, welche letztere in den Heeren mehr Verwüstungen anrichten, als die Schlachten. Mit Liebe übte er seine Pflichten auf dem Schlachtfelde, war gegen den Krieger menschenfreundlich und voll Mitleid, und zur augenblicklichen Hilfe stets bereit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lefebvre-Duruflé's Bericht über Irrenhäuser.

(Erstattet an den General-Rath des Departements d'Eure.)

Der Präfect und General-Rath des Departements d'Eure, eines der gefegnetsten Distrikte Frankreichs, deren Wunsch es war, eine geeignete Anstalt zur Aufnahme von Geisteskranken zu errichten, hatten die löbliche Vorsicht, einige ihrer Mitglieder zu beauftragen, nicht nur die berühmtesten Irrenhäuser Frankreichs, sondern auch die von England zu besuchen. In Folge dieses Auftrags besichtigten fünf ausgezeichnete Männer zuerst die Irrenhäuser von Rouen, Caen, Le Mans und Paris, und dann die Anstalten zu London, Hanwell und Wakefield in Dorsetshire. Bei ihrer Zurückkunft entwarf Herr Lefebvre-Duruflé einen sehr lichtvollen und completeu Bericht über ihre Beobachtungen, welchem er dann einen Plan für die neu zu errichtende Anstalt beifügte. Dieser Bericht ist für Jeden, welcher an dem Loose der unglücklichsten aller Menschen Antheil nimmt, von höchstem Interesse; denn er zeigt, was zur Verbesserung des Looses derselben auf beiden Seiten des Canals in Realisirung philanthropischer Tendenzen geschehen ist. Der Verfasser spricht den Anstalten England's ein sehr günstiges Urtheil, so wie auch denen von Le Mans, Caen und Rouen. Von den Pariser Anstalten, über die wir seinem Werke nähere Details entnehmen wollen, da ihr Besuch der Mehrzahl leichter ausführbar ist, tadelt er in einem gewissen Grade die Unzweckmäßigkeit der Gebäude, während er deren innerer Einrichtung und dem wohlwollenden Geiste, welcher sie leitet, ein ehrendes

Wort spricht. So sagt er von Bicêtre: — »die Pachtung St. Anna ist ein Eigenthum des Hospitals von Bicêtre, von welchem es ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meile entfernt ist. Vor einigen Jahren kam der Administration die glückliche Idee, die Bebauung und Kultur dieses Landgutes den Reconvaleszenten der Irrenanstalt zu übertragen, und ihnen dieselbe, falls der Versuch günstig ausfallen sollte, zum Wohnorte zu überlassen. In ihrem gegenwärtigen Zustande beherbergt diese Pachtung die Reconvaleszenten, so wie auch einige unheilbare, jedoch harmlose und arbeitsfähige Wahnsinnige. Als wir sie besuchten, besaßen sich dort deren 70 unter der Aufsicht von bloß 3 Wärtern. Andere Geisteskranken schickt man nach der Salpêtrière, um die Gärten dieses Platzes anzulegen, und wir stießen auf eine Truppe dieser geisteskranken Arbeiter, als wir das Hospital verließen. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß von diesen Geisteskranken, welche den ganzen, zwei Meilen langen Weg von Bicêtre bis zur Salpêtrière zu Fuß unter der alleinigen Obhut von zwei Aufsehern zurücklegen, noch kein einziger einen Versuch machte, zu entkommen. In der Salpêtrière sind 50 Morgen Landes, in Bicêtre und zu St. Anna jedoch 82 zu cultiviren, und dennoch fühlt man täglich mit Bedauern, daß dies Territorium zu beschränkt ist, um einer noch größeren Menge von Geisteskranken Beschäftigung zu gewähren. Die Grundstücke wurden denselben in einem Zustande von gänzlicher Vernachlässigung übergeben; die Wirthschaftsgebäude waren dem Verfall nahe; der Boden rauh und uneben, und dessen Urbarmachung in manchen Theilen eine anscheinende Unmöglichkeit. Dennoch hat Alles unter den Händen der wackeren Geisteskranken ein anderes Ansehen gewonnen; die Gebäude sind wieder hergestellt worden und haben andere Formen erhalten, während sie um Schlaf- und Speisesäle, so wie um geräumige Werkstätten vermehrt wurden. In dieser herzerhebenden Colonie fanden sich Maurer, Zimmerleute, Ziegeldecker, Tischler, Schlosser und Maler. Das mit dem Spaten durchflügte Land hat reiche Ernten getragen; eine große, mit kleinen Hügeln versehene Trift wurde geebnet und in eine schöne Wiese verwandelt, auf welcher die in der Anstalt gewaschene Wäsche gebleicht wird. Landbauarbeit zeigte sich bald als unzulänglich für diese thätigen Patienten; es wurde daher eine große Leinenwaschanstalt errichtet, mit Werkstätten zur Reinigung und Abnähung aller Wollendecken für alle Spitäler der Hauptstadt. Der Bericht der ärztlichen Kommission für das Jahr 1888 zeigt, daß der reine Ertrag der Arbeiten zu St. Anna im Laufe dieses Jahres 50,000 Franks überstieg.»

»Charenton. — Diese Anstalt liegt zwei Meilen von dem Centrum von Paris an dem südlichen Abhänge eines Hügelns an der Marne. Die Aussicht von diesem Punkte ist entzückend; aber die Abhängigkeit des Bodens ist ein großes Hinderniß der Anbringung der Gebäude, des leichten Verkehrs zwischen denselben und der Anlage von angenehmen Spaziergängen. Diese Irrenanstalt umfaßt einen Raum von 21 Morgen Landes, wovon jener Theil, der nicht mit Gebäuden besetzt ist, Höfe und Gärten bildet. Es war gegen Ende des XVII. Jahrhunderts, daß die Ordensbrüder von St. Jean de Dieu, welche im Jahre 1600 zu Charenton ein Hospital errichtet hatten, in dasselbe auch Geisteskranken aufzunehmen begannen. Die Revolution hob diesen Orden auf und zerstreute die Patienten. Das Haus wurde durch einen Direktorial-Erlaß vom 18. Juni 1797 wieder eröffnet, und dessen Verwaltung dem Herrn von Coulmier übertragen, welcher

dieselbe bis 1815 behielt. Unter diesem Direktor erhielt die Anstalt wieder einen neuen Ruf; denn dieser Mann war es, welcher vor dem Auge des Publikums alle die melancholischen Details eines Tollhauses verbarg, und sie mit dem Schimmer von Festen, dem Tone fröhlicher Tänze und den Täuschungen dramatischer Darstellungen bedeckte. Der Mangel an Symmetrie in den Gebäuden von Charonton, ihr düfteres Aussehen und übles Arrangement bleiben für immer warnende Ueberreste für alle Jene, welche sich den unglücklichen Gedanken beifallen lassen, alte Gebäude modernisiren zu wollen. Wenn es möglich wäre, alle die Summen wieder zusammenzubringen, welche nach und nach an dieser Anstalt auf Reparaturen, Verbesserungen und Zusätze verschwendet wurden, so würde dies ein außerordentlicher Betrag sein. So aber ist das alte Gebäude von Charonton das düfterste aller Spitäler von Paris. Die Reconvaleszenten und ruhigere Patienten bewohnen das ehemalige, aus mehreren Stockwerken bestehende Klostergebäude. Jeder Stock besteht aus einem Corridor, an dessen beiden Seiten sich Reihen von Zimmern befinden. Dieser Theil des Gebäudes ist niedrig, melancholisch, dunkel und ohne genügende Aussicht ins Freie. Die heftigeren Kranken befinden sich in separirten Zellen, welche man nur deswegen übrig gelassen zu haben scheint, um uns heutzutage noch an die unmenschliche Behandlung der Irren in früheren, finsternen Zeiten zu erinnern. Diese Reihe von Zellen, vor denen sich eine auf rohen Säulen ruhende Gallerie befindet, hat man scherzweise das Palais royal zubenannt. Die Feuchtigkeit dieser Zellen ist so groß, daß sich das Stroh darinnen nur sehr kurze Zeit erhielt. Die Abtheilung für weibliche Kranke ist nicht ganz so schlecht, als die für Männer; sie enthält ein sehr schönes, neu errichtetes Gebäude, dessen Grundlage jedoch leider schon durch die Feuchtigkeit bedeutend gelitten hat. Die oberen Stockwerke sind geräumig, gesund, luftig, reinlich und gehörig möblirt, und das Auge erfreuet sich von ihnen aus einer freundlichen Aussicht.“

Miscelle.

— (Saponification.) Auf dem Kirchhofe zu Bonnavy (bei Cluny) fand man kürzlich einen Sarg mit einer Leiche, die, ob schon seit mehreren Jahren begraben, doch noch völlig erhalten schien. Diese Entdeckung machte einen großen Eindruck auf die Volksmenge, und die Masse der Neugierigen, die herbeiströmte, war ungeheuer. Nun wurde die Ausgrabung verordnet, und es fand sich, daß hier die seltsame Umwandlung, die man Saponification (Umwandlung in eine seifenartige Masse) nennt, vorgegangen war. Die Erde, in welcher der Sarg lag, war Thonkalk, weich und feucht, und somit dem Zugang der atmosphärischen Luft völlig unzugänglich.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 65.

Donnerstag, den 13. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Diätetik während einer Seebadekur. — Broussais. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in den Paschalik von Brussa. — Miscelle.

Diätetik während einer Seebadekur.

(Aus eigener Erfahrung auf Helgoland in der Nordsee, von Dr. Gerh. v. Breuning, Oberarzt am k. k. Invalidenhause in Wien.)

(Beschluß.)

Ist man aus dem Wasser gegangen, so hängt es von der Wärme der Luft und des von der Sonne beschienenen Sandes am Strande ab, ob sich auf denselben zu legen und wälzen heilsam und wohlthätig ist, worauf einem schnellen Abspülen des dem Körper anhängenden Sandes im Wasser, Abtrocknen und Ankleiden folgt. Sehr anzurathen ist es wohl nun, nicht gleich seinen Heimweg anzutreten, sondern lieber durch einige Zeit noch die durch das Bad angeregte Wallung am frisch ausdünstenden Strande in der milden Seeluft zu ergehen, worauf ein mäßiges zweites aus (Schiffs-) Zwieback mit Wein oder etwas kalter Küche, z. B. Fischen, bestehendes Frühstück um so besser munden wird.

Gewöhnlich wird nur einmal des Tages gebadet, doch dürfte dies von dem Gefallen des Einzelnen abhängen, des Abends das Bad zu wiederholen, ja, ist nach dem Morgenbade größere Wallung zurückgeblieben, so hat die Erfahrung gelehrt, daß diese das Abendbad zuweilen aufgehoben hat.

In Folge der eben erwähnten Aufregung des Blutlebens nach dem Bade, ist das Gesicht um diese Zeit meist etwas undeutlicher, doch schärft es sich später bedeutend, wozu in der offenen See auch die Uebung, die einen eigenen Ehrgeiz erweckt, die Schiffe und die Gattung derselben

(nach Art der Seeleute) in weiter Ferne vom Meereshorizonte zu entdecken und zu unterscheiden (ob diese Ein-Master, Schnigge, Zwei-Master, Brigg, oder Drei-Master, Schiff, oder Dampfschiffe sind, u. dgl. m.), bei der auf die Augen erkräftigend und stets einwirkenden reinen Seeluft viel beitragen mag. Ebenso hat wohl auch Untertauchen mit offenen Augen während des Badens durch das unmittelbar erfrischende Einwirken des Wassers auf dieselben, vorzügliche Stärkung zur Folge.

Schadet überhaupt jede Verkühlung durch Entwicklung von Rheumatismen u. s. w., so hat Spazierengehen zur Nachtzeit während einer solchen Badekur dies um so eher im Gefolge, deshalb frühes Sich-Zurückziehen nach Hause und frühes Schlafengehen besonders zu empfehlen sind. Wer dies nicht zu vermögen glaubt, indem er etwa nicht einschlafen zu Können vorgibt, u. dgl. m., der benütze die sich ihm hierzu, fern von allen Geschäften, rein in freier Natur darbietende Gelegenheit, es zu lernen, und nach zwei bis drei Tagen Ueberwindung wird er es zu Wege bringen, zumal frühes Aufstehen und Angegriffensein des Körpers von Seite des Bades anfänglich meistens ermüdend einwirken. Obgleich durch die ersten Bäder die Eklust meist etwas gesteigert erscheint, vermindert sich dieselbe gewöhnlich schon nach wenigen Tagen, was ebenfalls der angreifenden Wirkung des Bades zugeschrieben werden kann, und keineswegs ein übles Vorzeichen ist.

Um nun gleich ferner von den unvorhergesehenen Ereignissen zu sprechen, die während des Seebadegebrauches eintreten können, und welche die Verhaltensregeln dabei seien, (da die badenden Kranken, wie auch gewöhnlich während der meisten Mineralwässeruren, selten sich besonders wohl oder doch besser finden, sondern meist durch das Gegentheil davon, durch Gefühl von Mattigkeit, Angegriffensein u. s. w. leicht ängstlich werden), so bemerke ich, daß Kopfschmerz, Schwindel, Durchfall, Brechreiz (namentlich bei etwas häufigem Schlingen von Seewasser gibt sich eine Art Seekrankheit kund), Erschlaffen und Blauwerden der Hände und Füße, rheumatische und katarrhalische Leiden u. s. w. nicht Aussetzen der Badekur für immer, sondern nur Unterbrechung und Modification der Gebrauchsweise*) des Bades, Beachtung besonderer Rücksichten u. s. w.

*) An den meisten Badeanstalten der Art befinden sich Vorrichtungen zu Schauerregen, Sturzbadern, Douchen u. s. w., die zu den verschiedenen Heilzwecken und nach Maßgabe der Nebenwirkungen des Bades angewendet werden. Von der kräftigst vom Kopfe ableitenden (in Stocken gerathenen) Blutfluß anregenden Wirkung des kalten Regenbades über den Kopf und Leib, während die Füße in einem warmen Fußbade standen, hatte mir ein Fall der Art auf Helgoland besondere Ueberzeugung verschafft. D. Verf.

erheischen, die sich Jedem durch genaue Beobachtung dessen, was ihm gut und was schädlich thut, selbst ergeben, zu deren sicherer Verichtigung wohl aber schon vor Beginn der Kur am besten die Erfahrung des Arztes in Anspruch genommen wird, der überhaupt allein entscheiden kann, in wie fern etwa noch anderweitige Unterstützung durch Arzneien u. dgl. für den besondern Zustand des Kranken nöthig ist.

Badefriesel kommt äußerst selten vor, und selbst der höchste Grad desselben dürfte kaum zu gänzlicher Aussetzung der Kur für immer, genügende Anzeige geben.

Daß übrigens alle Leidenschaften, wie bei jeder Badekur, ernstlich zu vermeiden seien, namentlich Ausschweifungen, die fast niemals mehr, als eben während einer Seebadekur schaden, ist eigentlich kaum nöthig zu erwähnen. Anfangs tritt meist Aufregung in letzterer Beziehung ein, der aber nach wenigen Bädern das Gegentheil folgt.

Dies ist nun das Leben mit seinen zu beobachtenden Verhaltensregeln, wenn man als Kranker nicht unnütz und zum Schaden, dieser Kur sich unterziehen will. — Ich schließe diese kurzen Andeutungen mit dem Wunsche in Betreff unserer neuen Nachbaranstalt, daß das Leben daselbst sich auch jener Gemüthlichkeit und Ehrlichkeit zu erfreuen haben möge, als das auf Helgoland, wo man sein Gepäcke, Geld u. s. w. bei offenen Thüren und Kästen liegen lassen kann, ohne je in Gefahr zu kommen, dabei betrogen zu werden; ich gedachte dieses herrlichen Zuges um so herzlicher, und empfand dessen Mangel um so schmerzhafter, als ich wenige Tage nach meinem Abschiede von dieser Naturschönheit bereits in den Badedörfern Eilsen, Pyrmont &c. &c. an jeder Zimmerthür in mehreren Sprachen angeheftet fand: „Die P. T. Herren Zimmerbewohner werden höflich ersucht, ihre Effekten und Geld gut zu verschließen, indem im Falle eines Verlustes von der Badedirektion durchaus nicht dafür gehaftet werden kann.“ Dem gemäß sich mir ganz natürlich assogleich die Idee entspann, daß, um in der Art und Weise Polonius' zu reden, die gedachten Effekten schon öfter zu Defekten geworden sein mögen.

Broussais.

(Nach Wignet.)

(F o r t s e t z u n g.)

Was Broussais zum großen Verdienst angerechnet werden muß, das ist der wissenschaftliche Geist, der ihm in's Lager folgte. Trotz des Getümmels, welches daselbst herrschte, blieb er kalt genug, um seine Beobachtungen mit Ruhe anzustellen, und aus denselben wissenschaftliche Resultate zu ziehen. Zunächst richtete

er seine Aufmerksamkeit auf die sogenannten chronischen Krankheiten, besonders, wenn dieselben mit Abmagerung und einem stufenweisen Sinken der Kräfte verbunden waren. Mit dem größten Eifer suchte er den Sitz dieser Leiden. Auf seinen verschiedenen Feldzügen in Holland, Oesterreich und Italien beobachtete er, nicht selten von dem kalten Norden in den heißen Süden überseht, die Wirkungen der verschiedenen Klimate auf Kranke jeder Art in den Ambulancen oder in den Spitalern, verfolgte den Verlauf der Krankheiten möglichst genau von ihrem Beginne bis an ihr Ende, und suchte über deren Wesen an häufig angestellten Leichenöffnungen sich Aufklärung zu verschaffen. Auf diese Weise sammelte er innerhalb dreier Jahre einen Schatz unbekannter Thatsachen über alle Störungen der Brustorgane und des Verdauungsapparates. Im Jahre 1808 erhielt er seinen Abschied, ging nach Paris, allwo er begann, seine Untersuchungen unter dem Titel: Geschichte der chronischen Entzündungen (*Histoire des phlegmasies ou inflammations chroniques*) zu veröffentlichen. Er suchte in diesem Werke die große Rolle nachzuweisen, welche die unrichtig behandelte Entzündung bei der Entstehung der meisten langwierigen (chronischen) Leiden spielt. Zunächst trat er in diesem Werke gegen Brown auf, und behauptete, daß ein örtlicher Reizungszustand sehr leicht sich mit allgemeiner Schwäche combiniren könne, und daß man ohne Anstand die erstere muthig bekämpfen könne, ohne sich von der Furcht vor der Letztern (nämlich der Schwäche) irre machen zu lassen. Schon Broussais' Arbeiten über die Entzündungen der Lunge erregten Aufmerksamkeit, und hatten zum Zwecke nachzuweisen, wie die Krankheiten dieses Organes unter einander zusammenhängen, sich jeden Augenblick in einander verwandeln, und wie sie enden. Allein seine Untersuchungen über die Entzündungen des Magens und des Darmkanals waren viel origineller und führten ihn zu den schätzbarsten Entdeckungen, und die Kunst hat ihm viel Licht über diese dunkeln und delikaten Organe zu verdanken. Er wies nach, daß diese, der Verarbeitung der ersten Lebens Elemente gewidmeten Organe gar oft der Sitz von Leiden sind, deren Schauplatz ganz wo anders hin verseht zu werden pflegt. Auf diese Weise füllte er eine Lücke in der Medizin aus, und wenn man dieses Werk liest, weiß man nicht, ob man mehr den scharfsinnigen Beobachter oder den umsichtigen Theoretiker bewundern soll.

Die »Geschichte der chronischen Entzündungen« hatte nicht den erwünschten Erfolg. Auch war die Zeit ihrer Erscheinung keine, den Produkten des Geistes günstige Epoche. Broussais schätzte sich glücklich, beide Bände um 800 Franks zu verkaufen; nur wenige erkannten ihren Werth, unter denen Chaus sier und Pinel zu rechnen sind. Zum General-Arzt (*medecin principal*) eines Armee-corps in Spanien ernannt, reißte er zu Fuß nach der Halbinsel ab, entschlossen, die erste Gelegenheit zu benützen, um ein vollständiges und klareinleuchtendes medizinisches Lehrgebäude zu organisiren. Diese Gelegenheit ergab sich in dem Friedensjahre 1814. Bis dahin hatte Broussais seine Arbeiten mit ununterbrochenem, aber stillem Fleiße fortgesetzt *), und erst im genannten Jahre, als er auf Des-

*) Zwischen 1808 und 1814 veröffentlichte Broussais in den *Memoires de la societe d'emulation*. 1811. Tom. VII nur eine kleine literarische Arbeit: »memoire sur la circulation capillaire«, deren Tendenz war, die Function der Leber, der Milz und der lymphatischen Drüsen aufzuklären.

genette's Empfehlung zum zweiten Professor im Militärspital von Val-de-Grace ernannt worden, — trat er offen als Reformator auf. Die hohe Achtung, welche er vor Pinel's Autorität gehabt, und welche ihn im Jahre 1808, seinem eigenen späteren Geständnis gemäß, verhindert hatte, mit seiner neuen Theorie vollständig hervorzutreten, diese Autorität hinderte ihn jetzt nicht mehr, seine Ueberzeugung offen darzulegen. Aus dem Grundsatz der „Entzündung“ zog er kühn die daran geknüpften Folgerungen, setzte seine berühmte Lehre von der physiologischen Medizin klar aus einander, zu deren Bildung ein, seine eigene Person betreffendes Ereignis nicht wenig beitragen mochte. Während nämlich Broussais in Nymwegen sich aufhielt, ward er von einem schweren Fieber mit böartigem Charakter befallen. Er erhielt den Besuch und den Rath zweier ärztlichen Freunde, von denen der Eine Reizmittel und China anrieth, damit er dem sogenannten „dynamischen Fieber“ entgehe; der Andere aber der Meinung war, er müsse Abführmittel nehmen, um das Faulfieber zu bekämpfen. Schwankend zwischen diesen sich widersprechenden Ansichten zweier Aerzte, befolgte Broussais — gar keinen Rath. Er kannte die Gefahr, in der er schwebte, verließ das Bett glühend von Fieberhitze, und setzte sich fast nackt vor sein Schreibpult, um seine Papiere in Ordnung zu bringen. Es war damals die strengste Winterzeit, und die Straßen der Stadt mit Eis bedeckt. Während Broussais sich nun diesem gefährlichen Anordnen seiner Angelegenheiten überließ, ließ nach und nach die glühende Fieberhitze nach, ein Gefühl von Frische und von Wohlbehagen durchdrang sein Inneres. Ueberrascht von diesem unvorhergesehenen Resultat verwandelte er seine scheinbare Unvorsichtigkeit in eine Erfahrung. Kühn gemacht durch Beobachtungsgeist, öffnete er das Fenster und athmete längere Zeit die äußere kalte Luft. Er befand sich hierauf besser und glaubte, ein kühlendes Getränk müßte seinem glühend heißen Magen eben so heilsam sein, als die kalte Luft es seiner beängsteten Brust gewesen; nach diesem Schlusse trank er reichlich Limonade. In weniger als 48 Stunden war er hergestellt. Diese Thatsache machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und bildete gleichsam den Keim zu seiner künftigen Reform.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

Von Dr. Herrmann *).

I.

Abreise von Constantinopel. — Die Prinzeninseln. — Rubania. — Ankunft in Brussa.

Den 24. April Nachmittags um 2 Uhr fuhren wir von Galata (Vorstadt in Constantinopel) ab. Der Himmel war mit düsteren Wolken überzogen, es regnete und ein kalter Nordwind wehete. Unser Fahrzeug war ein beschliffenes, d. h. eine lange unbedeckte Barke mit 5 Ruderbänken, auf jeder sitzt ein Mann, der 2 Ruder in Bewegung setzt, und auf dem Hintertheil des Schiffes der fünfte, der

*) Der Verfasser schreibt aus Constantinopel vom 1. Juli: „Eine dienstliche Reise in dem Paschalik von Brussa gibt mir abermals Gelegenheit, Ihnen einige Notizen

das Steuerruder dirigirt. Ich und meine Diener saßen auf dem Boden, in der Nähe des Steuerruders. Dieses ist der Platz für die Passagiere, deren eine solche Barke 4—6 fassen kann. An der Spitze des Serrails angekommen, wurde in der Mitte der Barke eine Stange aufgesteckt, an ihr 3 Segel befestiget, und wie ein Pfeil flog das leichte Schiffchen auf den schäumenden Wogen dahin. Die 7 Thürme, die Kaserne von Scutari, Kati Kör zogen rasch an uns vorüber und in einigen Minuten befanden wir uns schon auf dem offenen Meere. Ich muß gestehen, daß mich nicht geringe Furcht besiel, wenn von Zeit zu Zeit sich die Barke ganz auf die Seite legte und das Meer ihre Segel nekte. Denn sie hatte keinen Ballast, und wenn plötzlich ein heftiger Windstoß kommt, schlägt sie leicht um, weswegen auch die Schiffer beständig die Stricke der Segel in den Händen hielten, um im Falle der Noth sie fahren zu lassen und so dieser Gefahr vorzubeugen. Häufig verunglückt auch ein Duzend dieser Schiffe, welches meist die Schuld der Schiffer ist, die, um sich die Mühe des Ruderns zu ersparen, und um schneller zu segeln, selbst bei dem heftigsten Winde eine große Menge von Segeln anstecken. Es ist wirklich eine Tollkühnheit, bei schlechtem Wetter sein Leben diesen Bretern anzuvertrauen. Ich gebot mehrmals die Segeln einzuziehen, allein die Schiffer, Griechen von Mudania, bekannt wegen ihrer Unverschämtheit, lachten mich aus, und verfuhr nach ihrem Gutdünken.

Nach 2 Stunden kamen wir schon an die erste Prinzen-Insel, Proti genannt, die 18 Millien von Konstantinopel entfernt ist. Wir segelten an ihr, die sonst unbewohnt ist, vorüber und landeten im Dorfe der zweiten Insel Antigora. Die Schiffer erklärten mir, der Wind sei zu heftig, wir müßten hier über Nacht bleiben. Wir begaben uns nach einem in der Nähe des Meeres gelegenen Kaffehause, welches mehr für den Sommer, als für die kalte Jahreszeit gebaut zu sein schien. Nachdem ich mich etwas am Feuer gewärmt hatte, machte ich einen Spaziergang in's Dorf und die Umgegend. Es besteht aus 60 Häusern mit ungefähr 200 griechischen Einwohnern, die ziemlich rein griechisch sprechen. In seiner Mitte ist die im byzantinischen Style gebaute Kirche, die ziemlich alt zu sein schien. Längs dem Ufer sind viele Kaffeehäuser für die fremden Gäste des Sommers. Um das Dorf herum befinden sich einige Gärten und Aecker, der übrige Theil der Insel ist öde. Ich besah das eine halbe Stunde

über Kleinasien einzusenden. Die Veranlassung derselben war ein dem Sanitäts-Collegium in Constantinopel zugekommener Bericht, daß die Pest in Karaisarakale, einem Marktsteden, 45 Stunden von Brussa, ausgebrochen sei. Dieses Collegium beschloß daher, daß eines seiner Mitglieder sich dahin begeben solle, um an Ort und Stelle die nöthigen Maßregeln zur Erstlickung dieser verderblichen Krankheit zu ergreifen, daß dieses Mitglied auch den übrigen Theil des Paschaliks in Betreff seines Gesundheitszustandes inspiciere und den Sanitäts-Dienst allda reguliren soll. Mir wurde die Ehre zu Theil, mit dieser wichtigen Sendung beauftragt zu werden. Durch die Vermittelung Achmet Fethi Pascha, Minister des Handels, unter welchem gegenwärtig die Quarantänen stehen, wurde ich von der Pforte mit einem kräftigen Fermān versehen, in welchem alle Militärs- und Civil-Beamten des Paschaliks aufgefordert werden, alle Maßregeln, die ich für nöthig finden würde, auf's Pünktlichste auszuführen, und mir in allen meinen Operationen mit ihrem Schutze beizustehen. Aus dieser Reise erlaube ich mir Ihnen einzelne Bruchstücke, wie ich sie meinem Tagebuche entnehme, mitzutheilen."

Die Red.

Vom Dorfe entfernte griechische Kloster der Erlösung, mit einem großen Garten, von dem man eine schöne Aussicht nach Constantinopel hat. Von den 2 Mönchen erfuhr ich Folgendes über die übrigen Inseln. Antigora gegenüber liegt die dritte Insel, Kalkis genannt, mit einem kleinen griechischen Dorfe, einem Sommerpalast Sultan Mahmut's, der Nautischen Schule der kaiserlichen Marine und einer guten griechischen Elementarschule. Die vierte und größte der Inseln, Prinkipo, liegt hinter dieser, hat ein griechisches Dorf von 300 Einwohnern und das Kloster St. Nicola. Die beiden letztern sind mehr bebauet, und mit Bäumen bewachsen. Es befinden sich auch 2 kleine Inseln in der Nähe, die aber unbewohnt sind. Alle diese Insulaner sind Griechen, die der Marinschule ausgenommen, wo sich auch die einzige Moschee befindet. Im Sommer wohnen viele vornehme Griechen hier, und die Constantinopolitaner beehren diese Eilande mit ihren häufigen Besuchen. Gegen Abend kehrte ich in mein lustiges Kaffeehaus zurück, und nahm ein spärliches Nachtbrot von Austern, Käse und Brot und weißen Wein zu mir. Der finstere Himmel, die feuchtkalte Luft und die Todesstille versenkten mich in tiefe Melancholie, ich hüllte mich in meinen Mantel, und schlief am Feuer ein.

Morgens um 4 Uhr bestiegen wir wieder unsere Barke, der Himmel war heiter, der Regen hatte aufgehört, und ein nicht zu heftiger Nordwind wehte und führte uns in 4 Stunden an's Cap Voghas-Burnu (Nase des Schlundes), welches am Eingange des Golfes von Mudania liegt. Von den Inseln bis hieher sind 50 Millien und von da bis nach Mudania noch 18. Dem Cap gegenüber liegt die Insel Zbraké oder Kalolimani mit einem griechischen Dorfe. Gegen Westen erscheint das 12 Stunden entfernte Kap von Michalig. Am Cap Voghas-Burnu wurden die Segel eingezogen, wegen der da häufig unversehens kommenden Windstöße, und längs der asiatischen Küste hingerudert. Die Sonne zeigte sich am reinen Himmel und erwärmte unsere erstarrten Glieder, des Caps Umgegend ist mit starren Felsen besetzt, bald aber wechselt die Scene und eine lachende, bebauete Ebene bietet sich dem Blicke dar. Nach 2 Stunden kamen wir an's Dorf Armutlé, welches eine Viertelstunde vom Meere entfernt, zwischen Maulbeerbäumen und Cypressen versteckt ist. Es wurde gehalten, an's Land gestiegen, und aus einem von einer breiten Platane beschatteten Brunnen Wasser getrunken. Hier pflegen die von Mudania kommenden Schiffe den um Mitternacht sich erhebenden Wind abzuwarten. Nun ruderten wir quer über den Golf nach dem noch 10 Millien entfernten Mudania. Nach 2 Stunden näherten wir uns dem rechten Ufer. Auf sanften Hügelabhängen zeigten sich die anmuthigen griechischen Städtchen Trilia und Siji. In der Nähe von Mudania angekommen, erhob sich plötzlich aus der Tiefe des Golfes ein heftiger Wind, es war die höchste Zeit, daß wir hier landeten. Wir hatten wegen der heftigen Brandung große Mühe, uns auszuschniffen, die Schiffer trugen uns auf ihren Rücken an's Land, und die Barke wurde mit großer Mühe auf's Trockene gezogen.

Mudania hat keinen Hafen, sobald der Wind heftig wird, fliehen alle Schiffe auf die entgegengesetzte Seite des Golfes nach Gömlek zu. Ich sah hart am Ufer die Trümmer eines türkischen Vapors, welches verflorrenes Jahr bei seiner ersten Reise gestrandet war, durch die Nachlässigkeit des Kapitäns, der

vergessen hatte, die Maschinen heizen zu lassen, so daß er bei dem zunehmenden Sturme nicht entfliehen konnte und an's Ufer geworfen wurde. Mudania hat 30 beschiffte (kleine Barken) und 10 größere Segelbarken. Wir begaben uns nach dem Mühafirhan d. h. Fremdenhaus, und ließen uns ein Zimmer geben. Während ich frühstückte, schickte ich meinen Diener mit dem Mensil Teskere zum Gouverneur, um Pferde zu erhalten. Mensil Teskere ist ein schriftlicher Befehl von der Pforte an alle Post-Direktionen, dem Inhaber desselben eine Anzahl von Pferden, das Pferd zu 4 Piaster stündlich zu fourniren. Ohne ihn muß man 2 Piaster zahlen. Nach einer halben Stunde erschien schon der Post-Direktor mit den verlangten 5 Pferden, wir setzten uns auf, und ritten dem 6 Stunden entfernten Brussa zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

— (Beitrag zur Geschichte der Trunkenheit.) Der bekannte Schauspieler Kemble speiste einst bei einem sehr geselligen Herzoge, bei welcher Gelegenheit dem Bacchus so heftig und so lange geopfert wurde, daß sich die Gesellschaft erst um 4 Uhr Morgens trennte. Um ein Viertel auf 5 Uhr befand sich Kemble allein am Strande gerade vor dem Hause, in welchem Polito seine Menagerie hatte. Das Morgengebrüll eines Löwen erregte Kemble's Aufmerksamkeit; vom Geiste des Weines erfüllt, ergriff ihn diesen Augenblick eine außerordentliche Idee, nämlich die, einen Spazierritt auf einem Rhinoceros zu machen. Er zog daher an der Glocke des Hauses so lange, bis einer von den Thierwärtern erschien, von dem er verlangte, daß er ihm das Rhinoceros zu seinem Ritte vorführen sollte. Dieser weigerte sich jedoch, dieß zu thun, und so wurde endlich Polito selbst herbeigeht, der sich nach langer Widerrede und nur um den Preis von 10 Guineen entschloß, dem erhitzten Kemble das Rhinoceros zu einem Ritte nach Covent Garden Market zu überlassen. Auf der Straße bestieg der ernste John Kemble wirklich den Rücken des seltenen Thieres, welches sich ruhig, von dem Wärter an einem Zügel weiter leiten ließ. In diesem Aufzuge und vom Pöbel umrungen, begegnete ihm Emery, welcher so eben von einer ähnlichen Gasterei heimkehrte. Kemble hatte gerade das Ziel seines Rittes erreicht; stieg von dem Rücken desselben, und streichelte seinen Nacken. Gegen Emery äußerte er sich zwar, daß er etwas sehr Tolles begangen habe, that sich aber dennoch dabei nicht wenig darauf zu Gute, daß er etwas gethan habe, dessen sich kein lebendes Wesen vor ihm hätte rühmen können!

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 66.

Montag, den 17. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber das Wirken ärztlicher Vereine. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Correspondenznachricht. — Gemeinnützige Nachricht. — Blüten aus dem Paracelsus.

Ueber das Wirken ärztlicher Vereine.

(Von Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.)

„Einheit und Fortschritt!“

Zwei Fragen sind es vorzugsweise, oft genug ventilirt, in den neuesten Tagen jedoch mit schärferem Bezuge wieder zur Sprache kommend, von lebhaftem Interesse für Aerzte, Publikum und Gegenwart, — deren Beantwortung, wenn sie erschöpfend sein soll, die hier gesteckten Grenzen weit überschreiten würde, wohl aber für das Bedürfniß des Augenblicks in einigen größern, vom denkenden Leser selbst auszufüllenden Umrissen angedeutet zu werden verdient.

1. Ist für den Fortschritt der Wissenschaften überhaupt, der Naturwissenschaften insbesondere, von Vereinen, die allen Unzukömmlichkeiten menschlicher Verbindungen unterliegen, wirklich mehr als vom freien Streben einzelner Begabter zu erwarten? Eine, alle Ansichten, Behauptungen und Reflexionen weit überwiegende Antwort würde uns hier die Geschichte so vieler wissenschaftlicher Vereine liefern, von welchen einige, z. B. die Londoner Societät (deren Geschichte Thom. Sprat schrieb, in deren Mitte Newton wirkte), fördernd in gewisse Sphären der Wissenschaften eingreifen, andere auf das Entschiedenste auf die Bildung unserer Epoche im Ganzen influenzirten; wir dürften, als Beispiel des Besten, von den ältern nur die französische Akademie nennen, deren beständiger Sekretär Fontenelle über ein halbes Jahrhundert ihre stillen Wirkungen in den Geschmack und Geist des Zeitalters und der Nation

ergoß und fortpflanzte; wir dürfen nur aufmerksam machen, wie manche Behelfe einer Gesellschaft zu Gebote stehen, welche dem Einzelnen versagt sind, wie gerade in unserer Zeit ein allgemeines Zueinanderströmen, eine gemeinsamere Ueberzeugung und Richtung täglich mehr Platz gewinnen, und daß, was etwa das Genie an Intensität voraus habe, die Verbindung vieler durch Extension der Thätigkeiten aufwiege, was mit dem Gange der Vorsehung in der Bildung der Menschheit der neuern Zeit, so viel die Geschichte lehrt, übereinstimmt. Allein, wir haben es hier vorzüglich mit der Medizin und ihren Hilfs- und Zillialwissenschaften zu thun. Nun ist es aber unsere innigste Ueberzeugung, daß von allen Bezirken menschlichen Bestrebens gerade dieser des gemeinsamen Anbaues am meisten bedürfe, und ihn zugleich am gewissten lohnen werde. In Allem, was der Geist des Menschen aus seiner eigenen Tiefe fördert, in Allem, was ihm Gemüth und Phantasie aus ihrer lebendigen Fülle zur Gestalt überliefern, d. i. in Philosophie und Kunst, im weitern Sinne, hat von jeher das Genie das Beste gethan, und wird ewig das Beste thun. Hier gilt es das Schaffen; und der Schaffende kann von Außen oft gehemmt, selten gefördert, nie zum Schaffen selbst befähigt werden. Wie unwiederbringlich herrlich die goldene Epoche der Menschheit auch gewesen sein mag, die dem Geiste das schönste Klima zu seinen Entfaltungen bot, — die Entfaltungen erreichten doch nur in Individuen, in Aristoteles und Plato, in Aeschylos und Sophokles, in Phidias und Alkamenes ihre Blüte. Anders ist es in den Naturwissenschaften, die auf reinem Anschauen, auf behutsamem Folgern, auf wachsender Breite der Erfahrungen und deren unablässiger Controlle beruhen; hier wird das Genie eher hinderlich, denn es überläßt sich seinem Fluge, eilt vor der Zeit zu gewagten Combinationen, und erschafft, statt zu erfahren. Hier gilt es, sich dem Stoffe zu unterwerfen, in der Kunst galt es, ihn zu beherrschen; die Alten sind darum in dieser Sphäre von den Neuern weit überflügelt worden, da die Bildung, wie die Weltgeschichte zeigt, an Extensität allmählich gewann, was sie an Intensität verlor. Noch anders ist es in der Blüte, oder eigentlicher: Frucht der Naturwissenschaften — der Heilkunst; wo es sich um Menschenwohl und Menschendasein handelt; hier wird das Genie gefährlich, ja selbst verderblich; es muß sich liebend opfern, und: Diener der Natur zu sein, ist die einzige Palme, nach welcher der Arzt streben sollte. Der schaffende Genius muß, um nicht am Krankenbette zu dichten statt zu beobachten, sorgfältig bewacht und controllirt werden. Und diese Controlle des Einzelnen — wer leistet sie besser als Viele? Den voreiligen Schluß des Einzelnen, wer berichtigt ihn sicherer, als die prüfende Erfahrung der

Gesamtheit? Alle die Genien, die wir eben priesen, verdankten, daß wir sie jetzt noch priesen, sich selbst; Hippokrates ging aus einer Schule hervor und wirkte in einer Schule fort.

Betrachten wir den Gegenstand von der Rückseite. Wenn wirklich die Medizin, wie jetzt so häufig geklagt wird, an Würde verloren hat, wer trägt die Schuld daran? Ein oberflächlicher Blick von Außen sucht die Antwort auf diese Frage auch von außen; aber nur wer im Innern steht, und nach Innen sieht, kann sie finden. Der Arzt, der die Geschichte seiner Wissenschaft begreift, wird sie so aussprechen: 1. Die Verschiedenheit der Richtungen, der Ansichten, der sogenannten Systeme. Woher entspringt sie? Aus der Absonderung des Einzelnen von dem Strome des gesammten Forschens und Wirkens. Was kann sie besser einen, schlichten, versöhnen (wo nämlich noch zu versöhnen ist), als Vereinigung ihrer Bekenner in Einen Körper, den nur der Geist der Wissenschaft befeelt? 2. Zerrwürnisse im collegialen Leben, deren Wurzeln freilich tief genug stecken und hier nicht an den Tag gelegt werden können. Was kann diese noch allenfalls heilen, oder mindestens lindern und symptomatisch beschwichtigen, wenn nicht persönliches Zusammenwirken? So weit also wären wir im Reinen.

Einer der geistvollsten Naturforscher unserer Zeit sagt: „Man klagt über wissenschaftliche Vereine, daß sie nicht frisch genug in's Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art, die Wissenschaften zu behandeln überhaupt.“ Gewiß trifft diese Bemerkung den Nagel auf den Kopf; aber eben so gewiß reicht sie uns die Waffe gegen sich selbst in die Hand. Denn diese Art, die Wissenschaften zu behandeln überhaupt, sie ist es eben, die nicht vom Gelehrten an seinem Schreibpulte, sondern von wissenschaftlichen Vereinen ihr Gesetz erwartet, und auch einzig hoffen darf. Hier kann und soll aus den sich lebendig kreuzenden Bestrebungen und Richtungen in allen Fächern eine Durchschnittsline gezogen, hier können und sollen Ziele und Aufgaben festgesetzt, gethane Schritte abgemessen, Fragen gegeben, Resultate geprüft werden; die Ansicht tritt als Ansicht in den Kreis zurück, der ihr gebührt, die Objekte werden von allen Seiten beleuchtet, — und hierin liegt, wenn ich nicht völlig irre, die rechte Art, die Wissenschaften zu behandeln. Daß, wer die Menschen und ihre Interessen kennt, nicht gleich allzu sanguinischen Hoffnungen Raum geben wird, ist in der Ordnung; aber muß man nicht allenthalben billig in den Forderungen sein, um einst gerecht sein zu dürfen? Und wenn Vereine nichts wären, als eine Schule, in welcher sich die Thätigkeiten, die man von ihnen fordert, erst entwickeln, erst ausbilden — nichts wären, als Anlässe, die Interessen und Ansichten

der Individuen zur Klarheit und Deffentlichkeit zu bringen — nichts wären, als Gelegenheiten für das unerkannte, bisher im Stillen sich abarbeitende Talent, sich hervorzuthun; nichts wären, als Pflanzschulen für die Zukunft, Archive für die Vergangenheit, Kennbahnen der Nacheiferung für die Gegenwart; wenn sie nichts leisteten, als die allgemeinere Verbreitung des Begriffes dessen, was sie leisten sollten — wären sie nicht unnennbar viel? hätten sie nicht unberechenbar viel geleistet?

Genug hierüber! ich denke, das Gesagte könnte einleuchten.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

(Von Dr. Herrmann.)

(Fortsetzung.)

Mudania ist eine aus 270 türkischen und 700 griechischen Familien bestehende Stadt. Sie ist der Sitz des Gouverneurs des Kreises von Mudania, der zum Paschalik von Brussa gehört. Die Stadt zieht sich am Ufer des Meeres auf einem Hügel hinauf und ist mit tausenden von Oliven, Maulbeerbäumen und Weinbergen umgeben. Die Straßen sind enge, höchst unreinlich, die Latrinen haben auf sie ihren Abfluß, und der Mist bleibt vor den Häusern liegen. Am reinlichsten ist noch das türkische Quartier, in welchem sich auch der nicht sehr glänzende Bazar befindet. Die Häuser sind groß, der untere Stock von Stein, die oberen von Holz. Die Einwohner, Griechen und Türken, sind finster, unhöflich und nicht sehr gastfrei. Frauen und Männer sind häßlich. Die Griechen zu Mudania sind wegen ihrer Frechheit, Grobheit und Intriguen berüchtigt, und seitdem der Hatischerif den Raja's einige Rechte eingeräumt hat, sind sie um so unerträglicher geworden.

Sie erlauben sich jetzt gegen die Türken die größten Ungeburlichkeiten, vor zwei Jahren hatte ein betrunkenener Grieche den Gouverneur von Siji, der ihn wegen einer Angelegenheit vor sich kommen ließ, erstochen, und ist auf der Stelle mit seiner Barke nach Griechenland abgefeselt. Sie sind dem Trunke ergeben und die Straßen wimmeln von Betrunknenen und Raufenden. Mit keinem Gouverneur sind sie zufrieden. In Constantinopel wohnt einer ihrer Patrioten, ein gewisser Sedimios, dem sie ihre gegründeten und ungegründeten Klagen gegen ihre Gouverneure zuschicken, und der dann mit seinen griechischen Intriguen denselben dort ihr Grab gräbt. Der jetzige Gouverneur, durch das Beispiel seiner Vorfahren belehrt, ist sehr timid und wagt es nicht, seine Autorität geltend zu machen. Die türkischen Bewohner sind unfreundliche Leute, aber viel ruhiger und biederer als die Raja's. Die Landesprodukte sind: Del, Seide und Wein, die nach Constantinopel ausgeführt werden.

Mudania ist der Hafen von Brussa, weswegen sich beständig viele Reisende hier befinden. Im Durchschnitte herrscht große Wohlhabenheit hier.

Das Klima ist ungesund, und es herrschen Jahr aus Jahr ein pernicioöse Wechsel- und bilios-typhöse Fieber hier. Ich glaube, fast alle Einwohner leiden an der Leber und Milz, was ihre gelbgrüne Gesichtsfarbe und ihre dicken Bäuche anzeigen. Gegenwärtig tödten auch die natürlichen Blattern viele Kinder hier und in der Umgegend. Als Ursachen dieses ungesunden Klima's führte mir der italienische Arzt Kali den Mangel an gutem Trinkwasser (alles Wasser ist herbe und salzig), einen in der Nähe der Stadt gelegenen kleinen Sumpf, und die häufigen Nordwinde an, die den Golf aus seinen Tiefen aufwühlen und alle in ihm gährenden Unreinigkeiten an's Ufer werfen. Weht der Bora, dann erkrankt die halbe Stadt. Ich glaube an diese Ursachen, allein eine Hauptkrankheits-Ursache liegt auch in der großen Unreinlichkeit der Stadt. Kann wohl da Gesundheit existiren, wo die Menschen beständig eine stinkende, mit Miasmen verdorbene Luft einathmen? Ich habe daher die strengste Ordre in Betreff der Reinigung der Stadt geben lassen. Die türkische Population executirte sie auf der Stelle, die griechische aber zeigte große Widerspenstigkeit, und der Gouverneur bemerkte mir, um keine Unzufriedenheit zu erregen, dürfe man hier nicht gleich mit Gewalt darein schlagen, nach und nach würde er auch die Reinigung der Straßen, in den griechischen Quartieren durchsetzen.

So viel von Mudania! Und nun auf dem Weg nach Brussa! Er führt 2 Stunden bergaufwärts zwischen Oliven- und Maulbeerwäldern und Lorbeer-gesträuchen hindurch. Welch' wundervolle Aussicht! Hinter uns der breite, blaue Golf mit Städtchen und Dörfchen besetzt, die recht freundlich mit ihren rothen Ziegeldächern aus den sie umgebenden Bäumen hervorschauen; vor uns der mit ewigem Schnee bedeckte hohe Olymp. Wir ritten beständig im Trabe, der Postillon voraus, die Packpferde am Stricke führend, wir hinten drein. Nun kamen wir auf der Höhe des Berges an, vor uns lag eine ungeheure, baumreiche Ebene, von einem Flusse durchströmt; an ihrem Ende zeigten sich die weißen Minarets Brussa's, das sich vertraulich an den Fuß des Olymps anlehnte. In die Ebene herabgestiegen, mußten wir jenes breite reißende Wasser durchgehen, welches bis über die Leiber der Pferde ging. Es war so reißend, daß unsere Thiere beständig schwankten. Ein artiges Köstlich, in dem sich ein Kaffeewirth befand, zeigte die Grenzen der Stadt an. Noch eine halbe Stunde lang durchzogen wir beständig Maulbeerwälder, von vielen Bächen durchrauscht, und schon neigte sich die Sonne zum Untergange, als wir in Brussa's Straßen einritten. Da es schon zu spät war, vom Gouverneur ein Logis zu verlangen, stiegen wir in Mahmud-Pascha han (Han-Herberge) ab, wo man uns ein kaltes, finstres Zimmer gab. Ermüdet durch das ungewohnte schnelle Reiten nach türkischer Art gesattelter Pferde, legte ich mich sogleich zu Bette.

Morgens in der Früh machte mir der Nazir (Direktor der Sanität) seine Aufwartung, und ich ging mit ihm nach dem Serail des Pascha's, um mich ihm vorzustellen. Obschon es noch sehr frühe war, befand sich doch der Pascha schon in seinem Audienz-Zimmer. Angemeldet, wurden wir sogleich vorgelassen, ich übergab ihm den dienstlichen Brief des Groß-Bezirs, den unseres Chefs Lebibiendis und den Firman. Er hieß mich freundlich auf's Kanapee niederlegen, rief nach Pfeifen und Kaffee für mich, während der Nazir, ein Türke, sich auf einem auf den Boden liegenden seidenen Kissen niederkniete, bloß Kaffee

und keine Pfeife bekam. Nachdem er die Briefe gelesen, sagte er mir, er freute sich sehr, daß ein Mitglied des Sanitäts-Rathes hier angekommen sei, um den etwas in Unordnung sich befindenden Sanitätsdienst zu reguliren, und versprach mir in allen meinen Operationen seinen kräftigen Beistand.

Da ich diesen interessanten Mann später näher kennen lernte, so erlaube ich mir, ihn hier zu schildern. Ismet Pascha, ist Ferrik, d. h. Pascha von 2 Koschweifen oder Divisions-General, und ist Militär-Gouverneur des Paschaliks von Brussa. Er ist nicht von hoher Abkunft, hat in seiner Jugend begonnen als Soldat zu dienen, und sich nach und nach zu diesem Range hinaufgeschwungen. Bei der Belagerung von Varna war er noch Vin-Paschi, d. h. Major. Er soll tapfer und tollkühn sein, und hat einige Wunden von früheren Campagnen. Er hat einige Jahre als Ordonanz-Offizier im Palaste des Sultan Mahmud zugebracht, wo er die Prinzipien der Reform und Civilisation in seine feurige Seele aufsaugte. Er ist den Neuerungen nicht zum Scheine, sondern mit der innigsten Ueberzeugung ihres Nutzens für Staat und Nation ergeben. Vor kurzer Zeit hat er das Studium der französischen Sprache begonnen; er hält sich einen Lehrer, der ihm jeden Abend darin Unterricht gibt. Er spricht etwas, liest und schreibt aber diese Sprache noch besser. Ich habe einen an mich französisch geschriebenen Brief von ihm in Händen. — Er ist ein Mann von 36—38 Jahren, von hoher Statur, bleichem Gesichte, in dem 2 feurige, schwarze Augen, der Schreck seiner Untergebenen, rollen. Seine Reden sind kurz, barsch, gebiethend; er sehr aufbrausend, aber schnell verfliehet sein Zorn, und häufig läßt er Jemand, dem er im Unmuth die größten Unannehmlichkeiten gesagt, eine halbe Stunde nachher wieder rufen, wo er die Unterhandlungen mit der größten Ruhe und Milde wieder anknüpft. Er selbst sagt, er liebe die Franken nicht (denn er ist mehrmals schändlich von ihnen betrogen worden); allein trotz diesem, nähert sich ihm ein Franke mit Bescheidenheit an, weiß er seine Zuneigung zu gewinnen, so steigt bald sein gutes Herz über die unangenehmen Rückerinnerungen, und der Franke hat die Fehler seiner Vorgänger nicht zu fühlen.

Von ihm begaben wir uns zu dem Moasit Mustapha Giani Bey oder Civil-Gouverneur. Er ist ein ehrwürdiger Greis von 60 Jahren, mit schneeweißem Barte, der uns in seinem elegant möblirten Zimmer grazios empfing. Seine Rede ist ruhig, voll Anmuth und Güte, und seine noblen Manieren verrathen sogleich den Hofmann. Früher spielte er eine sehr große Rolle, war erster Rath des Groß-Bezirks und von Sultan Mahmud sehr geliebt, der ihn in allen Angelegenheiten zu Rathe zog. Er gab dem Nazir den Befehl, mich als Gast in seinem Hause aufzunehmen, und sagte mir dann, mich übermorgen vor dem Stadt-Consilium zu präsentiren, dem ich alles zu meiner Reise Nöthige vorlegen müsse. — Hierauf gingen wir nach dem Mekmeh (Rathhaus) zu dem Kadi oder Hakim Esendi (Oberrichter). Wir fanden ihn auf dem Divan sitzend, eine streitende Parthei vor ihm stehend. Er hieß uns niedersetzen, und während wir unsere Pfeifen rauchten und Kaffee tranken, beschäftigte er sich mit der Schlichtung eines Prozesses. Beide Parteien, eine verschleierte Frau und ein Mann stritten sich heftig mit schreienden Worten und lebhaften Geberden. Es handelte sich um häusliche Angelegenheiten. Der Kadi, ein starker Bierziger, mit blondem, langem Barte, einen schneeweißen Turban um seinen Fuß geschlungen, in einen weiten

Kraften gehüllt, blieb schweigend mit der größten Seelenruhe die Dampfwolken in die Luft, die Erzählung der Streitenden anhörend und sie von Zeit zu Zeit mit seinen klugen stehenden Augen anschauend. Nachdem er genug erfahren zu haben schien, hieß er sie plötzlich schweigen, stellte einige Fragen, und sprach in kurzen Worten die Sentenz, worauf sich die Parteien ehrerbietig entfernten; er wendete sich hierauf freundlich an uns, versprach uns seinen Beistand, und entließ uns höflich bei dem Eintreten einer neuen Parthey.

(Der Beschluß des ersten Artikels folgt.)

Pierawarth in Nieder-Oesterreich im Juli 1840.

Der mehrhundertjährige Ruf der kräftigen Heilwirkung von Pierawarth's doppelkohlen-sauren Eisenquelle bewähret sich auch diese Badesaison in ihrem schönsten Lichte.

Unerachtet der bisherigen ungünstigen Badewitterung erfreuet sich unsere Heilquelle schon eines schönen Besuches von der Nähe und auch von sehr weiter Ferne zureisender und hochgestellter Kurgäste, welche hier Stärkung fränkelder geschwächter Nerven, Erfrischung eines matten Blutes, Hemmung oder Regulirung krankhafter Effluvien und Befestigung erschläffer Gebilde der längst bekannten therapeutischen Wirkung des Bades gemäß, erwarten.

Mehrere solchen Segen der Heilquelle erfahrend, sind schon nach geschlossener Kur zufrieden zu den Ihrigen heimgekehrt.

Viele Andere an diesem stillen, ländlichen Plage, der nicht arm an Naturreizen ist, behaglich sich fühlend, sehen diesem nämlichen Zwecke entgegen, der an Einigen im Gefühle ihrer gesteigerten Kräftigkeit und am frischeren Aussehen jetzt schon nach kaum halber Kur sich ankündigt.

Für mehrere andere Nachfolgende sind Wohnungen gemiethet, welche in dem freundlichen geräumigen Badehause, unter der thätigen und eifrigen Leitung des neuen Besitzers, und auch in vielen zur Aufnahme von Kurgästen nett hergestellten Privathäusern des Ortes billig zu bekommen sind.

Ueberhaupt gewinnt der hübsche Kurort Pierawarth jährlich durch den Zubau gefälliger netter Häuser, und ist hierdurch, so wie durch seine Heilquelle, die von den Einwohnern vielfach benüzet, die Quelle ihrer kräftigen Gesundheit und ihres besonders frischen Aussehens ist — ein ausgezeichnete Ort Nieder-Oesterreichs.

Zum Seligen der Kur hier trägt die besonders milde Luft, deren sichere, jedem Fremden, zumal, wenn er brustschwach ist, durch Leichtathmen sich ankündigende Salubrität in dem trockenen Boden in der Nähe von Wäldern und in der Thallage des Ortes von Sonnenaufgang gegen Abend ihre Begründung findet, ein Bedeutendes bei.

— 3.

(Einen größern Artikel nächstens. D. Red.)

Gemeinnützige Nachricht.

— (Gefährliche Explosionen auf Dampfböten. Im Jahre 1839 wurde in England eine Commission niedergesetzt, um die in den letzten 10 Jahren in England Statt gehabten Dampfboot-Explosionen zu untersuchen

und Mittel zur Verhütung derselben anzugeben. Aus dem Bericht dieser Commission ergibt sich, daß sie, ihre Aufgabe überschreitend, nicht nur die durch Explosionen verursachten, sondern auch alle anderen Unglücksfälle der Dampfboote, welche seit 1817 und außer England sich ereigneten, registriert. Im Ganzen ist jedoch viel Tröstliches in Bezug auf die, von vielen Seiten übertrieben geschilderte Gefahr der Dampfboote zu entnehmen. Die Commission hat von englischen Dampfbooten im Ganzen 92 Unglücksfälle aufgezeichnet; mehr als 60 von denselben stehen mit der Dampfkraft in gar keiner Verbindung, sondern entstanden theils durch Schiffbruch (40), theils durch Aneinanderstoßen (12), durch Feuer (17) und nur 23 durch Explosionen. — Bei 800 Dampfbooten fanden in 16 Jahren 17 Unglücksfälle durch die Dampfkraft Statt, d. h. jährlich ein Fünftel Percent; 15 von diesen Fällen waren mit dem Verlusse von Menschenleben verbunden; — die meisten Unglücksfälle fanden in England in den Häfen Statt, wo es die Praxis der Ingenieure mit sich bringt, daß die Sicherheitsventile den Maschinenwärttern ganz zugänglich sind. Zu den, von der Commission zur Verhütung neuer Unglücksfälle vorgeschlagenen Maßregeln gehören nebst mehreren andern vorzüglich folgende: 1. Einsetzen einer besondern Behörde, die alle Dampfschiffe registriren, beschreiben, von Zeit zu Zeit untersuchen und alle, auf derlei Unglücksfälle Bezug habende Umstände ermitteln soll; um nach denselben den Schiffseigenthümern die Erlaubnis zu fahren ertheilen oder verweigern zu können. 2. Besichtigung der Schiffskörper und Maschinen auf Kosten der Eigenthümer. 3. Der Erlaubnißschein wird im Dampfboote angeheftet.

Blüten aus dem Paracelsus.

(Fortsetzung.)

Denn wen ehret der Himmel und die Erde, als den philosophischen Arzt, der sie erkennt? — Ihm sind alle Heimlichkeiten der Natur offenbar, er theilt sie erst den übrigen Gelehrten mit. Er umfaßt die Philosophie aller Glieder, Gesundheit und Krankheit, begreift den Puls im Firmamente, die Physiognomie in dem Gestirne, die Chiromantie in den Mineralien, den Athem in den Winden, die Fieber in Erdbeben u. s. w. — Wer kann die Wunder Gottes (Magnalia) genau erzählen als er? — Wer ist seines Gleichen? — Wer über ihn? — Er hat den Schlüssel zum Reiche Gottes, in dem Segen und das Licht der Welt ist, von dem der Weg und die Wahrheit ausgeht.

Der Arzt muß durch der Natur Examen gehen, welche die Natur, die Welt ist, und all ihr Anfang. Und dasselbige was ihm die Natur lehrt, das muß er seiner Weisheit befehlen, aber nichts in seiner Weisheit suchen, sondern allein im Licht der Natur, denn eigene Vernunft mag nimmermehr dahin kommen.

(Wird fortgesetzt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der M i g o t t i'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 67. Donnerstag, den 20. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber das Wirken ärztlicher Vereine. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Einfluß der Beschäftigung auf die Wahnsinnigen. — Miscellen.

Ueber das Wirken ärztlicher Vereine.

Von Dr. Ernst Freyh. v. Feuchtersleben.

(Beschluß.)

Über noch ein flüchtiges Wort über die zweite Frage, die wir im Hinterhalte hatten. Ein flüchtiges; denn eine gründliche Erörterung wäre die Geschichte der medizinischen Wissenschaften in ihren neuesten Fortschritten. Die Frage nämlich lautet: „Ist die Medizin im Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften wirklich so zurückgeblieben, als, selbst von vorzüglichen Männern, neuerlichst geklagt wird?“ 1. Die Heilkunst ist eben nur eine angewandte Combination von Naturwissenschaften; diese können also, wie von vorneherein zu verstehen ist, gar nicht fortschreiten, ohne daß jene mitschreite, weil sie nichts Anderes ist, als jene. Diese Einwendung also schiene gar keinen Sinn zu haben, wenn sie nicht ein Blick in die Gegenwart erklärte. In der That sind die industriellen und technologischen Anwendungen der Physik, Chemie u. s. w. so schlagend, zahlreich, alltäglich und wichtig, daß sie das Augenmerk vorzugsweise auf sich lenken müssen; daß im Vergleich mit ihnen, die unmittelbar ins praktische Leben eingreifen, alles andere Forschen weniger praktisch erscheinen muß; und freilich sind die Verhältnisse physischer Agentien zu andern derselben Ordnung leichter zur Wirksamkeit gebracht, als die zu organischen, einer höhern Ordnung. Aber demungeachtet hat die klinische Medizin, besonders aber die medizinische Polizei, aus den Entdeckungen in den erwähnten Fächern, vom Elektro-Magnetismus bis auf

die chemischen Reagentien, auch in den neuesten Zeiten Gewinn genug gezogen; ein Gewinn, der dem Eingeweihten deutlich, nur aber, was in der Natur der Sache liegt, dem großen Publikum nicht so bekannt und auffallend, wie ihm, ist. 2. Die Heilkunst ist aus Beobachtungen geboren worden, ist durch Beobachtungen groß gewachsen, und wird, man sage, was man wolle, nur in Beobachtungen gedeihen, sich erhalten, verstärken, verewigen. Der Erfahrung aber sind von der Zeit keine Grenzen gesteckt, sie wächst und mehrt sich ins Unendliche, — und jetzt, wo unser Materiale vertausendfacht, wo unsere Sinne bewaffnet, — man darf wohl auch sagen, vertausendfacht — sind, jetzt sollte die Beobachtung ins Stocken gerathen sein? wir sollten weniger Erfahrungen machen, als unsere einfachen, an ihren beschränkten Gesichtskreis gewiesenen Voreltern? Die Wahrscheinlichkeit spricht hier schon vor aller Untersuchung ihr lautes Urtheil aus, — und die Untersuchung bestätigt es. Sagen wir lieber: wir erfahren eher zu viel als zu wenig; schlagen wir die Schriften der Praktiker, besonders aber die Journale, auf, so müssen wir eher fürchten, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen, vor lauter Fortschritten nicht von der Stelle zu kommen; — ein Uebel, dem auf dem oben besprochenen Wege, durch Prüfen und Sichten von Seite wissenschaftlich Verbundener, einigermaßen abzuhelfen ist. 3. Mehr als alle Gründe der Ueberlegung sagt dem Kenner unserer Zeit und Wissenschaft, wenn er zugleich billigen Urtheils ist, ein ruhiger, vergleichender Blick auf Beide. Einen Kenner dürfte ich nur an die Leistungen der neuern Zeit in der pathologischen Anatomie, Chirurgie, Gynäkologie, Ophthalmiatrik und Psychiatrik, an die Ausbildung der Diagnostik, die, ob sie nun im Augenblicke das Unmögliche möglich macht, oder nicht (wie man ungerecht von ihr zu fordern scheint), ewig die Grundlage aller vernünftigen Praxis bleibt, — an die Beobachtungen neuer Epidemien, die Vermehrung und Sichtung des Arzneimittelschatzes u. s. w., erinnern. Oder sind Laennec's und seiner Schüler Beiträge zur Erkenntniß der Brustkrankheiten, Bouillaud's Diagnostik der Herzkrankheiten insbesondere, Cruveilhier's und Andral's Beobachtungen über Gastromalacie (um nur das Auffallendste zu nennen), keine praktischen Fortschritte? Die Anwendung des Jod, der Blausäure, der Chinasalze, der Pflanzen-Alkaloide (Strychnin, Brucin, Morphinum, Emetine), des Leberthranes, die des Magneto-Electrisismus u. s. w. keine praktischen Fortschritte? Die Operationen, wie Lithorritie, Tenotomie u. dgl. keine praktischen Fortschritte? Hat nicht selbst der Auswuchs der Hydropathie zu einer deutlicheren und allseitigen Kenntniß und Anwendungsart des Wassers — mitunter zu einer genauern Prüfung der Gesundbrunnen, veranlassend, geführt? wie sehen die

öffentlichen Anstalten gegen die vormaligen aus? ist die Orthopädie für nichts anzuschlagen? sind, wenn von umfassenden und praktischen Köpfen die Rede ist — um die oft gepriesenen Verdienste der Wiener Schule zu übergehen —, sind Schönlein's Bemühungen für nichts anzuschlagen? Nein, unsere Wissenschaft, unsere Kunst, sind seit Decennien nicht brach gelegen. Es bedarf vielleicht nur des ordnenden und bauenden Geistes, um die Ernte für das Leben im Großen und Ganzen aufzuspeichern — und, um noch Einmal auf den Punkt zurückzukehren, von dem wir ausgegangen sind, von wem kann dieser Geist fruchtbarer und segenspendender ausgehen, als von Vereinen?

In diesem Sinne steht es uns wohl zu, Demjenigen, der sich in Wien, wo seit der Wiederherstellung der hippokratrischen Lehre durch van Swieten die Pflanzschule echter Praktiker war und noch ist, gebildet hat, die Aufgabe ans Herz zu legen, deren Sinn die zwei Worte: „Einheit und Fortschritt“ in sich schließen, — sein Mitwirken zum großen Werke der stillen und allmätigen Weiterbildung, auch in den bisherigen Leistungen schon, freudig anzuerkennen, und für die Zukunft unsere Hoffnungen, die nur ein sanguinisch-jugendliches Auge übertreibt, das die Schwierigkeiten nicht zu messen versteht, auszusprechen, und ihm ein segnendes „Glückauf!“ zuzurufen.

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

(Von Dr. Herrmann.)

(Beschluß des ersten Artikels.)

Folgende sind nach der neuen Organisation die ersten Beamten eines Paschaliks: der Pascha oder Militär-Gouverneur, der sich mit den Polizei- und Militärsangelegenheiten beschäftigt; der Moasit oder Civil-Gouverneur, der sich mit den Finanzen, und der Hakim Esendi, der sich mit der Rechtspflege beschäftigt. Da es während einigen Tagen beständig regnete, so blieb ich zu Hause mit der Untersuchung der Journale des Direktors und Arztes der Sanität mich beschäftigt. Seit einem Jahre und zwei Monathen existirt die Sanität hier. Sie besteht aus der Intendantz, die sich in einem Gebäude in der Stadt befindet, und dem Lazareth, eine Stunde von der Stadt entfernt. Ihr Che (Nazir) ist Mustapha Bey, dem ein Arzt M. Martinelli beigegeben ist. Das Personal besteht aus einem Schreiber, dem Chef der Guardianos und 10 Guardianos.

Ihre erste Pflicht ist, sobald sich ein Pestfall in der Stadt oder den umliegenden Dörfern zeigt, das compromittirte Haus zu schließen, kurz nach den uns bekannten Grundsätzen das weitere Umsichgreifen der Pest zu verhüten. Ist die Pest in einer anderen Provinz ausgebrochen, so müssen alle von dort herkommen- den Waaren und Reisenden in dem Lazareth Quarantaine halten. Um sich über

den Gesundheitszustand der Stadt zu vergewissern, muß jeder Verstorbene von dem Arzte, ist es eine Frauenperson, von einer hierzu angestellten Frauenperson, vor der Beerdigung untersucht werden. Alle 15 Tage müssen die Todten-Register an die Ober-Intendanz in Constantinopel eingeschickt werden. Auf den Pässen aller Reisenden muß die Intendanz den Gesundheitszustand des Landes anzeigen, eben so muß sie die Pässe aller Ankommenden untersuchen, um zu sehen, ob sie von einem reinen Orte herkommen. Ferner liegt ihr die Gesundheits-Polizei, als Reinlichkeit der Straßen, Güte der Nahrungsmitteln, Vaccination &c. &c., ob.

Während ich auf dem Bureau der Intendanz arbeitete, stellte ich nicht uninteressante Beobachtungen über den ersten Schreiber derselben, Omer Esendi, der ein starker Opium-Esser ist, an. Derselbe ist ein Mann von 30 Jahren, und ist diesem Laster seit anderthalb Jahren ergeben. Morgens kommt er abgeschlagen, mit seinem bleichen hagerm Gesichte auf dem Bureau an, setzt sich schweigend an seinen Platz, seine Hände zittern, nun zieht er aus der Tasche eine silberne Tabatiere mit Opium gefüllt, hervor, verschluckt ein Stück reines Opium von 6—8 Granen. Nach einer halben Stunde röthet sich sein bleiches Gesicht, seine Augen funkeln, er beginnt zu arbeiten, spricht sehr lebhaft. Diese Aufregung dauert 2—3 Stunden, dann wird er wieder stille, nimmt seine Pfeife zur Hand, raucht sie zufrieden vor sich hinschauend, angenehmen Betrachtungen nachhängend. Jeden Tag besucht ihn ein Freund, auch ein Opium-Esser, nur im stärkern Grade, seine Dosis ist eine halbe Drachme. Er tritt in's Bureau, grüßt Jedermann freundlich, setzt sich auf's Kanapce, ist sein Opium, spricht kein Wort, und geht nach 3—4 Stunden wieder schweigend ab. Er befindet sich ziemlich wohl, nur seine Sprache ist etwas stammelnd.

Endlich erschien der Tag der Versammlung des Stadt-Consiliums, vor welchem ich mich präsentirte. Auch dieses, Meğlis genannt, ist eine neue Einrichtung, um die Habsucht und Willkür der Gouverneure in Schranken zu halten. In jeder etwas bedeutenden Stadt existirt es. Hier bestand es aus dem Pascha als Präsidenten; dem Civil-Gouverneur als Vice-Präsidenten, dem Kadi, 2 vornehmen Türken, 2 Griechen, 2 Armeniern, 2 katholischen Armeniern und 2 Juden. Es berathet über alle Angelegenheiten der Stadt; keine Haupteinnahme und Ausgabe kann ohne denselben gemacht werden. Der Pascha übergab den in einem Beinwand-Futtermal sich befindenden Ferman dem Kadi, der ihn mit dem Munde küßte, dann an die Stirne führte, öffnete, und mit lauter Stimme vorzulesen begann. Eine feierliche Stille trat ein; die Pfeifen wurden auf die Seite gestellt, und alle schauten bescheiden auf den Boden. Als die Lecture beendigt war, küßte der Kadi den Ferman abermals, sprach Amen, Gott erhalte den Sultan in steter Gesundheit, welches die ganze Versammlung wiederholte.

Ich setzte nun dem Collegium die zur Reise nöthige Anzahl von Leuten und Pferden aus einander, welche mir gestattet wurden. Nachdem schrieb der Pascha noch ein Buirud a, d. h. Befehl an alle Unter-Gouverneurs, den Ordren des Fermans auf's Pünktlichste nachzukommen. Den andern Tag wurden die Reise-Vorbereitungen getroffen und den 1. Mai ritten wir von Brussa nach Karaisarababé ab.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle.

Von Jos. Hausner, Dr. der Medizin und Chirurgie, Magister der Geburtshilfe und Augenheilkunde, und k. k. Regimentsarzt.

Der Umstand, daß das so heilkräftige Wasser Pierawarth's, sowohl Aerzten als Nicht-Aerzten, nur aus seinem langbewährten Rufe und aus wenig fragmentarisch bearbeiteten literarischen Notizen, daher wenig bekannt ist, forderte mich auf, meinen vierwöchentlichen Aufenthalt daselbst zu der Sammlung dieser folgenden Bemerkungen zu benützen; um, wenn möglich, der leidenden Menschheit weitere Kunde über die Heilkraft dieses vortrefflichen Eisenwassers zu geben, und meine Herren Collegen aufzufordern, demselben mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und ihm eine allgemeinere Benützung zu verschaffen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir auch erlaubt, den Wunsch auszudrücken, daß Herr Dr. Gunz, k. k. Bezirksphysikus in Gaunersdorf, derzeit Badearzt von Pierawarth, uns recht bald mit einer, auf seine vielfährigen Erfahrungen basirten Balneographie beglücken wolle.

Folgende Zeilen sollen bloß als Fingerzeig dienen, wie nothwendig die gründliche Bearbeitung eines, den Forderungen der Zeit und der Wissenschaft entsprechenden Werkes über diese Heilquelle sei.

Pierawarth liegt in Unter-Oesterreich, im Viertel U. M. B. Herrschaft Prinzensdorf, nahe an der Poststraße, eine halbe Stunde von der Post-Station Gaunersdorf, und sechs Postmeilen von der Residenzstadt Wien entfernt*).

Die Lage von Pierawarth ist in einem angenehmen, fruchtbaren, von einem Mühlbache durchschnittenen Thale, in dem sich viele schmucke Häuschen aus der Menge von Bäumen erheben, und welches von sanften, mit Aehrenfeldern und Weingärten gezierten Anhöhen eingeschlossen ist. Wenn auch die Natur mit ihren schauerlichen und romantischen Schönheiten, die gewöhnlich von Unfruchtbarkeit begleitet sind, hier karg war, so müßte man sehr ungerecht und vorurtheilsvoll sein, wenn man das Thal und die Gegend, vom sogenannten Kaffeeberge, oder von der, auf einer Anhöhe stehenden Kirche aus, ansehen, nicht schön nennen wollte.

Die Natur hat auch hier weise, entsprechend dem durch die Heilquelle zu erzielenden Zwecke, nämlich: »Stärke dem Schwachen«, Alles hinweggelassen, was heftige Eindrücke oder physische Anstrengung veranlaßt, um nicht das besonders Anfangs geringe Kräftenmaß der Kranken zu erschöpfen. Friedliche Ruhe, mäßige Bewegung, stille Erheiterung des Geistes in der angenehmen, bequem zu beschauen-

*) Die Reise von Wien nach Pierawarth ist selbst für den weniger Bemittelten leicht, der sich weder der Post, noch der Landkutscher bedienen kann, und zwar mit Stell- oder Gesellschaftswägen, die täglich von Pierawarth nach Wien, des andern Tags wieder zurückgehen, und wofür man bloß 1 fl. C. M. bezahlt. Ueberhaupt sorgt die Badeanstalt dafür, daß für Ausflüge nach Wien oder die Umgebung eine artige Equipage in Bereitschaft steht. Der Reisende kann auch die Eisenbahn von Wien bis Gänserndorf benützen, doch muß er, um nicht dem Zufall überlassen zu sein, sich einer Gelegenheit verschern, zu der ebenfalls die Badeanstalt bereit ist, die ihn über Schönkirchen, Schweinbarth nach Pierawarth führt. D. W e r f.

den Natur, oder im gesellschaftlichen, die Etiquette und Luxus bannenden Kreise, sind es, welche im Vereine mit der Nymphe des Heilquells zur verlorren Gesundheit führen.

Die Einwohner von *Pierawarth* sind fleißige und äußerst freundliche Leute, die theils von den Badegästen, die sie in ihre ganz dazu eingerichteten hübschen Wohnungen aufnehmen, theils vom Acker- und Weinbau leben, so daß unter ihnen eine Art von Wohlstand bemerkbar ist.

Die Luft ist mild, rein, und der Ort ist gegen Nord- und Südwinde geschützt, indem sich das Thal von Westen nach Osten hinauszieht und öffnet.

Der Boden hat nebst der Dammerde auf eine ziemlich tiefe Thon vorwaltend, und der Beobachter findet weit und breit keinen Stein; erst unter der aufgeschwemmten Thonschichte kommt er auf ein versteinertes und conglomerirtes Lager von unzähligen Seemuscheln, deren Kalkerde mit dem vorfindlichen Sande unter Einwirkung von Wasser, eine mörtelartige Verbindung einging, und so harte Steinblöcke bildete; die einzigen Steine, die man hier findet, und die zum Bauen als sehr trockenes Materiale verwendet werden. Nicht minder interessant für den Geologen ist hier der Boden durch seinen unterirdischen Wasserreichthum; denn kaum gräbt man zwei Schuhe tief, so hat man schon Wasser, und in fast allen Brunnen steht das Wasser gleich hoch mit dem Niveau des Terrains. Unerkennbare Wirkungen großer Wasserrevolutionen, die hier vor sich gegangen sein müssen.

Unter den Gebäuden des Ortes zeichnen sich die Kirche durch ihre erhabene und hübsche Lage, weil man von da eine schöne Aussicht genießt; die Deckanteile mit ihrem, durch schattige Laubengänge, Grotten, Teiche und Blumen verzierten, und zur allgemeinen Benützung der Badegäste freigestellten Garten, und endlich die Heilbad-Anstalt, aus.

Letztere liegt in der Mitte des Ortes an der Straße, ist in einem soliden Style (sie gehörte ehemals dem Chorstifte Klosterneuburg), einen Stock hoch und im geöffneten Viereck erbaut. Im ersten Stocke befinden sich zwanzig sehr geräumige, hohe,lichte und gut meublirte Zimmer für Gäste, drei andere Zimmer für den Herrn Bade-Inhaber, sammt Küche und sechs Badekabinetten mit einem Vorzimmer. Im Erdgeschoße sind die Traiterie-, Speise-, Billard-Zimmer; mehre Küchen zur Bequemlichkeit für Gäste, die eigene Menage führen wollen; Bedientenstuben; dreizehn Badekabinete; Wagenremise und Pferdestall vorfindlich.

Ueberall herrscht eine exemplarische Reinlichkeit und Ordnung, welche durch das rege Walten der freundlichen Hausfrau und den Impuls, den sie auf ihre Umgebung ausübt, ohne die mindeste Störung der Gäste unterhalten wird. Zwei Badedienerinnen sind stets auf die Winke der Gäste bereit, die Bäder nach dem vom Herrn Badearzte, Dr. *Gunz*, ordinirten Temperaturgrad zu richten, die Badewannen gehörig nach der in jedem Badevorzimmer vorfindlichen obrigkeitlichen Vorschrift zu reinigen, und dem Hilfebedürftigen, wenn er mit dem, in jedem Kabinete befindlichen Glockenzuge das Zeichen gibt, schnell beizuspringen. Der sehr geräumige Hof des Hauses ist durch duftende Blumen-Parterres, einige schattige Platanen und Robinien, reinliche und zierliche Bänke, so wie der an das Haus rückwärts anstoßende Garten, mit Schatten bietenden Lauben und Gängen, schönen Ruheplätzchen, dem durchfließenden Mühlbach, über den zierliche Brücken führen, bloß zum Vergnügen und der Bequemlichkeit der Gäste hergerichtet.

Der Küchengarten, welcher an den Lustgarten anstößt, und seitwärts vom Hofraum sich befindet, enthält die Trinkanstalt des Hauses, so wie die großen Wasserreservoirs und Leitungsröhren in die Badekabinete.

Der mit Liebe und Lust an der Zweckmäßigkeit und Verschönerung der Anstalt arbeitende, neue Inhaber will diesen Theil, und besonders die Trinkanstalt, welche unter dem verstorbenen Herrn v. Angeli weniger beachtet wurde, wie es nur die, aus der Frequenz der Badegäste fließenden günstigen Verhältnisse gestatten, ganz neu und geschmackvoll herrichten, und unter Einem einen Conversations-Saal erbauen lassen.

Wirklich wäre eine solche Verbesserung der Trinkanstalt dringend zu wünschen, wozu erleichternd für die nothwendigen Auslagen, eine Verschönerungs- oder Trink-Taxe für jeden Bade- und Trink-Kurgast, wie es an andern Kurorten gebräuchlich ist, beitragen könnte.

Das wohlthätige Kreisamt in Korneuburg, so wie die Obrigkeit von der Herrschaft Prinzendorf, wachen über die strengste Ordnung, begünstigen die Verhältnisse des Badeortes, so wie der vielerfahrne und vielbeschäftigte k. k. Kreis-Bezirks-Physikus, Herr Dr. G u n z aus Gaunersdorf, als Badearzt, und Herr P e s c h a, Wund- und Geburtsarzt in Pierawarth, die ärztliche Inspection bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einfluß der Beschäftigung auf die Wahnsinnigen.

Die Beschäftigung der Geisteskranken bildete immer einen Hauptzug der Verwaltung des Irrenhauses zu Hanwell, und verschaffte demselben auch einen europäischen Ruf. Die Gärten und die Pachtung, die Bäckerei, das Bräuhaus, die Küche, die Werkstätten des Schmiedes, Zimmermanns, Schuhmachers und Schneiders, verwandeln sich dadurch in eben so viele Reconvalszentenzimmer. Bei jeder Arbeit, welche in der Anstalt gethan wird, sind immer einige Patienten auf die eine oder auf die andere Art beschäftigt, bei denen sich dann auch häufig unter dem Einflusse dieser geregelten Thätigkeit Zeichen von wiederkehrendem ungetrübten Selbstbewußtsein zeigen. Es gibt dort auch einige Unheilbare, welche durch tägliche, jedoch sehr leichte Beschäftigung, Erleichterung des Glends finden, das ihre Geistesstimmung mit sich bringt. Im Ganzen genommen sind die Arbeiten der Irren oft unvollkommen, und strenge Arbeit ist ihnen eher schädlich als nützlich, allein der Werth der Beschäftigung, auch der leichtesten, ist für sie unberechenbar. Man gibt sich zu Hanwell alle mögliche Mühe, solche Patienten, welche zur Arbeit nicht anwendbar sind, nicht in gänzliche Unthätigkeit sinken zu lassen; allein es finden sich dort, wie in allen andern Anstalten, immer Patienten, welche regungslos vom Morgen bis in die Nacht an einer Stelle sitzen, durch Wochen und Monate nichts thun, wenn sie nicht dazu mit Gewalt gezwungen werden, selten oder nie sprechen, und wie Kinder gefüttert werden müssen.

M i s c e l l e n .

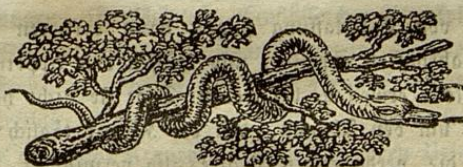
Ueber den medizinischen Werth von einem Aufenthalte auf Madeira spricht sich Dr. Wilde in seinem Berichte einer Reise nach Madeira und den Küsten des Mittelmeeres folgendermaßen aus: Ich bin weit entfernt,

zu behaupten, daß das Klima von Madeira die Schwindsucht heilen könne; doch muß ich sagen, daß auch abgesehen von seiner anerkannten Wirksamkeit in chronischen Affectionen, dasselbe auch zur Beseitigung oder selbst zur Hemmung beginnender Brustkrankheiten mehr wirkt, als irgend ein anderes mir bekanntes. Ein trockenes, warmes Klima mit einem gesunden, gleichmäßigen Stande der Atmosphäre ist ohne Zweifel eines der mächtigsten Heilmittel, besonders für Organe, mit welchen andere Agentien nicht in Berührung gebracht werden können. Es ist dies ein Heilmittel, welches in vielen Fällen nicht seines Gleichen hat und der Mißcredit, in welchen seine Wirksamkeit gekommen ist, scheint mir nicht in dem Mittel selbst, sondern in der Art, wie dasselbe meistens verordnet worden ist, zu beruhen. Es ist die Art sehr zu tadeln, wonach man auf bloßes Hörensagen nicht selten bei sehr zweifelhaften Autoritäten besondere Verticalitäten für gewisse Krankheiten und für besondere Eigentümlichkeiten der Constitution empfiehlt. Für manche Kranke ist die Hitze eines Madeirasommers zu erschlassend, und diese werden es vortheilhaft finden, eine niedrige Temperatur aufzusuchen, und sie werden noch dabei einen wesentlichen Vortheil von der Reise ziehen, — immer daran denkend, daß die zweite Hälfte des Juni der früheste Zeitpunkt ist, in welchem ein Kranker, welcher seinen Winter in Funchal zugebracht hat, mit Sicherheit in England ankommen kann. Der Frühling ist die gefährlichste Jahreszeit auf der Insel, und da Funchal und die Südseite der Insel sehr exponirt ist, was in den übrigen Jahreszeiten vortheilhaft wirkt, so bin ich versichert, daß alsdann das geschützte Thal von Oratava auf Teneriffa in mancher Beziehung vorzuziehen und überdies zu dieser Jahreszeit 5° wärmer ist, als Funchal.

— Durch Versuche über die Schädlichkeit der Bleiglasur irdener Geschirre hat Dr. Blumerath in Friedland, nach Casper's Wochenschr. 1838, Nr. 46., gefunden, daß im Allgemeinen weder durch concentrirte, noch durch verdünnte Essigsäure und eben so wenig durch Weinstein-, Klee- und Citronensäure Blei ausgezogen werden könnte, während dagegen doch in einer irdenen Schüssel durch Salzauflösung die Glasur zum Trocknen gebracht wurde. Obwohl nun durch Anwendung von zu viel Bleiglätte eine Glasur hiernach gefährlich werden könnte, so soll man dennoch jedes Geschirr mit Sicherheit anwenden können, wenn man es zuvor mit Wasser auskocht, welchem der zwanzigste Theil Küchensalz und der dreißigste Theil Essig beigemischt ist, wodurch der mit dem Thone nicht verbundene Theil der Bleiglasur hinweggenommen wird. Ein leichtes Prüfungsmittel der Güte einer Glasur ist das Auskochen mit verdünntem Essig, worin durch Zusatz von Schwefelwasserstoff Wasser ein bräunlich schwarzer Niederschlag entsteht, wenn die Glasur als nachtheilig zu betrachten ist.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzeln Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 68. Montag, den 24. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Bemerkungen über Krankheiten aus Nahrungsmangel. — Brouffais. — Piera-
warth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Miscelle.

Bemerkungen über Krankheiten aus Nahrungsmangel.

(Nach Howard. *)

Die Hilfsmittel der Arbeiter in den dichtbewohnten Manufaktur-Distrikten hängen lediglich von dem wandelbaren Zustande des Handels ab. Ein Druck desselben ist sogleich von Verminderung des Erwerbes begleitet, und muß weit verbreiteten Mangel zur Folge haben. Aber wenn auch keine außergewöhnlichen Fälle vorhanden sind, so treten doch täglich einzelne Fälle von körperlichen Leiden und Krankheiten aus Mangel an Nahrung ein, und geben dem Armen-Arzte Gelegenheit genug, die Folgen desselben beobachten zu können. Manche, die auch einen zur Anschaffung der Nothwendigkeiten an Kleidung und Nahrungsmitteln hinlänglichen Tagelohn erhalten, sind zur Zeit ihres Wohlstandes unbedacht auf weniger günstige Zeiten und selten geneigt, mit kluger Sparsamkeit ihre Haushaltung zu führen; daher befinden sie sich fast immer in der bittersten Armuth. Ihre Wohnungen, worin alle Gemächlichkeiten fehlen, sind unreinlich, dumpfig, feucht, und werden nicht gelüftet. Manche wohnen in Kellern, in einer faulichten Atmosphäre; die Kinder liegen halb nackt zu Drei und Vieren in einem Bette, und leben von unverdaulichen oder verdorbenen Nahrungsmitteln. Die berausenden Getränke, die sie oft in Uebermaß zu sich nehmen, bewirken natürlich auf einige Zeit eine Aufregung des ganzen Organismus, worauf aber sehr bald ein gleich-

*) On Inquiry into the morbid effects of deficiency of food etc. By Richard Baron Howard M. D. London, 1839.

mäßiger Grad von Erschlaffung folgt; dann verlieren sie die Lust zu gewöhnlichen nahrhaften Speisen, und müssen den Appetit durch reizende Mittel auf's Neue erwecken, bei welcher Diät sie nicht hinlängliche Nahrung erhalten, um den Abgang, den der Körper täglich erleidet, zu ersetzen. Daher die verdauenden Kräfte also vermindert, und das ganze Verdauungsgeschäft so geschwächt wird, daß der Magen nicht mehr aus der kargen Diät die nährenden Kräfte ziehen kann, die er im starken und gesunden Zustande noch aus selbiger zu verarbeiten vermögend wäre. Andere nachtheilig auf ihre Gesundheit wirkende Ursachen sind: der lange Aufenthalt in den heißen und dumpfigen Zimmern, worin sie ihre Arbeit verrichten; die kurze Zeit, die ihnen zur Erholung übrig bleibt; die angestrengte Aufmerksamkeit, die ihre Arbeit nothwendig macht und die ihren Nerven alle Energie raubt. Wie sehr ihre Gesundheit durch diese und andere von ihrer Lebensart unzertrennliche Beschwerden leidet, spricht sich schon in ihrer fahlen Gesichtsfarbe, in ihrem früheren Veraltern, in dem schlaffen Aussehen ihrer ganzen Gestalt und der gänzlich verfehlten Entwicklung ihrer Kräfte aus, wenn man diese Menschen mit den arbeitenden Klassen in den Landbau treibenden Distrikten vergleicht. — Es dürfte hier am rechten Orte sein, einige Bemerkungen über den Einfluß des Nahrungsmangels auf den Menschen hinzuzufügen.

Der Mensch kann im gesunden Zustande nicht länger als 8—10 Tage Hunger und Durst ertragen, wenn er aber reichlich Wasser erhält, so kann er wohl 30—40 Tage ohne Nahrung leben, bei deren Entziehung er jedoch sehr bald physisch und geistig zu erkranken beginnt. Das Quantum der zur Erhaltung des Lebens nöthigen Nahrung ist nach individueller Constitution, Gewohnheit, Lebensart u. verschieden. Junge Leute und Kinder bedürfen, bei dem stärkern Abgange, zum Erfaze des Verlorenen, mehr Nahrung; dagegen bedarf der Mensch im höheren Alter und nach vollendetem Wachsthum deren weniger. In der Reconvalescenz von hitzigen Krankheiten, worin der Körper sehr abgemagert und der Appetit lebhaft, und daher die Forderung nach Nahrungsmitteln dringend ist, werden enorme Quantitäten genossen, und sie sind auch zum Wiederersatz des großen Verlustes, den das System erlitten hat, nothwendig. In Hinsicht der Art der Nahrungsmittel, die sich am besten zur Erhaltung der Gesundheit eignen, so besteht auch hier ein großer Unterschied nach Verschiedenheit der Ursachen, so wie des Klimas, des Alters, der Gewohnheiten des Individuums. Oft erzeugt eine mangelhafte Nutrition Geisteschwäche, Wahnsinn, selbst Tobsucht als Beweise einer auf's Aeußerste erhöhten Erregung des Nervensystems. Menschen, die an einer aus Mangel entstandenen Schwäche der Gesundheit leiden, sind sehr empfäng-

lich für Ansteckungen, für schädliche Einflüsse der Atmosphäre, für Veränderung der Witterung und alle Krankheitsursachen überhaupt. Es ist bekannt, daß Fieber gewöhnlich zur Zeit einer Hungersnoth herrschen, und daß die dürftigste Klasse die zahlreichsten Opfer derselben liefert.

Sehr viele chronische Krankheiten erhalten ihren Ursprung oder ihre schnelle Verbreitung unter den Armen, aus der unzulänglichen Nahrung derselben, und die Menge, deren Tod durch diese Ursache beschleunigt wird, führt zu traurigen Betrachtungen. — Die unter den Armen am meisten herrschenden Seuchen, als Scropheln mit allen ihren Formen, Geschwülste, schwache Verdauung, Diarrhöen, Dysenterien, Scharbock, Petechien, Wassersucht, Geschwüre oder Schwämmchen im Munde oder im Halse, sind häufig Folgen eines Mangels an hinlänglicher Ernährung. Bei Kindern hat der Wasserkopf seine häufigste Ursache in knapper und kümmerlicher Nahrung. — Die Wirkungen einer lang fortgesetzten, un nahrhaften Diät auf Verminderung der Seelenkräfte und Schwächung der Geistesstärke bestehen nicht bloß in der Einbildung, und sind von praktischer Wichtigkeit. Die Gehirnfunktionen beginnen zu leiden, wenn die körperliche Gesundheit aus mangelnder Nahrung vermindert ist. — Der erste Schritt zur Besserung des Gemüthes in der Erziehung des Volkes ist, für die Erhaltung der Gesundheit des Leibes, für dessen Bedürfnisse zu sorgen. Die Schnelligkeit, womit sich gefährliche Krankheiten verbreiten, wenn das Gemüth zugleich durch Nahrungsorgen gedrückt und enmuthigt ist, steht im auffallenden Contraste mit dem Grade der Entbehrungen, zu deren Ertragung man es bringen kann, wenn das Gemüth munter und froher Hoffnungen voll ist. Siegreiche Heere können Strapazen aller Art, Hunger und die mühsamsten Märsche mit Leichtigkeit ertragen, denen der geschlagene Soldat unterliegen wird. — Bei angestrenzter Geistesbeschäftigung ohne körperliche Anstrengung, erträgt man oft freiwillig und ohne Beschwerden ein langes Fasten. Der Geist ist dann auf einen Gegenstand so ausschließend gespannt, daß er das unangenehme Gefühl des Hungers und der Erschöpfung gar nicht bemerkt. — Fast in allen Ländern hat es „fastende Weiber“ gegeben, von deren langer Enthaltung von Nahrung man Wunderbares erzählt und geglaubt hat, welches sich aber als Betrug und Täuschung ausgewiesen hat. — Einige Narcotica, besonders Opium und Tabak, haben die Eigenschaft, das Magen des Hungers und das durch langes Fasten entstandene Gefühl der Erschöpfung zu mildern. Ersteres wird zu diesem Zwecke im Oriente besonders gebraucht, wenn die Nahrungsmittel schwer zu erhalten sind, und das Zweite ist in dieser Hinsicht den Seeleuten wohl bekannt, wenn sie Mangel an Lebensmitteln leiden.

Es scheint paradox und ist doch so, daß Uebermaß und Entbehrung gleiche Symptome hervorbringen könne, und es wird von Seite des Arztes die schärfste Unterscheidungskraft erfordert, zu bestimmen, ob die vorkommenden Erscheinungen die Wirkungen des einen oder der andern sind. Das Hinzutreten des Todtenschlafes (coma) ist eines der unglücklichsten Zeichen der Schwäche aus fehlender Nutrition. Es wird zu oft ohne Unterschied einem Andränge des Blutes zum Kopf zugeschrieben, und entsteht doch sehr häufig aus der gerade entgegengesetzten Ursache, nämlich aus mangelnder Nervenkraft, Erschöpfung gänzlich geschwächter Circulation.

Ist das Fasten lange und anhaltend gewesen, und der Körper durch solches schon in hohem Grade geschwächt worden, so ist große Vorsicht in der Wahl und dem Maße der zu reichenden Speisen zu beobachten. Eine lange Enthaltung oder eine sehr dürftige Diät haben Atonie des Magens und einen gereizten und empfindlichen Zustand der Eingeweide, eine Schwäche der Verdauungskräfte zur Folge. Ein zu schneller Uebergang zu nahrhaften und zu reichlichen Speisen kann daher nicht, ohne Störungen und Unordnungen in dem Darmkanal anzurichten, geschehen. Ein guter Schluck Milch hat bei großer Erschöpfung Schwindel zum Umfallen erregt, und die bis zur Trunkenheit gehende Wirkung eines geringen Quantums von Branntwein auf den leeren Magen eines durch langes Fasten geschwächten Individuums, das denselben täglich in großer Menge zu genießen gewohnt war, ist bekannt. Plötzliche Veränderung einer kargen zu einer reichlichen Diät ist immer schädlich. — Die Nahrungsmitteln müssen alsdann nicht zu concentrirt sein, und in Hafergrüße, leichten mehligten Substanzen, als Sago, Arrow-Wurzel, leichten Puddings und nicht schwer zu verdauenden Artikeln bestehen und in kleinen Portionen zur Zeit, aber öfter wiederholt, gereicht werden.

B r o u s s a i s.

(Nach Mignet.)

(Fortsetzung von Nr. 65.)

Bei seinem Auftreten als Reformator fand Broussais die Lehre Brona's erschüttert, die Autorität Pinel's allgemein geltend, die pathologische Anatomie in kräftigem Fortschreiten begriffen, und in Folge dieser Fortschritte ein beginnendes Streben der Aerzte nach dem, was man Lokalisieren der Krankheiten nennt, d. h. der Krankheit nicht in den allgemeinen Systemen des Körpers, sondern in einem bestimmten Organ und speziellen Theil ihren Sitz anzuweisen. Broussais ward nun der Repräsentant dieses neuen Fortschrittes, und suchte bei seinem unternehmenden Geiste dieser noch schwankenden Tendenz der Heilkunde eine entschiedene Richtung, und Ideen, die noch im dunklen Be-

mußte tief verborgen lagen, den bestimmten Ausdruck und die lichtvolle Form zu geben. Die von Haller in so klarem Licht gesetzte Reizbarkeit (Irritabilität) der Muskelfaser bildete den Punkt, von dem Broussais' Lehre zunächst ausging; sie war gleichsam das Grundphänomen, mittelst dessen Broussais alle übrigen organischen Funktionen und deren Störungen erklärte. Auf sie gründete er seine Physiologie, Pathologie, Therapie, und (seht Mignet hinzu) selbst seine Philosophie*).

Jede Krankheit leitete er von einer übermäßigen Reizung (Excitation) her, die in einem bestimmten Organe ihren Anfang nimmt, und erst später durch Mitleidenschaft die übrigen Organe ergreift, und dann Fieber bewirkt, wenn sie sich bis zum Herzen erstreckt, so daß Fieber nicht Ursache, sondern nur Wirkung eines vorausgegangenen örtlichen Leidens ist. Der Darmkanal ist dasjenige Organ, welches den schwersten und zahlreichsten Störungen ausgesetzt ist, und Broussais betrachtet ihn auch als den Sitz der vorzüglichsten Reizungszustände, und die gastro-enterite war ihm die Grundkrankheit, aus der die meisten der übrigen Krankheiten, wie aus einer Quelle entsprängen. Daß die Heilmethode Broussais' sich diesen Grundsätzen gemäß, meistens auf Mittel beschränkte, die diesen ursprünglichen Reizungs- und Entzündungszustand durch allgemeine und örtliche reichliche Blutentziehung, strenge Diät u. s. w. herabstimme, ist bekannt. — So wie also Condillac die Lehre von dem menschlichen Verstande auf eine einzige Geistesanlage, nämlich Empfindung (sensation), zurückführt, eben so suchte Broussais die Lehre vom gesunden und kranken Menschen auf ein einziges Phänomen, nämlich Irritabilität, zurückzuführen, und gab seiner Theorie den Namen »Physiologische Medizin«. Zuerst lehrte er dieselbe in einem kleinen Amphitheater in der Straße Du loin, welches die Vorlesungen Bichat's so berühmt gemacht hatten; gleichzeitig eiferte er gegen die stürmische und erhitzende Methode Brown's, so wie gegen die Unentschiedenheit und das Schwankende der Pinel'schen Ansichten. Der Eine war in seinen Augen ein Mörder, der in fürchterlicher Täuschung über das Wesen der Krankheiten so viel Unheil unter der Menschheit gestiftet habe; Pinel hingegen galt ihm für einen Mann, der in Theorie und Praxis nur halben Maßregeln huldigend, in dieser Unentschiedenheit einzelne Symptome für Krankheiten ansehe, und thatenlos den Kranken sterben lasse. Vorzüglich trachtete Broussais die damals allgemein verbreiteten Ideen Pinel's zu untergraben, wohl wissend, daß er nur auf den Ruinen der Pinel'schen Autorität die seinige aufbauen kann. »Ich weiß,« sagte er, »daß, wenn ich diese Colosse der alten Medizin angreife, sich mir Schulen und Akademien verschließen werden; allein ich werde mich nicht meiner selbst so unwürdig zeigen, daß mich der Anblick jüngerer Aerzte, denen jene Akademien sich öffnen, in Harnisch jagen sollte. Ich bin auch nicht von der eiteln Chimäre und dem Streben nach unsterblichem Ruhm besessen; nur möchte ich der Menschheit so viele Dienste leisten, als es mir meine Mittel erlauben. Mein Ziel geht dahin, Aerzte zu bilden, welche in der Ausübung ihrer Kunst mehr Glück haben, als die Systematiker nach der Mode. Dies Ziel, hoffe ich, werde ich auch ferner erreichen,

*) Il établit donc sur ce phénomène (irritabilité) sa physiologie, sa pathologie, sa thérapeutique et même sa philosophie!

weil ich es seit zwölf Jahren erreicht, weil Keiner von denen, die meine Lehren gehört, oder mich dieselben haben ausüben sehen, der Kraft der Wahrheit widerstehen konnte, und ich hoffe, eine hinlängliche Zahl von Schülern zu bilden, die als Feinde des Irrthums denselben gänzlich zerstören werden.“

Von Tag zu Tag vermehrte sich die Zahl der Anhänger und Zuhörer Broussais'. Sein Unterricht war so originell, sein Vortrag so lebendig und tief ergreifend; er widerlegte seine Gegner mit solcher Ueberlegenheit und Geist, daß das Amphitheater in der Straße Du loin nicht hinreichte, um die Zahl seiner enthusiastischen Schüler zu fassen. Er hielt nun seine Vorlesungen in einem größeren Saal in der Straße Des Grés, und konnte dieselben, mit öffentlicher Zustimmung der Behörde, in dem Spital zu Val-de-Grace fortsetzen. Broussais beschränkte sich nicht bloß darauf, seine Ideen durch mündliche Vorträge fortzupflanzen, und gab seine »Prüfung medizinischer Lehren« (Examen des doctrines medicales) heraus, ein Werk, welches die durch seine Vorlesungen begonnene Reform vollendete. Es war eines Theils eine Sammlung von Regeln, die, wie ein Codex, in Form von bestimmten Artikeln über jeden Zweifel erhaben sein sollende Wahrheiten aussprachen, und gleichzeitig enthielt es die kritische Geschichte der verschiedensten Systeme aller früheren Zeiten. Als Gesetzgeber der neuen Wissenschaft und Richter der Vergangenheit zitierte Broussais vor sein Tribunal alle großen Vorgänger von Hippokrates bis Pinel, und machte zu Folge des von ihm selbst promulgirten Gesetzes, den Ideen seiner Vorgänger förmlich den Prozeß. Diese Schrift brachte die gewünschte Wirkung hervor. Man las sie mit Begierde; denn sie war in einem blühenden, lebendigen, kräftigen und klaren Styl, und mit großer Offenheit geschrieben. Die Vergleichung seiner physiologischen Lehre mit allen übrigen Theorien, und der leidenschaftliche Ton, der ihn zuweilen bei dieser Vergleichung überraschte, gab seinem Buch etwas Dramatisches. Das Buch machte vollkommenen Effekt, und bald gelang es Broussais mit Hilfe der andern von ihm herausgegebenen Journale und Bücher, so wie durch seine Klinik und seine Vorträge, Alles, was seiner Lehre Abbruch thun konnte, umzustossen, und die Alleinherrschaft an sich zu reißen*).

*) Die vorzüglichsten hiervon sind (außer den schon oben angeführten): 1. Annales de la medecine physiologique 1822—1834. 26 Bände. 2. Traité de physiologie 1822. 2 Bde. 3. Catechisme de la medecine physiologique 1824. 1. Bd. 4. Commentaires des propositions de pathologie consignées dans l'examen des doctrines medicales 1829. 2 Bde.

(Der Beschluß folgt.)

Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle.

Von Joseph Hausner, Dr. der Medizin und Chirurgie, Magister der Geburtshilfe und Augenheilkunde, und k. k. Regimentsarzt.

(Fortsetzung.)

Die Heilquelle. Man könnte es einen Vorwurf für die, welche es betrifft, nennen, wenn man sagen muß, daß dieses Mineralwasser, welches einen so großen Ruf in denen, dem Frauengeschlechte eigenthümlichen Krankheiten genießt, in einem Zeitalter, wo die Naturwissenschaften so weit vorgeschritten sind,

noch bis gegenwärtig nicht gehörig chemisch analysirt, und keine erschöpfende Abhandlung über dessen Heilkräfte und Würdigung der Heilanzeigen erschienen sei. Von der kurzen Zeit, die ich hier zubrachte, von den wenigen Hilfsmitteln, die mir hier als Gast zu Gebote standen, und von dem Zwecke dieser Zeilen kann man nicht die Ausfüllung obiger Lücken, sondern nur die Mahnung dazu, erwarten.

Der neue Herr Badebesitzer, der mit vieler Bildung, Geschmack und gutem Willen ausgerüstet, den Mangel obiger Postulate empfindet, wird, da er erst seit einigen Monaten hier ansässig ist, beflissen sein, sobald die Geschäfte der Badesaison vorüber sein werden, einem, dem Fache gewachsenen Chemiker, die genaue Analyse der Quelle zu übergeben. Was die physikalischen Eigenschaften des Wassers betrifft, so beobachtete ich Folgendes:

Daselbe, frisch von der Quelle, die auf einem freien, ebenen Plage unweit der Badeanstalt entspringt, geschöpft, riecht etwas nach Schwefelwasserstoffgas*); schöpft man es aus der sogenannten Trinkanstalt im Küchengarten, wo es schon ungefähr hundert Schritte durch die Leitungsröhren gelaufen ist, so ist der Geruch etwas stärker; übrigens ist es krystallhell, durchsichtig, frisch, schmeckt Anfangs fade, dann hintennach etwas tintenartig zusammenziehend; bei verschiedenen Temperaturgraden der Atmosphäre, und zwar bei $+11^{\circ}$ R., und auch bei $+17^{\circ}$ R. zeigte es stets eine Temperatur von $+8^{\circ}$ R.; es ist spezifisch schwerer, als das desillirte Wasser.

Im offenen Glase der atmosphärischen Luft ausgesetzt, entwickeln sich gleich eine sehr große Menge Luftbläschen, die sich schnell an den Seitenwänden des angelaufenen Glases ansetzen; gegen den Boden des Gefäßes sehr gedrängt, und nach oben sparsamer, und zwar so lange, bis das Wasser in Fäulnis übergeht, haften bleiben. Nach dem Verlaufe von ungefähr 6 bis 7 Stunden trübt sich das Wasser gleichförmig, weißgelblich, die Oberfläche bedeckt sich nach und nach mit einem schillernden weißen Häutchen, und nach 24 bis 36 Stunden bildet sich ein gelbröthliches Präcipitat, während das früher gleichmäßig trübe Wasser wieder wasserhell, doch nicht mehr klar geworden ist. Dieser rothgelbe, und getrocknet, rothbraune Niederschlag, ist durch Kochen schnell zu erhalten, daher die Badewäsche röthlich gefärbt, und in dem Wasserreservoirs durch langsamere Präcipitation gefunden wird.

Die chemischen Bestandtheile sind (nach Herrn Dr. und Professor Adolf Pleischl, welcher dieses Wasser 1839 analysirte, und wovon bis nun bloß die Hauptbestandtheile, nicht aber ihre Verbindung und quantitativen Verhältnisse, wie sie im Wasser als solche vorkommen, bekannt sind) folgende: Kohlsaures Eisen, schwefelsaures Eisen, Kalkerde, Thonerde, Bittererde, Kali, Natron, Kieselerde. Dieses Wasser wurde nach den früheren oberflächlichen Analysen stets zu den eisenhaltigen Schwefelquellen**) gerechnet; doch scheint hier eine Unrichtigkeit obzu-

*) Ich füllte eine Bouteille mit frisch geschöpftem Wasser ganz voll, verforkte es gut, und nachdem es drei Tage unzersezt und wasserhell geblieben, öffnete ich die Bouteille, und konnte keinen Geruch von Hydrothion-Gas wahrnehmen.

**) Der ärztliche Wegweiser nach den vorzüglichsten Heilquellen und Gesundbrunnen des österreichischen Kaiserstaates, von Leop. Fleckles, S. 306. — Das Pyrawarther Bad in N. Oest., von Hirschmann. Wien 1817. Zweite Auflage. (Hirschmanns Analyse: 1. Fire und Sauerstoffluft, 2. viel Schwefel, 3. Eisen, 4. Schwefelsäure, 5. Bittersalz-

walten, die wahrscheinlich von der anfänglichen Entwicklung des Hydrothiongasess herrühren mag.

Nach obiger Analyse des Herrn Professors Pleischl findet sich kein Schwefel als solcher in dem Wasser vor; auch scheint folgende Beobachtung die Entwicklung des Schwefelwasserstoffgases ohne Annahme eines Schwefels im Wasser zu erklären, und obige Analyse zu bestätigen. Unmittelbar an der Quelle, wo das Wasser kaum an die Atmosphäre tritt, ist die Entwicklung des Gases gering, in der Trinkanstalt, 100 Schritte weiter, ist sie stärker. Es ist demnach, und wie noch folgt, dieses Gas das Produkt einer Zersetzung, die nur Anfangs Statt hat, wie sie durch die Luft oder andere Potenzen eingeleitet wird; denn, würden Schwefel, und zwar viel Schwefel, darin enthalten sein, so müßte nach der Erhitzung des Wassers die Entweichung des Gases noch reichlicher erfolgen, was, wenn man ein warmes Bad nimmt, umgekehrt bemerkt wird; eben so, wenn der Zersetzung des Wassers durch Vollfüllung einer Flasche und luftdichte Verforkung Einhalt gethan wird, merkt man nach Eröffnung der Flasche keine Gasentwicklung; es ist demnach das Wahrscheinlichere, daß ein Theil des vorhandenen schwefelsauren Eisenoxyduls an der Luft, oder durch die Wärme zersetzt, und daher ein Theil davon als Eisenoxydhydrat präcipitirt wird, während das durch Zersetzung neu gebildete Wasserstoffgas als Hydrothiongas entweicht. Wenn eine gewisse Menge zersetzt ist, erfolgt dieser Prozeß nicht weiter.

Vermuthen läßt sich, daß Eisen, Kalk und Thonerde die vorwiegendsten Bestandtheile sind, wenn wir das über den Boden der Gegend Gesagte, den Niederschlag, und das sich bildende Oberhäutchen auf dem zersetzten Wasser bedenken.

erde, 6. Kohlensaure Kalkerde, 7. freies Laugensalz.) — Anleitung zum Gebrauche der Mineralwässer u. s. w., nebst einigen Nachrichten über die neu errichtete Trink- und Füllanstalt in Pterawarth, von Dr. Max Flor. Schmid. Wien 1820.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e .

— Von den deutschen Naturforschern und Ärzten, welche im September vorigen Jahres zu Pyrmont versammelt gewesen sind, ist eine erzene Motivtafel für den Grundstein des Herrmanns-Denkmales eingesandt, welche folgende Inschrift im Lapidarstyl trägt: Herrmann, dem Retter deutscher Freiheit, deutscher Natur; deren Tiefen erwachsen deutsche Wissenschaft, frei, stark, vielfgestaltet, alle Gauen des großen Vaterlands erwärmend, kräftigend, bieder; weihen diese Tafel die Naturforscher und Ärzte deutscher Lande, zu geistigem Wirken an Pyrmont's Heilquellen brüderlich vereinigt. September 1839.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migtlichen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 69. Donnerstag, den 27. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige warnende Winke über mögliche Vergiftungsfälle durch den Genuß von Schwämmen. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Gemeinnützige Nachricht. — Miscelle.

Einige warnende Winke über mögliche Vergiftungsfälle durch den Genuß von Schwämmen.

(Von Joh. Neaug.)

Da die Schwämme häufig auch als Nahrungsmittel für den Menschen benützt werden, und die heutige Kochkunst — diese so sehr geschätzte Kunst — verschiedene delikate Gerichte aus ihnen bereitet, und schon zur Römerszeit der Kaiserling (*Amanita Caesarea*) als Leckerbissen bekannt war, leider aber nicht Jeder, welcher Schwämme sammelt, oder sie zum Genuße bereitet, eine genaue Kenntniß jeder einzelnen Schwammart und deren Verhalten zum menschlichen Organismus besitzt, so war man schon längst bemüht, an den Schwämmen charakteristische Kennzeichen aufzufinden, welche, als den giftigen allein zukommend, dieselben von den unschädlichen Schwämmen unterscheiden sollen. Solche Merkmale existiren in der Wirklichkeit nicht, denn mehrere an denselben werden oft an den unschädlichen Arten gefunden, während sie den giftigen nicht selten ganz mangeln. Die Vorsicht gebietet daher, jeden wie immer sich verhaltenden Schwamm wenigstens so lange vom Genuße auszuschließen, bis man von einem hierüber Erfahrenen die gewisse Kenntniß seiner Unschädlichkeit erlangt hat, wenn man nicht oft in die traurige Lage versetzt werden will, durch neue Erfahrung den Verdacht bestätigt zu finden, wie dies im Juli d. J. in der Wiener Umgebung bei einigen Menschen sich ergab. Wegen dieser sich oft einschleichenden, gefahrbringenden Verhältnisse wollte man schon in früherer Zeit alle Schwämme aus dem Bereich der Nahrungsmittel aus-

schließen, nachdem ihr Genuß doch oft mit Gefahr verbunden ist. Allein viele Schwämme geben eine sehr gedeihliche, kräftige, dem Fleische am meisten gleichkommende Nahrung. (Nach den allgemeinen Analysen einiger Chemiker haben die Schwämme folgende Bestandtheile: Wasser, Juingine, Gallerte, Eiweißstoff, Zucker, essigsaures und phosphorsaures Kali, Fettwachs, empyreumatisches Del, eine freie Säure und salzsaure Salze.) Ihre große Menge, besonders bei feuchten Sommer- und Herbstmonaten, in manchem Jahre, ernährt nicht nur zur Zeit ihres Erscheinens, sondern auf die mannigfaltigste Art aufbewahrt, viele Menschen auf eine kräftige Art, besonders die ärmeren Landbewohner, und es wäre ungerecht, ihnen dieses Nahrungsmittel entziehen zu wollen. Selbst der Verkauf bringt ihnen einen namhaften Gewinn. Nur wäre zu wünschen, daß auch außer der Hauptstadt von den Ortsobrigkeiten bei dem Verkauf der Schwämme eine etwas strengere Aufsicht möchte gepflogen und nur solche Leute zu Marktbeschauern angestellt werden, die die ganze Sache in ihrer Wirklichkeit verstehen. Wie wichtig nun auch das Studium der Schwämmelehre (Mycologie) und die praktische Kenntniß derselben für Landärzte ist, fließt aus diesem hier Angeführten; daher sollen in gut organisirten medizinischen Schulen, wo Botanik und Staatsarzneikunde vorgetragen werden, nie Modelle von Wachs, die sowohl die eßbaren als giftigen Schwämme darstellen, und getreu nach dem Naturbilde verfertigt sind, mangeln. Die k. k. medizinisch-chirurgische Josephs-Akademie und die k. k. Universität zu Wien besitzen zu diesem Behufe eine ausgezeichnete ähnliche Sammlung zum praktischen Unterricht.

Die Merkmale, welche am meisten Schwämme verdächtig machen, sind von der Art, daß sie das Geruchs- und Geschmacksorgan affiziren. In dieser Hinsicht wird ein Schwamm verdächtig, welcher einen widrigen Geruch hat, der eine Aehnlichkeit mit dem des Rietzigs (Raphanus), oder der Erde in dumpfigen Kellern, Garteneinsägen u. s. w. hat, welche Aeußerungen sehr deutlich bei den knolligen Amaniten zu bemerken sind. Noch mehr Verdacht erregt ein scharfer Geschmack. Fast alle Milchschwämme und Amaniten, selbst die genießbaren Arten haben einen mehr oder weniger scharfen Geschmack. Da diese beiden Gattungen mehr giftige Arten, als genießbare enthalten, so bleiben jeder Milchschwamm und jede Amanite, mehr als Schwämme anderer Gattung, verdächtig, so lange man sich nicht von einem Kenner die gewisse Erkenntniß der Art und ihrer Unschädlichkeit verschafft hat. Saftlose Schwämme, die während des Kauens eine Schärfe auf die Geschmacksorgane einigermaßen zeigen, soll man nie zum Genuße wählen. Aus der Farbe der Oberfläche der Schwämme lassen sich keine Folgerungen ziehen, da unansehnliche, so wie

angenehme und lebhaftere Farben, sowohl giftigen als genießbaren Schwämmen zukommen. Wichtiger ist zu bemerken, ob ein Schwamm auf der Schnitt- oder Bruchfläche, wenn man ihn zerstückelt, schnell seine Farbe wechselt, und bläulich oder grünlich, oder überhaupt missfarbig wird. Da diese Farbenveränderung vorzugsweise den giftigen Arten gerne zukommt, so erscheint jeder sich so verhaltende Schwamm für den Nichtkennner als verdächtig. Die leicht erkennbare Morchel ausgenommen, haben wenige eßbare Schwämme einen hohlen Strunk; daher ein nicht bekannter Schwamm mit hohlem Strunke, welcher keine Morchel ist, verdächtig erscheint. Daß beim Kochen der Schwämme, wie wir in mehreren mycologischen und medizinisch-forensischen Schriften lesen, nur die giftigen und verdächtigen hart werden, und daß eine beigegebene Zwiebelspalte, so wie ein Silberlöffel, den man einige Minuten während des Kochens im Kochgefäße läßt, einen schwärzlich-violetten Beschlag bekommt, wie von gekochten Eiern und dem Stockfische (*Gadus morrhua*), habe ich durch meine öftern Versuche, so wie auch schon längst der Ober-Medizinalassessor Schrader, nicht bestätigt gefunden; ja ich habe dieses Phänomen gerade ein paarmal an dem Herrenpilzling (*Boletus edulis*) gefunden, welcher doch gewiß ein sehr genießbarer Schwamm ist, dagegen an vielen Giftschwämmen nicht. Diese Erscheinung beruht auf ganz andern chemischen Einwirkungen, und rührt nicht von einem bloß giftigen Prinzip der Schwämme her, sondern größtentheils von ihrem Standorte, wo sie emporkommen, mithin von den Mischungsverhältnissen des Bodens.

Ueberhaupt haben einen mächtigen Einfluß auf die Eigenschaften der Schwämme: das Klima und ihr Standort, so wie auch die Jahreszeit, wann sie gesammelt werden. Der Schmerling (*Boletus circinnans*), welcher im jungen Zustande vom Landvolke hier genossen wird, ist im spätem Herbst sehr schleimig und unverdaulich. Die sogenannten Keulenschwämme oder Bärentagen (*Clavari*) sind nur im jungen Zustande genießbar, im schon mehr gereiften sind sie wässerig und besitzen ein zähes vegetabilisches Fleisch u. s. w. So sehen wir nun auch bei einigen eßbaren Schwämmen, daß sie, wenn sie ihren Standort verändern, ganz andere Eigenschaften annehmen; z. B. der Raizker (*Agaricus lactifluus deliciosus*), welcher im jungen Zustande ein sehr guter, wohlschmeckender Schwamm ist, wird im Alter ungenießbar, ja sogar für giftig anerkannt. In manchen Gegenden Deutschlands und fast in ganz Frankreich meidet man den bei uns um Wien herum so beliebten Hallimasch (*Agaricus lepiota polymices*), weil man ihn in jenen Gegenden für giftig hält, was auch einige Mycologen bestätigen. So finden wir selbst an unserm allgemein bekanntem Champignon, daß er, wenn derselbe auf morschen Weiden (*Salix*) wächst,

einen bitteren Geschmack annimmt; welche Metamorphose also! — Nicht minder beobachten wir auch im Allgemeinen, daß die Giftartigkeit einer und derselben Schwammart nach wärmeren Regionen hin, zu- und nach kälteren abnehme. So genießt man z. B. in Italien keinen Rischschwamm, weil sie die dortige Erfahrung für giftig erklärt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

Von Dr. Herrmann.

Zweiter Artikel.

Reise von Senischehir, Belegit, Karahisar und Torbale, das Thal
am Flusse Sakaria.

Den 1. Mai um elf Uhr Morgens brachte der Postdirector die bestellten neun Pferde in unser Haus, die Effecten wurden aufgepackt, wir setzten uns zu einem Abschiedschmause, den uns der Nazir gab, und um zwölf Uhr, als der Imam von dem Minaret die Gläubigen zum Mittaggebet rief, verließen unsere Tischgenossen die Tafel, um in der nahen Moschee ihre Gebete zu Allah aufsteigen zu lassen; denn es war heute Freitag, der Festtag der Muselmänner. Um zwölf Uhr kamen sie zurück, sogleich wurden die Pferde bestiegen und zur Stadt hinausgeritten. Vorn ritt Hassan Cavas (Cavas ist eine Art Gen-d'armes, ein Mann von der Ehrenwache des Paschas, dann kam meine Wenigkeit und Rustem Aga, der Chef der Guardianos, hinter uns mein Dragoman und Diener, dann der Postillon mit dem Packpferde. Den Zug schloßen die beiden Guardiano's, Ali und Abdulha, zwei Schwarze, Beide Brüder, frühere Sklaven Rustem's, der ihnen die Freiheit geschenkt und sie zu Guardiano's gemacht. Alle meine Begleiter, mich ausgenommen, waren bis an den Hals bewaffnet, namentlich gefielen mir die beiden Mohren, zwei kräftige Jungen, deren jeder zwei große silberne Pistolen und ein Zataka (Art Dolch) im Gürtel stecken, und ein langes Gewehr auf dem Rücken hängen hatte.

Alle uns begegnenden Türken riefen uns »ugurlar ola,« d. h. glückliche Reise, zu, und als wir über die Brücke Tartarjol, wo das Ende der Stadt ist, ritten, zog Rustem ein astrologisches Register aus der Tasche, suchte lange darin nach Etwas und steckte es dann wieder ein, und sagte mir: »ugurlar ola, Sekimbashi, d. h. glückliche Reise Oberarzt! Mein Buch bezeichnet den heutigen Tag als einen glücklichen, wir werden eine gute Reise machen«. Und so schien es denn auch wirklich. Heute zum ersten Male seit sechs Tagen glänzte wieder die Sonne am reinen Himmel, und schien das Beginnen des Wonnemonats mit ihren wärmenden Strahlen feiern zu wollen.

Der Weg führte Anfangs durch eine mit Gärten und Maulbeerbäumen besetzte Ebene, links und rechts waren Meierhöfe; dann kam ein langer Kastanienwald, von vielen Gießbächen durchflossen. Jetzt kamen wir an das berühmteste Delli-su, d. h. tolle Wasser. Das Volk sagt, wenn Jemand in dieses falle, könne er sich nicht mehr retten, und werde von ihm fortgerissen. Dieser Bach

stürzt sich vom Gipfel des Olympe über jähe Felsen herab, gewinnt die Ebene und fließt mit tobenden Wellen über die Kieselsteine hin. Er war heute vom Regen bedeutend angeschwollen. Rustem gab mir die Lehre, beim Uebersetzen über Flüsse nie in's Wasser, sondern gerade vor mich hinzuschauen. Trotz diesem schaute ich in's Wasser, um den Grund dieser Bemerkung zu finden, hätte es aber beinahe theuer büßen müssen, denn die rasch dahinfließenden Wellen machten mich taumlich, es kam mir vor, als würde ich sammt dem Pferde von ihnen fortgetrieben, ich mußte mich am Sattelknopfe anhalten, und war froh, das entgegengesetzte Ufer erreicht zu haben.

Nun kamen lachende Weinberge, hohe Eypressen verkündeten die Nähe des Dorfes Susulu, wo wir um 4 Uhr ankamen und übernachteten, denn ich mußte hier genaue Nachrichten über eine vor acht Tagen verstorbene Frau einziehen, deren Krankheit verdächtig gewesen sein soll. Allein nach einem strengen Examen ergab sich hieraus, daß sie an einer acuten Pleuresie verstorben und im ganzen Dorfe keine andere Krankheit als die wahren Blattern herrschte. Wir schärften dem Vorsteher des Dorfes ein, von jedem Todesfalle den Sanitätsarzt in Brussa zu benachrichtigen. Dieses Dorf ist reich, hat 100 griechische, 60 türkische Familien, eine griechische Schule und Kirche, 2 Moscheen, schöne große Häuser. Seine Produkte sind Seide, Wein und sehr viele Zwiebeln.

Am andern Morgen war der ganze Himmel überzogen, und der Regen fiel in dichten Strömen herab, jedoch war es nicht so kalt (6° R.) als in Brussa (3° R.), wo der mit Schnee bedeckte Olympe mehr Kälte bewirkt; wir setzten uns ans Feuer, rauchten unsere Pfeifen, und Rustem begann mir Einiges aus seinem bewegten Leben zu erzählen.

Gegen Mittag ließ der Regen etwas nach, und wir brachen auf. Wir kamen bald auf eine alte, aus großen Steinen gebaute Straße, vor 400 Jahren angelegt, als Sultan Mehemed nach Bagdad zog. Hart an sie grenzt ein See, der vier Stunden Länge hat und eine Stunde von Brussa anshört. Er wird von süßen Wässern gebildet, die von beiden Seiten von den Bergketten herab fließen und sich in der Ebene ansammeln. Sein Anfang ist eine Stunde weit mit Bäumen bewachsen, die im Wasser stehen. Im hohen Sommer trocknet er aus, und bildet Sümpfe, weswegen in den vielen an seinen Ufern gelegenen Dörfern Wechselfieber herrschen. Wehet dann der Wind von diesem See her, so zeigen sich auch in Brussa viele Wechselfieber. An des Sees Anfang liegt das große Dorf Gölpaschi (d. h. Kopf des Sees). Bis jetzt waren wir in einer von zwei Bergketten eingeschlossenen großen Ebene vorgeschritten. Ihr Hintergrund wird von der südöstlichen Gebirgskette des Olympe (türkisch: Keschisch-dach), die sich 30 Stunden ins Innere zieht, während die vordere Kette desselben gegen Westen nach Mohalik zu läuft und 12 Stunden Länge hat, im Vordergrunde von den Gebirgen des Goffes von Mudania begrenzt. Nach dreistündigem Marsche kamen wir in das türkische Dorf Dumbos, aus 20 Häusern bestehend, wo wir ein Frühstück aus Eiern, Honig und Brot zu uns nahmen. Nachdem wir einen vor uns liegenden Berg erstiegen, öffnete sich vor unseren Blicken eine zweite Ebene, wieder von zwei Gebirgsketten eingeschlossen. Auch ihr Hintergrund wird vom Olympe gebildet, sie ist 9 Stunden lang, und in ihr liegt die gleich zu beschreibende Stadt Zenischehir. Sie hat

fette Triften, viele Gärten und Maulbeerbäume. Nach einer Stunde sahen wir einen zweiten nicht unbeträchtlichen See. Links im Gebirge lag das große armenische Dorf Mar man. Es regnete beständig. In der Ferne erschien das Minaret des türkischen Dorfes Tzartak-köi, wo wir übernachteten wollten. Es hat 26 Häuser. Der Dorfvorsteher ließ uns die Wahl des besten Hauses, wir besahen deren mehrere, sie waren von Lehm, hatten keine Zimmer, sondern bloß einen Stall, in dessen Vordergrund sich eine aus Bretern gemachte Stellscheibe befindet, wo die Familie wohnt. Da wir mit den Kindern und Büffeln hätten zusammenschlafen müssen, so zogen wir es vor, trotz dem Regen, nach dem noch eine Stunde entfernten großen Meierhofs Atak-köi zu reiten. Der Eigenthümer Ibrahim Efendi war abwesend, aber der armenische Pächter nahm uns gut auf, gab uns zwei reinliche Zimmer, zündete im Kamin ein großes Feuer an, wo wir unsere Kleider trockneten, und brachte ein reichliches Essen, unter dem sich sehr süßes Pekmes befand. Dieses ist eine Lieblingsweise der asiatischen Türken, und darf auf keiner Tafel fehlen. Es ist ein dicklicher Syrup, durch wiederholtes Abkochen und Eindicken der Weintrauben gewonnen. Dieser Meierhof (in Kleinasien gibt es deren viele) war sehr reich, hatte große Ländereien, und viele Schafe, Geißen, Kühe, und namentlich Büffel, deren es viele in dieser Ebene gibt, wegen der fetten Triften und der vielen Seen und Bäche; denn der Büffel liebt sehr das Wasser, in welchem er im hohen Sommer den größten Theil des Tages liegen bleibt.

Der Pächter erzählte mir, daß vor zwei Monaten eine große Viehseuche über die Hälfte ihres Viehes getödtet habe. Ich stellte hier und auf meinen weitem Reisen genaue Nachforschungen über den Charakter dieser Krankheit an, und erfuhr Folgendes: Eine Viehseuche, verfloßenen Spätherbst von Syrien kommend, durchzog Schritt für Schritt von Süden nach Norden den größten Theil Anatoliens und Karamaniens; wenn sie in einem Dorfe aufhörte, begann sie in dem andern, und tödtete über die Hälfte der Schafe, Geiße, Rinder und Büffel. Diese Krankheit, sagte man, habe man bis jetzt noch nicht gesehen, sie gleiche der Pest der Menschen (das Volk nannte sie hajwan jumurhak, Pest des Viehes), mit Ausnahme, daß sie keine Beulen und Geschwüre bilde. Das Thier wird plötzlich taumlich, legt sich nieder, frist nicht, seine Augen sind geröthet, triefen, sein Gesicht schwillt auf, und der Speichel läuft ihm beständig aus dem Munde. Brechen findet keines Statt. Gewöhnlich am zweiten, seltener am fünften Tage stirbt es. Kein von ihr befallenes Stück kam durch. In manchen Gegenden krepirten über zwei Dritttheile der Thiere, weswegen auch jetzt das Fleisch sehr rar und theuer ist. Alle Türken sagten mir, dieses kündige die Pest unter den Menschen an, denn sie wollen auf Epizootien immer die Pest folgen gesehen haben. Rustem fand in seinem Buche, daß die Astrologen zwar aus den Sternen gelesen hätten, daß dieses Jahr unter den Menschen ansteckende Krankheiten herrschen würden, welche jedoch, ob Pest oder Cholera, und wo, sei nicht bemerkt; aber viele Apoplexien seien angegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle.

Von Joseph Hausner, Dr. der Medicin und Chirurgie, Magister der Geburtshilfe und Augenheilkunde, und k. k. Regimentsarzte.

(Fortsetzung.)

Wirkung auf den Organismus. Nach der bis jetzt gemachten Erfahrung, und correspondirend mit den Bestandtheilen des Wassers, ist die Wirkung des Wassers eine tonische, die aber durch die gelind auflösende Eigenschaft der andern Bestandtheile gemildert wird.

Die primäre Wirkung auf die äußere und innere Anwendung des Wassers ist besonders bei großer irriter Schwäche gleich die ersten Tage von Kopfeingenommenheit, flüchtiger Hitze, turgescirender Haut, Herzklopfen, Aengstlichkeit, beschleunigtem Pulse, und darauf folgender Mattigkeit begleitet; diese Symptome werden begünstigt durch habituelle Neigung zu Congestionen gegen Brust und Kopf, durch zu hoch gesteigerten Nerven-Errethismus, durch zu hohe Temperatur des Bades, oder wenn gleich Anfangs die Bäder zu lange genommen werden, oder die Darmausleerung unterdrückt ist. Diese Wirkung erscheint in der Regel in sehr mildem Grade, aber alle Individuen empfinden nach einigen Bädern Mattigkeit und Abgeschlagenheit.

Der innere Gebrauch dieses Wassers ist öfters, besonders bei Individuen, die einen Trunk frischen Wassers auf nüchternen Magen nicht gewohnt sind, mit Aufstoßen, anfänglicher Appetitsverminderung, Verstopfung oder geringgradiger Diarrhoe verknüpft — Unbehaglichkeiten, die bald schwinden, und in höheren Graden der Unbequemlichkeit durch ein leichtes Purganz, oder bei Diarrhoe oder Magenschwäche durch eine Tasse leichten Kamillenthees, oder eine halbe Tasse schwachen schwarzen Kaffees gehoben werden.

Wenn der Gebrauch des Wassers innerhalb der Grenzen einer geordneten Kur bleibt, die Diät sorgsam gehalten wird, alle Hindernisse beseitigt bleiben, so verschwinden diese Beschwerden bald, der Appetit nimmt zu, die Verdauungskraft erhebt sich, der Muskel nimmt an Masse und Kraft zu, überhaupt wird die Nutrition erkräftigt, und secundär das Nervensystem, alle Secretionen nehmen einen normalen Gang an, und die Harnexcretion, besonders beim innern Gebrauch des Wassers, wird bedeutend vermehrt.

Diese sich langsam herausbildende Einwirkung zeigt sich bei vielen Patienten noch während und am Ende der Kurzeit, doch folgt sie öfters erst einige Wochen, Monate nach der Kurzeit als Nachwirkung. Manche Individuen, denen der Gebrauch der Wassers zusagte, aber nicht die vollkommene Erstarkung herbeiführte, müssen im folgenden Jahre die Kur wiederholen.

Es würde die Grenzen meiner Aufgabe übersteigen, die Einzelwirkungen auf die verschiedenen Systeme und Organe des Körpers ins Detail zu verfolgen, und allenfällige kritische Erscheinungen gegen die Endzeit der Kur, welches gleichfalls auf die Deduction der speziellen Heilanzeigen ausgedehnt werden muß, bemerken zu wollen; überdies war mein hiesiger Aufenthalt zu kurz, und durch fremde Erfahrung wurde mir nichts zufließend gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Nachricht.

— Die Vaccination in Indien. Nach Cameron hat die Vaccination in Indien großen Widerstand gefunden, namentlich bei den Tschhadaren oder eingebornen Inoculaturen, welche ihr Einkommen zu verlieren fürchteten. Diese beginnen das Einimpfen der Menschenblattern zu Calcutta im Februar und setzen es bis Anfangs Mai fort, worauf sie im Lande in derselben Function herumreisen. Hierdurch werden die Menschenblattern immer beim Volke unterhalten. Cameron stellte solche Tschhadaren als Vaccinateure an, und fand, daß sie nach ihrer Vereidigung stets gewissenhaft ihr Amt verrichteten. Als Folge des allgemeinen Prädominirens der Blattern in Bengalen 1830 wurde ein Circular von dem medizinischen Collegium in Calcutta in Umlauf gesetzt und durch dasselbe den Aerzten befohlen, die Fälle einzureichen, wo auf die Kuhpockenimpfung Menschenblattern gefolgt seien. Nach Cameron zeigten die eingezogenen Berichte, daß, obgleich die Blattern im hohen Grade grassirt und an einigen Orten sogar epidemisch geherrscht hatten, doch kein einziger Fall Statt gefunden hatte, wo auf eine vollständige Entwicklung der Vaccine echte Menschenblattern gefolgt wären. Erfreulich bleibt das unbestreitbare Ergebnis, daß auch in Indien die Vaccination die Kraft der Blatterseuche gebrochen und ihre Ausbreitung beschränkt habe. Vom Jahre 1818—1829 wurden in der Präsidentschaft Bengalen jährlich circa 33,000 Personen vaccinirt. Das Gesundheitscollegium in Calcutta schrieb die nach der Vaccination beobachteten Fälle von gefährlichen Erkrankungen an (wenn auch modificirten) Blattern einer Degeneration der Vaccine zu, und forderte Macpherson auf, Versuche anzustellen, dieselbe auf die frühere Kraft und Wirksamkeit zurückzuführen.

Miscellen.

— Ein neuer Auffindungsapparat von im Wasser liegenden Personen, welcher nicht wie die bisher angewendeten Haken, gefährliche Verwundungen der nur Scheintodten hervorbringen kann, hat Herr Charrière der Académie des sciences zu Paris vorgelegt.

— Ein Medical-Collegium zu Bombay wird jetzt als wohl ausgedacht, prächtiges Monument zu Ehren des letzten Gouverneurs, Sir Robert Grant, errichtet. Merkwürdig ist, daß anatomische Demonstrationen jetzt eifriger von eingebornen Studierenden der Medizin besucht werden; einer der größten Siege über Vorurtheile bei einem Volke, welches gewohnt war, vor dem bloßen Gedanken an die Berührung eines Todten zurück zu schaudern.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonnirt man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 70.

Montag, den 31. August 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige warnende Winke über mögliche Vergiftungsfälle durch den Genuß von Schwämmen. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Miscelle.

Einige warnende Winke über mögliche Vergiftungsfälle durch den Genuß von Schwämmen.

(Von Joh. Neaug.)

(W e s t h I u ß.)

Nach die Entwicklungsperioden können zwischen den genießbaren und ungenießbaren, sowohl giftigen als nicht giftigen Schwämmen, Täuschungen hervorbringen. So z. B. können unter den in der Wiener Umgebung vorkommenden Schwämmen unter obbemerkten Verhältnissen leicht verwechselt werden: 1. Die weiße Trüffel (*Tuber album*) mit einigen hervorkeimenden Staupilzen, vorzüglich mit dem Feltstäubling (*Bovista*), und mit der sogenannten Hirschbrunst (*Tuber cervinum*). 2. Die schwarze Trüffel (*Tuber cibarium*) mit einigen *Sclerotium*-Arten und der *Sphaeria polymorpha*, einem Kernschwamme. 3. Der Raifling oder Rösling (*Agaricus Gymnopus mouceron*), welcher ein sehr genießbarer Schwamm ist, mit dem knolligen Wulfschwamme (*Amanita bulbosa alba*), welcher sehr giftig ist, da meistens beide gesellschaftlich wachsen. 4. Der Reizker (*Agaricus deliciosus*) könnte mit dem giftigen *Lactifluus* (*Necator* und *Russula rosaceus*) verwechselt werden. 5. Der sogenannte Stockschwamm (*Agaricus Lepiota caudicinus*), welcher zwar ohnehin ein zähes Fleisch besitzt und sich zum Genuße nicht sehr eignet, kann leicht mit dem giftigen Büschelschwamme (*Agaricus Pratiella fascicularis*) und dem ziegelrothen Büschelschwamme (*Agaricus*

Pratella lateritius) verwechselt werden. 6. Der enthäutete Schuppenschwamm (*Agaricus Lepiota excoriatus*) mit dem giftigen Frühlingschwamm (*Amanita verna*). 7. Der sogenannte Grauling (*Agaricus Gymnopus myomyces*) mit dem in seiner Gesellschaft häufig wachsenden giftigen, rissigen Nacktfußblätterschwamm (*Agaricus Gymnopus rimosus*). 8. Der Honigtäubling (*Agaricus Gymnopus russula*) mit mehreren andern giftigen Täublingen. 9. Der genießbare Täubling (*Agaricus Russula esculentus*) mit dem sehr giftigen sogenannten Speitäubling (*Agaricus Russula emeticus*). Die meisten Vergiftungsfälle durch Schwämme geschehen in unsern Gegenden durch die Täublinge. 10. Die Champignons können leicht mit der röthlichen Amanite (*Amanita rubescens*) verwechselt werden, wenn letztgenanntem Schwamme der Wulst mangelt, welches oft der Fall ist. 11. Der Ruchpilzling (*Boletus subtomentosus*) kann leicht mit dem giftigen Feuerpilzling (*Boletus luridus*) verwechselt werden. 12. Der sogenannte Kaiserling (*Amanita caesarea*), welcher zwar in unserer Gegend etwas seltener vorkommt, kann leicht mit dem hier so häufig vorkommenden Fliegenchwamm (*Amanita muscaria*) verwechselt werden, nachdem der Fliegenchwamm auf seiner Haut weißliche Warzen hat, und der Kaiserling nicht selten auf der Oberfläche seines Hutes die Reste der abgerissenen Wulsthaut in Form von Lappchen noch trägt.

So sind mir aus der Wiener Umgebung vor mehreren Jahren zwei Vergiftungsfälle durch Fliegenchwämme, welche hier sehr häufig in den Wäldern von Dornbach, Galzinzberg, Sagberg, Heuberg, Hohwand, Weidlingbach, Mauerbach, Niederberg u. s. w. vorkommen, bekannt geworden, die für viele kurzichtige Leute als Warnung dienen können, nämlich: Ein Weib aus einer Vorstadt Wiens ist eines Tages um Abfallholz am sogenannten Roskogel, einem Berg hinter Dornbach, gegangen, und gerieth in den dortigen Wäldern auf eine Gruppe Schwämme, welche noch nicht vollkommen ausgewachsen waren; sie hielt sie für genießbare, sammelte sie und beim Nachhausegehen hat sie in einem benachbarten Dorfe einer im Sommer dort wohnenden Familie aus Wien diese Schwämme um einige Groschen verkauft, welche diese bis auf einige Stücke, die übrig blieben, genoßen; leider waren es Fliegenchwämme, und nur die schnelle Statt habende ärztliche Hilfe rettete jene zum Rand des Grabes hingezogene Familie. Ueberhaupt können die Leute nicht genug gewarnt werden, von solchen Weibern der ärmern Volksklasse, welche die Kenntniß der eßbaren und giftigen Schwämme eben so wenig inne haben, wie viele unserer Landleute, ja keine Schwämme zu kaufen. Am allervorsichtigsten beim Ankauf der Schwämme handelt man, wenn man dieselben

sich nur von solchen Marktplätzen verschafft, die unter gehöriger Sanitätsaufsicht stehen. — Der andere unglückliche Fall durch den sehr giftigen Fliegenschwamm wurde mir bekannt in der Umgebung von Sieghardskirchen, welchen der verstorbene Hofarzt Ninna v. Sarenbach behandelte, als derselbe noch als k. k. Distriktsarzt im dortigen Bezirke fungirte, nämlich: Es ist hier in unsern Gebirgsgegenden üblich, daß manche Landleute die zur späten Sommerszeit in ihren Gemächern häufig sich ansammelnden Fliegen durch eine starke Abkochung des schon erwähnten Fliegenschwammes in Milch, zu vertreiben suchen, welche letztere nach der Kochung durchgeseiht wird und nach dem Erkalten in offenen Tassen dem Genusse dieser zu tödtenden Thiere preisgegeben wird. Da geschah es nun unter eben diesen Vorbereitungen, daß ein Landweib, als Mutter, ihr noch zu stillendes Kind nicht zu ihrer außer der Wohnung zu verrichtenden Arbeit mitnehmen konnte, und diesen jüngsten Familiensproßen einem neunjährigen Mädchen, wieder einem Kinde noch, zur Wartung und Pflege in ihrer Abwesenheit übergab, mit dem Befehle, den hier zu Lande gebräuchlichen Sauglappen (vulgo Zuzel) öfters in Milch einzutauchen und dem Säugling zu reichen; allein weil zwei Tassen sich mit milchiger Flüssigkeit gefüllt im Wohnzimmer befanden, so wurde durch Verwechslung anstatt den Sauglappen in reine Milch zu tauchen, in den für die Fliegen zubereiteten Giftrank mehrere Male getaucht und so dem nach der Mutterbrust sich Sehnenenden gereicht. Zum Glück, daß ein benachbartes Weib die dadurch schnell herbeigeführte Unruhe, das Schmerzgefühl, das heftige, fast unausgesetzte Brechen an diesem vergifteten Kinde gleich als etwas Ungewöhnliches beobachtete, und schnell obgenannten Arzt herbeiholte, der durch seinen Scharfsinn den Feind gleich auf das Haupt schlug, und mithin auch das Kind dem Tode entriß.

Aus dem Fliegenschwamme bereiten auch die Kamtschadalen und Koräken ein Getränk, welches sie Mukhamorr benennen, um sich zu berauschen. Auffallend ist es, daß der Urin, den solche berauschte Personen lassen, ähnliche Wirkung haben soll. (Encyclopädie d. medicin. Praxis von Dr. Mosl. Leipzig 1834. 2. Thl. S. 136.)

Schließlich erwähne ich noch, daß bei dem Ankaufe der Schwämme auf dem Wiener Markte, um allen möglichen Verwechslungen mit giftigen Schwämmen vorzubeugen, neuerdings durch ein Sanitätscircular der k. k. nieder-österreich. Landesstelle, Wien am 17. Juni 1838, nur folgende zum öffentlichen Verkaufe gestattet sind: Der Garten-Champignon (*Agaricus Pratella campestris*), der Wiesen-Champignon (*Agaricus Pratella edulis*), die Maurahe (*Morchella esculenta*), die Spigmorchel (*Morchella conica*), die Bastardmorchel (*Morchella patula*), die große

Morchel (*Morchella gigas*), die Stockmorchel (*Helvella esculenta*), die Herbstmorchel (*Helvella leucophaea*), der Pilzling (*Boletus edulis*), der Hallimasch (*Agaricus Lepiota polymices*), der Goldbrätling (*Agaricus Lactifluus ruber*), der Röhrling (*Merulius Cantharellus*), die schwarze Trüffel (*Tuber cibarium*), die weiße Trüffel (*Tuber album*).

Ferner ist es auch Sanitätsgesetz, daß nur die Pilzlinge, Morcheln, Trüffeln und Champignons im frischen oder getrockneten Zustande, die übrigen obbenannten Gattungen aber nur im frischen Zustande allein, und zwar unzerstückelt zu Markte gebracht und verkauft werden dürfen.

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

(Von Dr. Hermann.)

(Fortsetzung.)

Schon um 5 Uhr Morgens brachen wir vom Meierhofs Atakösk auf und kamen am 3. Mai nach einem einstündigen Ritte in Jenischehir (neue Stadt), die 10 Stunden von Brussa in östlicher Richtung entfernt ist, an. Wir stiegen in dem Fremdenhause ab. Der Postdirektor, ein ehrwürdiger Greis, machte uns sogleich seine Aufwartung, und sagte uns, daß wir seine Gäste wären. Er führte uns in sein Haus und setzte uns ein gutes Frühstück vor. Unterdessen ging der Cavaş zum Gouverneur, und theilte ihm den Zweck unserer Ankunft mit.

Bis zur Versammlung des Rathes sahen wir uns ein wenig die Stadt an. Die Häuser sind alle von Lehm gebaut, und zwei- bis dreistöckig, die Straßen breit und ziemlich rein. Sie wird in ihrer Mitte von einem Bache durchflossen. Wir besahen den kleinen Bazar, wo man so ziemlich die gewöhnlichsten Artikel des Orients, einige Kaffeehäuser und Barbierstuben findet, auch war in seiner Nähe ein Hamam oder Schwitzbad.

An dem östlichen Ende der Stadt ist ein großes, steinernes Imaret (Wohlfühlthätigkeitsanstalt zur Speisung der Armen). Sie ist die Hauptstadt des Kreises von Jenischehir, zu dem 40 Dörfer gehören, hat 800 türkische und 30 armenische Familien, 11 Stadtviertel, eben so viele Moscheen und eine armenische Kirche. Ihre Produkte sind Seide, (Pekmes Blutegel), viele Rinder, Schafe und Pferde. Die ganze Garnison besteht aus 15 Ketif (Landwehrsoldaten). Wir trafen auf zwei Italiener, die aus den nahen Seen Blutegeln einsammelten. Sie kaufen die Dcca zu 30 Piastern. Eine Dcca mag 1000 Stücke enthalten. Ein Polizeisoldat rief uns jetzt in das Consilium. Sein Präsident ist der Gouverneur des Kreises, der Vice-Präsident ein Bin-Baschi d. h. Major, der sich mit den Polizey- und Militärangelegenheiten beschäftigt, hiezu kamen der Kadı, der die Rechtspflege ausübt, die übrigen Mitglieder, 5 Türken und 1 Armenier. Der Feriman und das Kuruldud des Pascha wurden auf die schon früher beschriebene Art vorgelesen. Auf unsere Frage, ob Pest hier sei, erhielten wir eine verneinende Ant-

wort. Seit einem Jahre habe sich diese Krankheit hier nicht mehr gezeigt. Wir schickten nach dem Arzte der Stadt. Ein alter Türke erschien, der keinen Begriff von Arzneikunde hatte, bloß einige Medikamente und Krankheitsnamen kannte; er war der einzige Aeskulap in der ganzen Stadt. Auch er versicherte uns, daß keine Pest hier herrsche, wohl aber die Blattern. Obwohl schon viele Personen daran erkrankten, seien doch bloß 5 Kinder in diesem Monate gestorben. Im Sommer seien die kalten Fieber häufig.

Nun machten wir den Gouverneur und den Rath mit den Sanitätsgesetzen bekannt, und schärften ihnen ihre strenge Handhabung ein. Wir befahlen ihnen, keinen Todten eher begraben zu lassen, als bis ein Todtenschein vom Arzte ausgestellt, in welchem die Krankheit und ihre Dauer bemerkt, und bei dem Gouverneur abgegeben worden sei, ferner, daß der Gouverneur alle 15 Tage seine Todtenregister an die Intendanz in Brussa einschicken müsse, daß die Reinlichkeit der Straßen handzuhaben sei, daß auf den Reiseväßen immer der Gesundheitszustand des Kreises angegeben werden müsse, daß Reisende, von compromittirten Provinzen kommend, nicht in die Stadt aufzunehmen seien, vor ihr bleiben müssen, wo man sie mit Nahrungsmitteln versorgen könne, und dann der nächsten Quarantain-Anstalt zuschicken müsse, daß, im Falle die Pest in einem Hause oder Dorfe sich zeige, dieses zu schließen, jenes mit Wächtern zu umgeben sei. — Nachdem dieses geschehen, mußte uns der Kadi einen Isam ausstellen, d. h. ein gerichtliches Zeugniß, daß wir uns vor dem Rathe präsentirt, wo der German gelesen und die Sanitätsgesetze bekannt gemacht wurden, und daß im Kreise Jenischehir keine Pest herrsche. Um mich noch besser von dem Gesundheitszustande zu überzeugen, ließ ich mich vom Arzte zu mehreren Kranken führen, fand einige gastrische Fieber und blatternkrankte Kinder. Ich hörte den Ausruf der Leute zur Reinigung der Straßen ausrufen, und beim Abgehen sahen wir alle Leute mit Kehren beschäftigt.

Nachmittags um 3 Uhr nahmen wir frische Postpferde, sagten unserem braven Wirthe Adieu, und ritten nach dem 4 Stunden entfernten Marktflecken Jarhisar. Der Weg führte zwei Stunden lang durch eine mit Maulbeerbäumen bepflanzte, von einem Flüsschen durchströmte, mit vielen Dörfern besetzte Ebene. Hier war die Vegetation im Vergleiche mit Brussa etwas zurück. Die Blätter der Bäume begannen eben erst sich zu entfalten. Wir hatten heute 10° + R. Schatten. Nun windet sich die Straße zwei rauhe Bergketten hindurch, steigt dann einen felsigen Berg hinauf, in der Tiefe rauschten Waldbäche, auf dem Haupte der Felsen zeigten sich einige traurige Fichten. Dieses ist die Straße der reichen Seidenhändler von Brussa und Beskik, und hier fallen häufige Räubereien vor. Da ich beständig im Galopp vorausritt, rief mir Rustem zu, stille zu halten, und unser Befolge abzuwarten, damit wir Alle beisammen wären. Um 6 Uhr kamen wir in Jarhisar, einem freundlichen, aus 100 türkischen Familien bestehenden Marktflecken an. Wir hatten wie gewöhnlich den Cavas als Quartiermacher vorausgeschickt. Gleich beim Eingang des Ortes erschien der Tufecki des Aga, und führte uns in seines Herrn Haus. Der Moasil Bekil (Stellvertreter des Gouverneurs von Jenischehir) Hradzi Emir, ein dicker, freundlicher Greis mit schneeweißem Barte, und lachendem, von Gesundheit strotzendem Gesichte, empfing uns recht

herzlich. Unser Cavas bemerkte, daß dieses noch ein Osman vom alten Schlage sei, und meine Reisegefährten hießen ihn nie anders, als Babom, d. h. mein Vater. Eine reichlich besetzte Tafel mit 8 Gerichten, begleitet von dem freundlichen Gesichte und den Scherzen des Hausherrn, war mehr als hinlänglich unsern Appetit zu stillen. Nach dem Essen versammelte sich der kleine Rath, aus 6 Personen bestehend; der Kadi, der den Ferman las, schien kein großer Gelehrter zu sein, denn er mußte manchmal bedeutend buchstabieren, und wäre ihm Kustem nicht zu Hilfe gekommen, so hätte er die Lectüre nimmer beendigt. Auch lachte derselbe über seinen kauderwelsch geschriebenen Nam. Der Gesundheitszustand des Fleckens war herrlich, keine Pest, keine Wechselfieber, keine Blattern, bloß die Thierseuche hatte vor dritthalb Monaten mörderisch hier gehaust. Den andern Morgen (4. Mai) gingen wir nach der 4 Stunden entfernten Stadt Belezik ab, wo wir schon um 8 Uhr ankamen. Wir stiegen im Rathhause ab, wo uns der Gouverneur bewirthen ließ. Er selbst war krank, und sein erster Sekretär Raschid Bey repräsentirte ihn im Consilium, welches diesmal zahlreich war, weil ihm die Vorsteher der Dörfer, die sich wegen des heutigen Marktes hier befanden, beiwohnten. Auch hier, wie überhaupt in allen Kreisen, befand sich ein Major. Der Kadi, Schakini Efendi war ein moreotischer Türke, sprach sehr gut griechisch, schrieb es auch, und unterhielt sich sehr lange mit mir über das schöne Zretas. Nachdem er den Ferman gelesen, hielt er der versammelten Menge eine geistreiche Rede über den Nutzen der Quarantainen und über die Application der Sanitätsgesetze. Sein Nam war nach Kustem's Urtheil, der beste von allen, und verrieth gründliche Sprachkenntnisse. Auch hier hatte sich seit einem Jahre keine Pest mehr gezeigt; die Blattern herrschen im Kreise, und die Viehseuche hatte vor zwei Monaten großen Schaden gethan. Hier trafen wir endlich eine Art von Arzt, einen Constantinopolitaner Apotheker, der hier seit einigen Jahren die Medizin ausübte. Er bemerkte mir, daß die herrschenden Krankheiten im Sommer gastrisch-biliose Fieber und Typhen seien, im Winter rheumatische Entzündungen, Intermittentes sehr selten. Der kranke Gouverneur ließ mich zum Consilium bitten. Ich traf nebst diesem Arzte noch den Quarantain-Arzt von dem 18 Stunden entfernten Kutajah, und man erwartete täglich noch einen dritten Arzt von Brussa. Ich fand ein Asthma durch plötzlich unterdrückte Hämorrhoiden bewirkt, und erklärte es gefahrlos. Hier bemerke ich, daß Hämorrhoiden in dieser Gegend sehr häufig sind, fast in jeder Stadt, in jedem Flecken konsultirte mich ein Kranker deswegen, während ich nie wahre Gicht (arthritis) sah. Die Stadt liegt in einem, von bebauten Hügeln eingeschlossenen Thale, hat 1000 türkische, 300 armenische und 50 katholisch-armenische Familien, 15 Moscheen und 1 große armenische Kirche. Sie ist die Hauptstadt des Kreises Belezik, der 45 Dörfer und Flecken enthält. Die Straßen sind breit, die Häuser von Stein und groß, und es scheint große Wohlhabenheit hier zu herrschen. Das Hauptprodukt ist die Seide. Sie hat einen großen Bazar. Sonntags ist großer Markt, der weit und breit berühmt und wohin von allen Seiten Anatoliens eine große Menge Volkes zusammenströmt. Auf meinen Vorschlag hat das Sanitätscollegium beschlossen, hier eine Sanitätsanstalt zu errichten, deren keine einzige im Süden des Paschaliks existirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle.

Von Jos. Hausner, Dr. der Medizin und Chirurgie, Magister der Geburtshilfe und Augenheilkunde, und k. k. Regimentsärzte.

(Fortsetzung.)

Gebrauchsarten des Wassers und Tagesordnung. In Pierawarth wird hauptsächlich gebadet, weniger getrunken. Diese Maxime scheint schon lange befolgt worden zu sein; nachdem der verstorbene Besitzer erst die jetzt bestehende Trinkanstalt errichtet hat. Nachdem es allerdings wahr ist, daß bei den meisten Uterinfrankheiten, mit denen die größte Anzahl der dieses Bad bis nun besucht habenden Frauen behaftet waren, die äußere Anwendung des Heilwassers vor der innern den Vorzug verdiene, so ist doch selbst bei diesen Formen auf eine geregelte innere Kur zu sehen, wenn man sie auch nur als Beihilfe betrachtet, damit sie nicht der Willkür der Patienten in Bezug auf die Zeit und Quantität des Wassertrinkens anheimgestellt bleibe. Doch, abgesehen von diesen Krankheitsformen, welche die Bäderkur vorzüglich indiciren, gibt es doch noch so viele Andere, die unstreitig, man denke an Pyrmont, Spaa, Recoaro u. s. w., die innere Anwendung des eisenhaltigen Wassers vorzugsweise erheischen, und wo die Bäder allerdings noch als nützliche Beihilfe mit gebraucht werden können. Es wäre demnach wünschenswerth, auch hier der Trinkkur mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, und ihre Anwendungssphäre gehörig zu bezeichnen.

Man badet gewöhnlich früh, Anfangs eine halbe, dann eine ganze Stunde lang bei einer Temperatur von $+ 24^{\circ}$ oder $+ 23^{\circ}$ R., doch sucht man nach und nach die Bäder noch kühler zu nehmen, zu $+ 22^{\circ}$ bis $+ 20^{\circ}$ R., wobei man sich aber gehörig bewegen und reiben muß. Nach dem Bade, schnell und gut abgetrocknet, wird auf sein Zimmer geeilt, und sich eine bis anderthalb Stunden Ruhe gelassen, und darauf sein Frühstück zu sich genommen.

Die Bäder werden in der Regel nach der Ordination des Badearztes täglich gebraucht; doch wird sich hier individualisirend nach dem Grade des Reizvertrages des Patienten und der Einwirkung des Bades gerichtet, so daß manchmal den dritten oder vierten Tag ausgesetzt werden muß.

In Einem Tage zweimal zu baden, ist wegen zu starker Aufregung nicht rätzlich, und bei schwächlichen Personen gewiß schädlich.

Die ganze Bäderkur, welche natürlich nicht für Jeden gleich lang ist, wird in 30, 35 bis 40 Bädern absolvirt.

Haben die Patienten ihr Frühstück so ziemlich verdauet, ungefähr nach einer oder anderthalb Stunden, welches gewöhnlich ein Kaffee mit Milchrahm*) ist, so werden einige Gläser Wasser getrunken, und dazwischen im Garten promenirt**).

*) Die Milch ist an manchen Orten beim innern Gebrauch der Eisenwässer verpönt.

***) Bei der innern oder Trinkkur, die, wie oben gesagt, bei manchen Leiden den Vorzug vor der äußern hat, wenn auch letztere mit ersterer zu verbinden wäre, würde ich anders verfahren. Der Kranke würde früh auf nüchternen Magen mit einem Glase Wasser den ersten Tag beginnen, und würde alle 2—3 Tage nach dem Verträglichvermögen des Magens um 1 Glas steigen, so daß bis zur Hälfte der Kurzeit, d. i. in 15—20 Tagen, der Kranke auf 6—8 Seitelgläser käme, und so wieder herabstiege. Zwischen jedem Glase Wassers würde eine Viertelstunde promenirt werden, um Zeit

Die Mittagszeit tritt gewöhnlich zu früh ein, und ruft die Gäste, welche nicht immer denken, daß ein Eisenwasser auch der Verdauung bedarf, zum Speisen, welches von den Gästen des Hauses entweder im Speisesaale, der im Sommer sehr kühl ist, oder in der offen in den Garten gehenden Sophien-Halle*), oder auf ihren Zimmern vorgenommen wird.

Nach Tische pflegt sich ein großer Theil auf Sopha oder Bett auszuruhen, ohne zu schlafen, den Männern, deren es im Ganzen wenige gibt, steht eine Partie Billard zu Gebote. Gegen 4—5 Uhr klingen öfters schon wieder die süßen Töne der Kaffeetassen, oder man scheidet sich an, eine Promenade auf den Kaffeberg, gegen die Kirche, oder den der Chaussee ausweichenden Fußsteig durch das angenehme Thal nach G a u n e r s d o r f zu machen, oder man sieht einzelne Pärchen gegen Osten zu wandern, um in einer der Mühlen oder dem mehr südlich gelegenen Walde ihr Ziel zu finden. Die Equipagen fahren auf der nahen Chaussée nach G a u n e r s d o r f, oder gegen den Wald, der sich bis an die Hauptstraße lehnt, oder gegen Osten nach Schweinbarth oder Wagen, welches letztere, dem Herrn Grafen Kinský gehödig, mit einem schön gelegenen Schlosse versehen, eine ausgezeichnete Lage hat. Die Fußgänger des Westens vereinigen sich dann gewöhnlich unter dem, Schatten und Kühle wie eine schöne Aussicht gewährenden großen Kastanienbaume des Schubert'schen Wirthshauses, und erwarten hier bei gutem Biere von Jedlersee den Abend, der sie in ihre nahen Behausungen ruft.

zur Verdauung zu gönnen und dem sich einstellenden Triebe der Harnexcretion folgen zu können. Seringgradigen, sich Anfangs einstellenden Uebelkeiten, wie es beim Trinken jedes frischen Wassers auf nüchternen Magen Statt hat, begegne man mit einer Tasse Suppe, Kamillenthee oder einer halben Schale leichten Kaffee. Erst eine oder anderthalb Stunden nach dem letzten Glase nimmt man sein Frühstück ein, wozu besser eine Rindsuppe, ein weiches Ei mit Semmel, als ein Milchkaffee paßt. (In Recoaro im Venetianischen wird schwarzer Kaffee getrunken.) Zum Bade wird dann erst nach zwei bis dritthalb Stunden, nach vollkommen verdaulichem Frühstück geschritten, und so verfahren, wie es oben bemerkt wurde.

Anmerk. d. Verf.

*) Diese Halle wurde zu Ehren Ihrer K. K. Hoheit, der Frau Erzherzogin Sophie, die das Bad hier gebrauchte, hergerichtet.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e .

— Zunahme der Aerzte in Paris. Nach dem neuesten Register hat die Zahl der Aerzte in Paris seit vorigem Jahre wieder bedeutend zugenommen; es finden sich nämlich 102 neue Aerzte recipirt, während nur 25 im vorigen Jahre verstorben sind; also ein Zuwachs von 77.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der M i g o t i ' s c h e n Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonniert man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 71. Donnerstag, den 3. September 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber die Taubstummen in Steiermark. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Perawarth und seine eisenhaltige Heilquelle. — Gemeinnützige Nachricht. — Miscelle.

Ueber die Taubstummen in Steiermark.

Von Dr. Weiglein in Grätz.

Im Jahre 1831 wurde die große Zahl von Wohlthätigkeits-Anstalten, deren sich Grätz erfreut, durch ein Institut für Taubstumme vermehrt. Bekanntlich wird das Gebrechen der Taubstummheit in Gebirgsländern am häufigsten beobachtet, und wenn in Tirol unter 1237 Einwohnern, in der Schweiz unter 600 Einer daran leidet, so ist dies Verhältniß in der Provinz Steiermark noch ungünstiger. Unter einer Bevölkerung von 906,602 Einwohnern zählte man im Jahre 1836: 2097 Taubstumme, so daß der Vierhundertzweiunddreißigte der ganzen Population mit diesem Gebrechen behaftet ist. Nach einer summarischen Uebersicht, die ich der Güte des Herrn Gubernialrathes, Edlen von West, verdanke, kommen in der Hauptstadt Grätz auf 39,772 Seelen 26 Taubstumme; im übrigen Theile des Grätzer Kreises auf 287,028 S. 616 Taubst., im Judenburger Kreise auf 99,634 S. 691 Taubst., im Brucker Kreise auf 71,296 S. 277 Taubst., im Marburger auf 206,508 S. 250 Taubst., im Cillyer Kreise auf 202,405 S. 237 Taubst.

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß die Zahl der Taubstummen in Grätz auch relativ am geringsten ist, und in Untersteier im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung fast dreimal kleiner, als in den übrigen Kreisen. Im Kreise Judenburg sind sie am zahlreichsten, was offenbar mit dem dort endemischen Cretinismus zusammenhängt. Unter der ganzen Anzahl

von 2097 Taubstummen befanden sich 436 in einem Alter zwischen 6—12 Jahren, und 303 davon waren unterrichtsfähig.

Bei einer so großen Menge von Taubstummen in der Provinz Steiermark war eine Anstalt für diese Unglücklichen um so unentbehrlicher, als sie gerade unter der gemeinen und dürftigen Klasse am häufigsten vorkommen. Die Geschichte ihrer Entstehung gleicht jener der meisten Wohlthätigkeits-Anstalten. Franz H o l d h e i m, Einer von jenen Männern, die ihre Nächstenliebe nicht auf den kurzen Raum des Lebens beschränken legte dazu den Grund durch Errichtung von 10 Stipendien für Taubstumme. Die Herren Stände, stets bemüht, jede nützliche Unternehmung für Steiermark zu begünstigen, brachten die Idee des Stifters zur Ausführung; sie errichteten neue Stipendien, sendeten einen Weltgeistlichen zur Instruktion nach Wien, besoldeten einen Lehrer und Institutsdiener und bestritten die Kosten für Einrichtung des Locales und für die Miete. Bald fanden sie Nachahmer ihrer Freigebigkeit in mehreren Privaten, welche bedeutende Beiträge lieferten.

Mit der Errichtung des Instituts bis 1840 im Monate Mai betrug die Zahl der aufgenommenen Zöglinge 97, von denen 52 bereits entlassen wurden, 34 unter ihnen erhielten Unterricht in der Anstalt, wurden aber außer derselben verpflegt. Die Zahl der nach der Geburt taubstumm Gewordenen beträgt beinahe die Hälfte; bei den Meisten waren Blattern, Scharlach, Ohrenfluß, Frieseln oder mechanische Erschütterung des Gehirns die Ursachen; eben so betrug die unehelichen taubstummen Kinder wenigstens das Drittheil von Allen. Wenn in der Anstalt selbst nur wenige Erkrankungen vorkommen, so verdankt man es der zweckmäßigen physischen Erziehung der Kinder; am häufigsten wurden katarrhalische Augenentzündungen beobachtet, was in ungünstigen Localitäts-Verhältnissen begründet scheint. Auch jene Bemerkung fand man bestätigt, daß Taubstumme vorzüglich zu Leiden der Athmungsorgane disponirt sind.

Die meisten Zöglinge kommen aus Obersteier, besonders aus Ortschaften, in denen sich Hammerwerke befinden; die wenigsten und fähigsten aus dem südlichen Theile des Landes. Kinder, deren Taubstummheit mit Cretinismus zusammenhängt, werden natürlich nicht aufgenommen; eben so wenig solche, die das siebente Jahr noch nicht erreicht, oder das vierzehnte schon überschritten haben. In der Regel dauert ihr Aufenthalt in der Anstalt 6 Jahre, nach vollendetem Unterricht werden die Meisten von ihren Eltern zu einem Handwerke bestimmt. Uebrigens ist in der innern Organisation der Anstalt das Wiener Institut zum Muster genommen. Die Kosten für Verpflegung und Kleidung des einzelnen Taubstummen betragen für 10 Monate 95 fl. C. M.; in den zweimonatlichen

Ferien werden die Zöglinge nach Hause entlassen. Sie werden durchaus auf gleiche Weise verpflegt, und nicht nur für ihre geistige, sondern auch für ihre physische Ausbildung wird die eifrigste Sorge getragen. Man vermeidet es absichtlich, sie an Bedürfnisse zu gewöhnen, die ihrem Stande nicht angemessen sind. In der Anstalt werden sie außer den Lehrstunden auch zu Haus- und Garten-Arbeiten angehalten; die Mädchen erhalten überdies Unterricht in weiblichen Arbeiten.

Schon die jährliche Zunahme der Zöglinge dürfte für das erfreuliche Gedeihen der Anstalt einen Beweis liefern; aber noch mehr bürgt die einsichtsvolle Leitung des verdienten Herrn Direktors Stischner dafür, daß die wohlthätige Absicht des Stifters vollkommen erreicht werde.

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

(Von Dr. Herrmann.)

(Fortsetzung)

Um 3 Uhr Mittags setzten wir mit frischen Postpferden unsere Reise nach dem 6 Stunden entfernten Sö gü t fort. Weg und Pferde waren gut, so daß wir schon um 6 Uhr Abends dort ankamen, wo wir in einem griechischen Hause logirten. Die hiesigen Griechen sprechen, wie die meisten ihrer Nation im Innern Asiens, kein Wort griechisch. Ihre Sprache ist die türkische, die sie mit griechischen Lettern, die sehr den altgriechischen ähneln, schreiben. Messen und Bibel werden türkisch gelesen. Nach dem schon oft beschriebenen Examen stellte sich heraus, daß die Stadt völlig gesund sei, welches auch der Arzt, ein griechischer Charlatan, der sich für einen Hippokrates hielt, weil er in Griechenland in einer Apotheke zwei Jahre als Stöber gedient, und schlecht griechisch schwätzen erlernt hatte, bezeugte. Sö gü t hat 600 türkische und 50 griechische Familien, und ist sehr von Reisenden besucht, weil es auf der Hauptstraße von Syrien nach Constantinopel liegt. Die hiesigen Türken sind sehr hübsche Leute, und der bunte Turban, in mannigfaltigen Windungen um den Kopf geschlungen, gibt ihren ausdrucksvollen Gesichtern ein recht energisches Ansehen. Hier sei auch bemerkt, daß die Fez und neu eingeführte fränkische Bekleidung in Kleinstädten bloß von den Angestellten getragen wird, das Volk hat den Turban und seine Nationalbekleidung beibehalten. — Den andern Tag kamen wir nach dem 6 Stunden von hier entfernten Marktstücken Inhisar, aus 200 türkischen Familien bestehend. Da wir außer Blattern keine ansteckende Krankheit hier fanden, ritten wir Mittags 2 Uhr wieder ab. Hier war die letzte Poststation. Wir entfernten uns nun von der Hauptstraße, und zogen uns nach Süden in's Innere. Rustem bemerkte mir, daß wir nun mit großer Vorsicht und Politik handeln müssen, um uns keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen; denn wir kämen jetzt zu Leuten, die von Civilisation und dem neuen Systeme nichts wüßten, zu Türken. („Türken“ heißen die jetzigen Türken jeden rohen Menschen.) Auch dürften wir nicht gleich

den Zweck unserer Reise zu erkennen geben. Er gab dem Cavaş den Befehl, mich in den Dörfern als einen vom Gouvernement geschickten, berühmten Arzt anzusagen, welcher reise, um die Kranken unentgeltlich zu heilen.

Der Weg führt beständig längs des Sakarias, eines der größten Flüsse Anatoliens. Er entspringt in der Nähe von Konia, und fällt bei Nicomedien in's Meer. In Hinsicht seiner Breite und seines Laufes möchte ich ihn mit dem deutschen Main vergleichen. Er ist ziemlich tief, allein seine reißenden Wässer gestatten keine Schifffahrt. Wir verfolgten ihn 18 Stunden stromauf- und 3 Stunden stromabwärts. Seine gelben Wellen benezen ein liebliches, einige Stunden breites, fruchtbares, mit vielen Dörfern besetztes Thal, das auf beiden Seiten von mittelmäßig hohen Bergen eingeschlossen ist. Unser heutiger Weg führte hart an ihm hin, zwischen Aekern und Gärten hindurch. Hier war völliger Sommer, die Sonne schien warm (16° + R. Schatten), die Aepfel, Mandel- und Pfirsichbäume prangten mit bunten Blüten, die Maulbeer- und Feigenbäume hatten ihre Blätter entfaltet, und das Korn schaute mit seinen grünen Halmen hoch aus der Erde heraus. Wir kamen mit Sonnenuntergang in dem 4 Stunden von Inhisar entfernten türkischen Dorfe Alfat an, welches aus 150 Familien besteht; hier in den Dörfern des Sakarias gibt es keine Aga's, ihr Chef ist der Ichtiar, d. h. der angesehenste Greis des Dorfes. Er kam uns mit freundlichem Gesichte entgegen, die ihn umgebenden Landsleute, die in ihren schneeweißen Turbanen frische Frühlingsblumen stecken hatten, riefen uns ein herzliches „Chosch geldin, sefa geldin,“ (du kommst willkommen, du kommst zur guten Stunde), entgegen, und führten uns in ein reinliches Haus, wo man uns ein geräumiges Zimmer gab, dessen Boden mit Teppichen und Kissen belegt war. Am Abend gab man uns ein festliches Mahl. Hier bietet sich die Gelegenheit dar, die Manier der Orientalen, zu speisen, zu beschreiben. Auf einem niedern Stuhle ward eine große Metallplatte, die Stelle des Tisches versehend, gesetzt. Nachdem wir uns Gesicht und Hände gewaschen, setzten wir uns mit gekreuzten Beinen auf die auf dem Boden liegenden Kissen um den Tisch herum. Eine lange, mit Goldstickerei verbrämte Serviette wurde über die Schoße der ganzen Tischgesellschaft geworfen. Unsere Tischgenossen waren der Hausherr und zwei Greise des Dorfes. Die Söhne derselben standen schweigend mit brennenden Kienspänen da, um uns während des Essens zu leuchten, und die des Hausherrn bedienten uns während des Mahles. Nun kam die Suppe in einer großen zinnernen Schüssel (Teller, Messer und Gabel kennt man nicht), aus der sie mit hölzernen Löffeln gegessen wurde, dann verschiedene Gerichte von Fleisch, Hühnern, Gemüsen. Das sehr weich gekochte Fleisch wurde mit den Händen gerissen; Jeder fuhr mit einem Stück Brot bewaffnet, in die gemeinsame Schüssel, und holte sich seinen Bissen heraus.

Den Beschluß machte, wie gewöhnlich, Bulaf, d. h. in Wasser gekochter Reis, der dann mit Butter abgeschmolzen wird, mit dem auch gleichzeitig Scherbet gegessen wird. Scherbet ist eine süßliche, wässerige Abkochung der gedörrten Weintrauben, in welchem auch die Beeren liegen. Nach vollendetem Mahle knieten sich die Söhne auf den Boden vor den Gästen nieder, große metallene Waschbecken, Seife und Handtücher präsentirend, Jedermann wusch sich, dann wurden Kaffee und gefüllte brennende Pfeifen gereicht. Nach und nach

füllte sich das Zimmer mit Besuchern, Jeder bekam seinen Kaffee und eine brennende Kohle auf die mitgebrachte Pfeife. Wir wurden nicht mit unbescheidenen Fragen über den Zweck unserer Reise, über Neuigkeiten belästiget; die Unterhaltung zog sich ruhig und familiär fort, als wohnten wir schon zehn Jahre im Dorfe. Zulezt erschien noch ein Erzähler, der die Gesellschaft eine Zeitlang mit Märchen und Schnurren unterhielt, und schon war Mitternacht vorüber, als die Gesellschaft aus einander ging. So viel ich mir Mühe gab, einen Kranken zu erforschen, konnte ich doch keinen finden, als unsern dicken Wirth, der an Hämorrhoiden litt. Alle übrigen Einwohner waren frisch und gesund. Rusem ging mit mir nach dem Kirchhofe, wo wir die Gräber beobachteten. Alle waren mit hohem Grase bewachsen. An solchen Orten, wo kein Arzt war, untersuchten wir die Leichenäcker, um uns von der Mortalität zu überzeugen. Fanden wir frische Gräber, so stellten wir die genauesten Nachforschungen über die Krankheit des Verstorbenen an. Vor drei Monaten war die Epizootie hier.

Um zehn Uhr Morgens verließen wir diesen gassfreien Flecken, und kamen nach einer halben Stunde an den Ort, wo wir über den Fluß setzen mußten. Wir bestiegen ein schlechtes Schiff, welches die Schiffer mittelst einer über den Fluß gespannten Rolle mit großer Kraft und Anstrengung an's andere Ufer zogen; mit Fahrbäumen und Rudern kann man nicht übersetzen, das Schiff würde von der Flut stromabwärts getrieben werden; vor acht Tagen beim hohen Wasserstande riß diese Rolle, das Schiff wurde fortgerissen, schlug um, und acht Personen ertranken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pierawarth und seine eisenhaltige Heilquelle.

Von Joseph Hausner, Dr. der Medizin und Chirurgie, Magister der Geburts-
hilfe und Augenheilkunde, und k. k. Regimentsärzte.

(W e s t l u h.)

(Was die Krankheiten betrifft, die den Gebrauch der Pierawarther Heilquelle erzeugen, so geht der Herr Verfasser in dem uns diesfalls eingefendeten Aufsätze in medizinische Details ein, die wir, weil sie von unsern nichtärztlichen Lesern theils gar nicht, theils mißverstanden werden könnten, übergehen müssen, da wir ohnehin voraussetzen können, daß Niemand ohne in vorhinein eingeholten ärztlichen Rath zum Gebrauche einer Heilquelle sich entschließen wird. Indessen können wir nicht umhin, eine wichtige Bemerkung des Verfassers, welche die Zerstörung eines Vorurtheiles beabsichtigt, hieher zu setzen. Nachdem er nämlich die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes aufzählt, in welchen diese Heilquelle wohlthuend wirkt, fährt er fort:)

»Die besondere Heilkräftigkeit in derlei Krankheitsformen, der Mangel einer erschöpfenden Monographie über diese Quelle, so wie ihre chemische Analyse, im Vereine mit der bekannten Ruhm-Redseligkeit der Frauen in Bezug auf die ihnen gewordene Genesung, haben den hohen aber einseitigen Ruf dieser Quelle auf Kosten der allgemeinen Benützung für die Männerwelt begründet, so zwar, daß man gegenwärtig nur wenige Männer in Pierawarth sieht,

welches dem Badeleben einen bedeutenden Abbruch in gesellschaftlicher Beziehung gibt. Ich hoffe, daß es heut zu Tage keiner Auseinandersetzung bedarf, daß die Männer eben so gut wie die Frauen, an Schwäche-Krankheiten leiden, und für jene die tonische Kraft des Eisens so gut wie für diese passen muß, eben so wie das Eisen nicht bloß Stärkungsmittel für das Sexual-System ist, sondern auch in vielen andern Krankheiten der Männer und Frauen seine vorzügliche Wirkung entfalten kann.

Es sollte demnach den Aerzten daran gelegen sein, diese an das Lächerliche grenzende Meinung von diesem Bade zu beseitigen, und eine allgemeine Benutzung für die Menschheit zu begründen.»

Diätisches Verhalten während und nach der Badekur. Ohne geregeltes, der Krankheitsart und dem als Medicament gebrauchten Heilwasser entsprechendes Verhalten ist auch in Pierawarth keine vollkommene Heilung zu erwarten, daher jeder Kranke diese Vorschriften genau von dem jeweiligen Bader, te einzuholen und sich darnach zu richten hat.

Dieses Verhalten geht sowohl den Körper als auch den Geist und das Gemüth an.

1. Das psychische Verhalten anbelangend, so muß jeder Badegast, der zur Erholung und Stärkung seines Körpers hieher kommt, all' seinen Kummer und seine Sorgen zu Hause lassen, alle Vergernisse vermeiden, kurz das Leidenschaftliche muß entfernt gehalten werden. Aufregungen durch Lesen erotischer Briefe und Bücher, und dergleichen, müssen gänzlich unterbleiben. Männer, deren Beschäftigung mehr geistig war, müssen sich Anfangs ganz, später doch so beschränken, daß sie nur Leichtes, Angenehmes, keine Reflexion Erforderndes lesen; kurz jede geistige oder gemüthliche Anstrengung muß unterbleiben, um nicht die geringe Kraft des Patienten zu erschöpfen. Die geräuschlose Stille, die fruchtbare, angenehme, unverkünstelte Natur, die nicht ermüdenden Spaziergänge, gesellschaftliche Vereinigung, bieten die Zerstreuung dar, welche man dem geschwächten Körper erlauben darf; und nur manchmal, die Zeit des Trinkens, Badens, Essens und Verdauens ausgenommen, widme man sich einer leichten, angenehmen Lectüre, z. B. der Zeitung, Journale; Romane müssen für reizbare und geschlechtskranke Personen besonders entfernt bleiben.

2. Das körperliche Verhalten schreibt Folgendes vor:

a) Die Diät bei mehr reizbaren Damen sei leicht verdaulich, nährend, sehr wenig gewürzhaft; bei torpiden, phlegmatischen Individuen kann sie etwas reizender, stärkender sein, z. B. gewässerter Wein, während jene nur Wasser trinken dürfen.

Im Allgemeinen sind Rindsuppen, Bouillons, gutes, weiches Rind-, Kalb-, Hühnerfleisch, Wildbrät, ein weiches Ei, sehr zartes Gemüse; bei reizbaren Individuen einige leichte Mehlspeisen, bei phlegmatischen aber nicht, oder nur ausnahmsweise, gedeihslich; zum Tranke ist nur Wasser oder mit Wasser verdünnter Oesterreicher Wein erlaubt.

Unverträglich mit der Kur sind fettes, hartes Rindfleisch, ferner Aenten, Gänsefleisch von gestopften Thieren; Würste, Schweinefleisch, Hülsenfrüchte, grobe Mehlspeisen, fette Käse, Salate, besonders Gurkensalat, und im Durchschnitt fast alle Obstsorten, von denen die feineren Arten, z. B. Kirschen, Erdbeeren,

Heimbeeren, Aprikosen, nur in kleiner Quantität, und zwar nur Nachmittags, wenn kein Mineralwasser getrunken wird, erlaubt werden können.

Was das Getränke betrifft, so ist reizbaren Damen, die an Uterinkrankheiten mit hysterischer Nervensimmung und an Wallungen leiden, der Kaffee nicht zuträglich; besser vertragen ihn phlegmatische, torpide Individuen, die auch Wein, ein leichtes, gut ausgegohrenes Bier in mäßiger Menge zu sich nehmen dürfen; Crethitischen ist auch, aber nur spät Nachmittags, ein Glas Milch erlaubt, wenn darauf noch ein Spaziergang gemacht wird. Zu bemerken ist noch, daß das Mineralwasser nicht zum gewöhnlichen Getränke dienen darf, und es als Medicament zu betrachten ist.

b) Bewegung und Ruhe; je schwächer und reizbarer der Kranke, desto mäßiger muß die Bewegung, desto länger die Ruhe sein. Die mäßige, innerhalb den Grenzen der Anstrengung und Ermüdung bleibende Bewegung ist dem Körper zuträglich, die mäßige Uebung der Muskelkräfte stärkt sie nach und nach, wenn immer Zeiträume der Erholung eintreten können. Hat sich der Kranke mehr, besonders gegen das Ende der Kur, erkräftigt, so wird ihm Bewegung mehr zu empfehlen sein. Daher hat die Natur Pierawarth nur mit Thal, sanften Anhöhen und mit der Ebene versehen, um dem schwachen Kranken die Uebertretung dieser Vorschriften nicht so reizend zu machen.

c) Der Schlaf ist das Stärkungsmittel für den Erschöpften und für den Schwachen, und um so mehr nothwendig, je mehr sensible Schwäche vorwaltet. In Pierawarth gehe man zeitlich, z. B. um 9 Uhr zu Bette, und stehe um 6 Uhr auf; man gehe nicht mit vollem Magen schlafen, deshalb man auch nach dem Diner nur ruhen, aber nicht schlafen soll, weil sich leicht Kopfweh, Mattigkeit einstellt.

d) Die Luft ist eines der besten Stärkungsmittel für den Schwachen; sie vermehrt den Appetit, stärkt die Verdauung, befördert die Drydation des Blutes und den Kreislauf, härtet die Haut ab, mäßiget die abnorme Nervenreizbarkeit, und der Aufenthalt in freier Luft ist mit andern wohlthätigen, auf Geist und Körper wirkenden Einflüssen vergesellschaftet, die in der freien Natur liegen. Daher der Kurgast, wenn schöne, heitere Tage sind, sich wenig im Zimmer aufhalten, und dieses göttliche Mittel genießen soll.

Der in die Heimat rückkehrende Gast bleibe Anfangs, besonders wo die heilsame Nachwirkung langsamer eintritt, noch bei dieser Lebensart, und kehre nur langsamer zu seiner früheren, ebenfalls den Gesetzen der Regelmäßigkeit entsprechenden Lebensweise zurück.

L i t e r a t u r. Kranz, Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie. Wien 1777. S. 46. — Kühn, Systematische Beschreibung der Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands. Breslau 1789. S. 386. — Die besuchtesten Badeörter und Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie. Brünn 1821. I. Theil. S. 28.

Gemeinnützige Nachricht.

Ueber Selbstmord enthalten die Annalen der Staatsarzneykunde einen von Dr. J. Schauble mitgetheilten größern Aufsatz, aus welchem wir folgendes Bemerzenswerthe entnehmen. »Ueberblickt man«, sagt er, »den innern Zustand

der neuern gesellschaftlichen Verhältnisse bei den Völkern von europäischer Kultur, so stellt es sich als eine, in der Geschichte unsers Zeitalters aufgezeichnete und unbestrittene Thatsache heraus, daß aus einer Masse von politischen, religiösen und bürgerlichen Grundsätzen ein Zeitgeist hervorgegangen ist, der von den herkömmlichen Begriffen und Urtheilen über angestammte Rechte und Vorzüge abweicht; ein Zeitgeist, der durch die Oberflächlichkeit seines Bildungs- und Unterrichtsystems den Geist mit Allgemeinheit und Ungründlichkeit verflucht; — sofort ein Zeitgeist, der dem kalten, herzlosen, aber berechnenden Egoismus sich in die Arme wirft; ein Zeitgeist endlich, der über seinen politischen Grundsätzen die religiösen und sittlichen Lebensansichten verdrängt, oft die dringendsten Forderungen der Vernunft verwirft, und am Ende Indifferentismus, Ekel am Dasein, Lebensverachtung und die schrecklichste der Leidenschaften (?), den düstern Selbstmord, hervorruft.“ Ueber den politischen Stürmen für Freiheit und Bürgerthum hat man die heiligen Satzungen des Christenthums unbeachtet gelassen und die sittliche Aufklärung hintangesezt. Wir gehören ferner einer Zeit an, wo man von jedem Stande eine vielseitige Bildung verlangt, wo Vielwissen ohne Gründlichkeit und schlechte Grundsätze durch das Leben einer Menge von frivolosen, übrigens gehaltlosen Büchern, erzeugt und befördert werden; die Philosophie der neuern Zeit hat nicht den Charakter echter und praktischer Lebensweisheit; der schädliche Einfluß der zu hoch und zu früh gespannten Kräfte auf den Körper und die Gesundheit der Jugend ist genug bekannt, aber der Einfluß auf Geist und Herz leider noch zu wenig beachtet worden. Ein anderer Charakterzug unserer Zeit, der leicht Ursache des Selbstmordes werden kann, ist endlich die allzugroße Genuß- und Modesucht.“

M i s c e l l e.

— Aerztliche Staatsprüfungen in den nord-amerikanischen Freistaaten. In Pennsylvanien ist durch Senats- und Kammerbeschluß vom 11. Oktober 1839 eine Art Staats-Prüfungskommission, als medizinisches Collegium von Philadelphia eingesetzt, welche den Unterricht und Studienplan leiten, Examen abhalten und über die Beförderung der Wissenschaften wachen, nie aber eine Fakultät bilden, und mithin von den eigentlichen Schulen unabhängig bleiben soll. Auch müssen die Lehrer, deren Vorlesungen beim Examen zählen sollen, von diesem Collegium anerkannt sein, das den Grad eines Baccalareus und Doctors verleiht. Die Gesetzbestimmungen sind übrigens noch unentwickelt, so daß die Grenzen seiner Pflichten noch nicht anzugeben sind; von Rechten, welche die Gesetzgebung stets ändern oder aufheben darf, außer dem Titulären eines politischen Körpers und Examensporteln ist natürlich keine Rede.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 72.

Montag, den 7. September 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über die neuesten Auffindungen im Gebiete der operativen Orthopädië. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Aphorismen über Behandlung der Irren. — Gemeinnützige Nachricht.

Einige Worte über die neuesten Auffindungen im Gebiete der operativen Orthopädië.

Von Dr. G. von Breuning, Oberarzte am k. k. Invalidenhause in Wien.

Nichts kann wohl erhebender und aneifernder für den Heilkünstler sein, aber auch nichts erfreuender für den Leidenden, als wenn durch scharfsinniges Forschen und umsichtig entschiedene Ausführung die Heilung eines, den menschlichen Körper belastenden Uebels aufgefunden wird.

Hierher gehören die neuesten Fortschritte im Gebiete der Orthopädië, d. h. der Behandlung der Formverunstaltungen des Körpers, und in dieser Beziehung sei es erlaubt, Einiges über die nunmehr aufgedene Heilart der Klumpfüße, so wie Klumphände, des schiefen Halses, und endlich seit jüngster Zeit auch des Schielens, hier zu erwähnen.

Seit dem Bestehen der Heilkunst hat man sich vergebens abgemüht, diese verwandten Krankheiten, und zwar auf den verschiedensten Wegen, zur erwünschten Heilung zu führen, oder man hat dieselben, im Gefühle der erfahrenen Nutzlosigkeit der Behandlungsarten (aller Heilversuche unwerth), für unheilbar gehalten. Die mit solcher Verunstaltung Behafteten wurden entweder in ihrem (oft noch verschlimmerten) Zustande belassen, oder auf Entfernung der Gliedmaße selbst angetragen, wo die verkrüppelte Form störend in die Verrichtungen derselben eingriff, ja diese Operation auch wirklich unternommen *). Wer kennt nicht die verschiedenartigsten Maschinerien,

*) Erst vor wenig Jahren hat Professor Blasius in Halle einem achtzehnjährigen Mädchen einen Klumpfuß amputirt. D. Verf.

Ausdehnungs- und Compressionsapparate, Zug- und Druckmittel und ihre so häufig schädlichen, den zarten Keim der Gesundheit in den früheren Lebensjahren (wo sie eben am meisten in Gebrauch gezogen wurden) untergrabenden Folgewirkungen; wer hätte nicht wenigstens gehört von den vielfach empfohlenen stärkenden, erweichenden oder reizenden Einreibungen, von den Hautreizen, von den stärkenden und erschlassenden Bädern u. s. w., welche bei solchen Kranken theils örtlich, theils allgemein angewendet wurden; wem wäre es endlich unbekannt geblieben, wie man sich und die schielenden Kinder noch bis zur letzten Zeit vergebens abgequält hat, das Schiefsehen der Augen durch Zubinden des gesunden, gerade sehenden Auges, durch Zubalten mittelst Auflegens eines Charpieballens, durch seitliches Ankleben von schwarzen Pflasterchen an die Nase oder vor die Schläfe, oder endlich durch Aufbinden in ihrer Mitte durchlöcherter Nußschalen zu heben u. dgl. m. So geschah es, daß bekanntermaßen Lord Byron mit ungeheiltem Klumpfuße sein unsterbliches Dasein verlebte; so geschah es, daß Hunderte solcher Leidenden ihr Lebtag in den oft wichtigsten Lebensverhältnissen bisher beeinträchtigt wurden. Weniger findet dies gewöhnlich bei den mit schiefem Halse und Schiefsehen der Augen Behafteten Statt, welche Uebel, mehr Schönheitsfehler, nur im höheren Grade mehr oder weniger die Verrichtungen der betreffenden Gebilde hemmen, desto mehr aber bei dem Klumpfuße, welcher im Gebrauche mit der Zeit in immer höherem Grade sich ausbildend, durch häufige, entzündliche Reizung, ja durch seine größere Formverunstaltung immer mehr Schwierigkeiten dem Gehen entgegensetzt.

Mit Schauder denkt man an diese Qualen, wenn man weiß, wie jetzt mit unbedeutenden Schmerzen und geringer Unbequemlichkeit diese Leiden gefahrlos *) gehoben werden.

Die Meisten der Leser werden wohl kaum mehr in Zweifel ziehen, daß ich von der durch Stromeyer in Erlangen (früher in Hannover) wieder aufgefundenen, durch Dieffenbach in Berlin bisher am meisten ausgebildeten Sehne durchschneidung spreche, welche das Heilmittel für sämtliche genannte Formabweichungen abgibt. Für die Behandlung der Klumpfüße, Klump Hände und des schiefen Halses

*) Während bei der neuen Behandlung des Klumpfußes und schiefen Halses, deren ich so vielen während meines Aufenthaltes in Berlin beigewohnt, noch kein Beispiel eines ungünstigen Ausgangs derselben bekannt ist, erfuhr man von jener des Schielens einen einzigen der Art, und zwar bei einer gefeierten Dichterin Berlins; doch versicherte mich ein naher Verwandter derselben und selbst Arzt, daß dieser üble Erfolg lediglich zweckwidrigem Verhalten der Patientin während der Nachbehandlung zuzuschreiben war. Anmerk. d. Verf.

galt es nämlich, vorerst sich Ueberzeugung zu verschaffen, daß die Verunstaltung wirklich in Verkürzung, und daher Verziehung von Seite der Muskelsehnen ihren wesentlichen Grund habe, für die Anwendung dieser Heilart auf das Schielen aber bedurfte es der Kühnheit, diese Operation, nachdem man sie ohnedies bereits auf fast alle oberflächlichen (und verkürzten) Sehnen des Körpers ausgedehnt hatte, auch bis in die Nähe des Auges zu verpflanzen. Geschah Ersteres durch den geistvollen Stromeyer, so wurde Letzteres durch den unternehmenden Dieffenbach ausgeführt, und schuldiger Dank so vieler von ihrem Uebel Befreiter gebührt diesen beiden mächtigen Förderern der operativen Orthopädie.

Um dem nichtärztlichen Leser von der Gefahrlosigkeit dieser Operationen einen allgemeinen Begriff beizubringen, sei mir erlaubt, hierüber Folgendes anzuführen: Die Operation der Sehnedurchschneidung geschieht mittelst eines kleinen gekrümmten Messerchens, und mit einer äußeren Verwundung, die jene eines Aderlasses an Ausdehnung eher nicht erreicht, als übersteigt. Namentlich ist dies bei der am schiefen Halse oder Klumpfuße vorzunehmenden Durchschneidung zu beobachten, wogegen bei jener am Auge, Behufs Hebung des Schielens, es nicht allein nicht darauf ankommt, die kleinstmögliche Verwundung der Bindehaut zu bewirken, sondern es manchmal sogar vortheilhaft sein dürfte, diese in breiterer Ausdehnung zu trennen. Der Zweck derselben ist, die verkürzten Muskelsehnen in ihrer Ganzheit zu trennen, um hierauf durch Dehnung eines (wie bei dem Heilungsvorgange eines Knochenbruches) sich ergießenden und bildenden Zwischenkörpers*) die erwünschte Länge der Sehne und durch fernere mechanische Behandlung die gänzliche Ausgleichung der anderweitigen dadurch in Verunstaltung gezogenen Gebilde bewirken zu können. Dieser Zweck der ferneren Dehnung wird in den drei verschiedenen Fällen von Klumpfuß, schiefem Halse und Schiefstehen eines oder beider Augen auf verschiedene Art und in verschiedenen Zeiträumen erreicht, jedenfalls aber (bei Folgsamkeit von Seite des Kranken) selbst in vorgerückteren Lebensjahren vollkommen erreicht. So z. B. ist der sogenannte Spitz- oder Pferdefuß (der bloß in senkrechter Krümmung, Unvermögen, die Ferse auf den Boden zu setzen —

*) Der ursprünglich unverletzte Muskel (vielmehr dessen Sehne) läßt sich nicht dehnen, sondern jeder derlei Versuche reizt ihn zur Gegenwirkung — zur Zusammenziehung, die ihm als Thätigkeitsübung immer mehr Ausbildung — mehr Kraft — mehr Zusammenziehungsvermögen — verleiht; darin war auch der Grund der Unzulänglichkeit, ja häufig verschlimmernden Wirkung aller früherhin (ohne vorbereitender Operation) unternommener Dehnungsvorrichtungen zu suchen.

besteht) leichter und früher zur Heilung zu bringen, als der (durch weitere seitliche Krümmung nach einwärts sich auszeichnende) Klumpfuß, und beide sind wieder in verhältnißmäßig kürzerer Zeit zu heilen, selbst bei höherem Grade der Formabweichung, sobald die sehnigen Knochenverbindungen desselben nachgiebiger sind, als bei vorhandener straffer Faser desselben, wenn gleich minderem Grade der Verunstaltung.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

Von Dr. Herrmann.

(Fortsetzung.)

Zu dem eine halbe Stunde vom Flusse entfernten Dorfe Kar a Dglan fanden wir keine Pferde, sondern blos Esel und Maulthiere mit hölzernen Sätteln, und Stricken statt Steigbügel. Von nun an ging unser Reise langsam vorwärts; denn man gab uns die Thiere blos von Dorf zu Dorf, wo wir warten mußten, bis sie auf der Weide zusammengefangen wurden. Der Weg führte immer längs dem Flusse hin, manchmal die Berge hinaufsteigend, manchmal die Ebene verfolgend. An den Ufern waren allenthalben, wie am Nile in Aegypten, hohe von Thieren getriebene Wasserräder angebracht, um das Wasser zur Bewässerung der Felder zu schöpfen. Der schöne Fluß mit seinen vielen Dörfern und ihren friedlichen Bewohnern erweckten in mir süße Erinnerungen an die lange nicht gesehene Heimat, an die Thäler des Maines, wo ich meine Jugend verlebte. So durchzogen wir fünf reiche Dörfer, und kamen Abends in dem 6 Stunden von Kar a Dglan entfernten Dorfe Bey - köi an, wo wir übernachteten. Allenthalben dieselbe gute Aufnahme; gleich stellte uns der Älteste der Dörfer Brot, Milch und Scharbet vor, Niemand wollte Geld nehmen. Diese Landleute sind einfache, gutmüthige Menschen — Diebe, Betrüger, Polizeidiener und Gend'arme existiren hier nicht. Jeder Greis ist in seinem Dorfe unumschränkter Herrscher; seine Macht sind die überzeugende Rede und die Liebe und Achtung seiner Mitbürger. In einem Dorfe flohen die Weiber wie aufgeschreckte Rehe vor uns, und heulten und jammerten; denn sie fürchteten, wir wären gekommen, ihnen ihre Kinder zu entreißen und sie zu Soldaten zu machen. Bey - köi liegt auf einer felsigen Anhöhe, von der man den größten Theil des Thales überseht. Es ist arm, und seine Bewohner Ziegenhirten. Ihm gegenüber am andern Ufer liegt ein großes, reiches Dorf mit stattlichen Minarets, umgeben von lachenden Fluren. Trotz ihrer Armuth scheinen diese Leute zufrieden zu sein, und ihre reichen Nachbarn nicht zu beneiden. Sie setzten uns auf, was sie hatten, und machten uns freundliche Gesichter, was ja dem Gaste das Angenehmste ist. Unser Wirth hatte zwei Söhne bei der regulären Armee, von denen er schon seit 7 Jahren nichts gehört hatte. Man kann sich leicht denken, wie schwer es diesen Naturmenschen fallen muß, ihre Kinder zu verlieren, sie in eine ihnen unbekannte Welt gehen zu sehen. Trotz diesem sprach der Mann mit der größten Ehrfurcht von seinem jungen Kaiser. Hier in den Her-

zen dieser echten Osmanen lebt noch die alte heilige Liebe für den Chef des Staates und der Religion. Eben neigte sich die Sonne zum Untergange und beleuchtete noch mit ihren goldenen Strahlen die hohen Felsenzacken des gegenüber liegenden Berges. Da trat der Zman auf einen Felsen (Moschee und Minaret hat dieses Dorf nicht), laut ertönte seine zum Abendgebete rufende sonore Stimme in den umliegenden Bergschluchten, die Hirten verließen ihre Weiden, kehrten dem Dorfe zu, versammelten sich um den Priester, stürzten auf die Knie, und das Gesicht dem Grabe des Propheten Mahomed zugerichtet, schickten sie ihre andächtigen Gebete dem Schöpfer der Welten zu. Diese Scene machte auf mich tiefen Eindruck. In diesem Dorfe herrschten die Blattern und vor 3 Monaten eine Viehseuche.

Am andern Morgen nahmen wir frische Thiere, und kamen nach 4 Stunden in dem Dorfe Düsch-köi an. Hier verläßt der Weg den Fluß und zieht sich bergewärts nach dem 8 Stunden entfernten Karahisar-Nalé. Hier beginnt auch der Kreis von Karahisar.

Nach 3 Stunden kamen wir im Dorfe Gerada an, wo Mehmet Bey der ältere Bruder des Aga von Karahisar-Nalé, der in diesem Dorfe herrschte, uns schnell gute Pferde verschaffte, damit wir heute noch das 5 Stunden entfernte Karahisar erreichen könnten.

Nun ging es beständig bergaufwärts, steile Felsen, Tannenwälder, hohe Berge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt, im Thale rauschende Waldbäche, eine schneidende, kalte Luft (5° + R.) bildeten die Scene. Hier war der Sommer noch nicht gekommen, die Vegetation weit zurück, noch stritt sich der Winter mit dem Frühjahre. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang (7. Mai) kamen wir endlich an dem Ziele unserer Reise an. Der Aga nahm uns in seinem Hause als Gäste auf. Denselben Abend noch sendete er Eilboten in die Dörfer des Kreises, am andern Tage alle ihre Vorsteher zu versammeln.

Am Morgen untersuchte ich die Kirchhöfe, und fand bloß alte Gräber. Ein gutes Omen! Dann stellte ich eine allgemeine Hausvisitation an, und fand bloß mehrere an Hämorrhoiden Leidende und einen mit Lungenschwindsucht befallenen Mann. In diesem Kreise, wie auch in dem folgenden Gebirgstreifen Torbale, kamen häufige Phthysen vor, während sie in den übrigen Kreisen des Paschaliks, die Stadt Brussa ausgenommen, eine seltene Erscheinung sind. Die häufige Bildung der Hämorrhoiden schreibt man dem Wasser zu, welches, wie ich an mir selbst beobachtete, den Stuhl anhält, aber häufiges Uriniren bewirkt. Ich untersuchte es mit dem Areometer und fand 15°. Sein Geschmack ist etwas süßlich. Blattern herrschten hier und in dem ganzen Kreise nicht. Auch hatte sich die Epizootie nicht in diesem Gebirgstreife gezeigt. Im Winter sollen Rheumatismen und Brustentzündungen herrschen, der Sommer ziemlich gesund sein. Wechselfieber kennt man nicht. Gegen 4 Uhr Nachmittags waren alle Vorsteher der Dörfer, ihrer 35, angekommen, in das Consilium versammelt. Der Ferman wurde vorgelesen. Alle betheuertem einstimmig, daß keine Pest im Kreise herrsche, in dem Flecken Karahisar-Nalé und in den Gebirgsdörfern sei sie seit vierzehn Jahren nicht mehr erschienen (was auch wahrscheinlich ist, denn die Pest lebt nicht die hohen Berge). Bloß vor 5 Jahren habe sie sich etwas in den in der Ebene liegenden Dörfern merken lassen. Das Dorf, in welchem

das Gerücht die Pest herrschen lasse, sei Tekelz allein es seien dies bössartige Fieber. Ein Arzt sei in dem ganzen Kreise nicht vorhanden. Dieses waren die Resultate uners Examens. Den andern Morgen ritten wir nach Tekelz. Es lag in der Nähe des Weges, wo wir hergekommen, am Fuße der Gebirge, 5 Stunden von Karahisar-Naké und 2 Stunden vom Flusse Sakaria. Es besteht aus 50 Häusern, ist völlig von zwei Hügeln eingeschlossen, höchst unrein, voll Roth und Mist, freipirtes Vieh liegt auf den Straßen, die Abtritte gehen auf sie und haben keine Gruben. In der Nähe ist ein kleiner Sumpf. Vor 5 Jahren war die Pest hier, aber nicht heftig. Jahr aus Jahr ein herrschen Wechselfieber, die im Sommer pernicios werden. Vor 5 Monaten starben innerhalb 14 Tagen 9 Personen an diesen Fiebern, und vor einem Monat wieder 3 in einer Woche an denselben Krankheiten. Nun sprengte man in der Umgegend aus, die Pest sei in diesem Dorfe ausgebrochen, dieses Gerücht kam nach Brussa, von wo die Sanitäts-Intendanz dieses als etwas Gewisses dem Sanitätscollegium in Constantinopel anzeigte. Seit jener Zeit starb Niemand mehr (die Untersuchung des Kirchhofes bestätigte es), als vor 3 Tagen ein Mann (nach der eidlichen Aussage des Imams und Dorfvorstehers) nach 45tägigem Krankenlager an der Gelbsucht. Bei der Untersuchung der Häuser fand ich einige Wechselfieberkranke. Wir hinterließen die strengsten Befehle in Betreff der Reinigung des Dorfes. Nun kehrten wir auf einem andern Wege zurück und untersuchten noch einige Gebirgsdörfer. Allenthalben Gesundheit; nur in dem auf hohen Felsen gelegenen Dsman-köi sahen wir die Leiche eines Schwindsüchtigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen über Behandlung der Irren.

(Von Dr. Millingen. *)

I. Alle Irrenhäuser, sowohl die öffentlichen als die privaten, sollen unter dem unmittelbaren Schutze der Regierungen stehen, und von eigenen Inspektoren kontrollirt werden.

In der Hauptstadt sollte sich ein aus Inspektoren bestehendes Amt befinden, von denen ein Theil aus Aerzten zu bestehen hätte, welche mit denen in den Provinzen eine beständige Kommunikation unterhalten sollten.

II. Jeder Distrikt sollte nicht weniger als 4 Inspektoren, worunter zwei Aerzte sind, haben.

III. Die Inspektoren sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen sollten die Gewalt haben, alle öffentlichen und Privat-Irrenanstalten so oft als es ihnen gut dünkt, zu besuchen, die Kranken genau zu untersuchen und sich von ihrer Behandlung selbst zu überzeugen.

IV. Regelmäßige Berichte sollten zu bestimmten Perioden an den Staatssekretär des Inneren erstattet werden, um von diesem dem Parlamente vorgelegt zu werden. Ueberdies sollten die Commissäre für die gehörige Behandlung in die-

*) Aus dessen schon in Nr. 46 der Gesundheitszeitung näher erwähntem Werke: Aphorisms on the treatment and management of the insane.

sen Anstalten, so wie für die wirkliche Nothwendigkeit der Absperrung ihrer Inwohner verantwortlich sein.

• V. Kein Patient sollte in eine dieser Anstalten aufgenommen werden, bevor der Fall nicht mit gehörigen ärztlichen Zeugnissen versehen, den Inspektoren vorgelegt, und von diesen die Aufnahme in eine Irrenanstalt als unerlässlich erklärt worden ist.

VI. Die Inspektoren sollten auch die Gewalt haben, jene Personen, deren fernere Verwahrung ihnen nimmer nothwendig erscheint, alsogleich zu entlassen.

VII. In jeder öffentlichen sowohl als Privat-Irrenanstalt sollte ein Buch geführt werden, in welches der Name und das Alter eines jeden Patienten und eine Darstellung seiner Krankheit eingetragen werden sollte; ein Duplikat dieses Buches sollte sich in den Händen der Inspektoren befinden, und es sollten ihnen alle Aufnahmen, Todtenfälle und Entlassungen monatlich mitgetheilt werden.

VIII. Jede öffentliche Irrenanstalt sollte ein eigenes Krankenzimmer enthalten, in welches die Kranken gebracht, und über deren Krankheiten, so wie über die Leichenbefunde ein eigenes Journal von dem Arzt geführt werden müßte.

IX. Niemand als ein Arzt sollte die Erlaubniß haben, Irrenanstalten zu führen, und dieser sollte immer in der Anstalt selbst wohnen. Denn wenn es irgend eine Krankheit gibt, welche mehr als jede andere beständige Sorgfalt und Aufmerksamkeit erheischt, so ist es der Wahnsinn, da sowohl dessen moralische als therapeutische Behandlung sich gänzlich auf das genaue Studium jedes einzelnen Falles gründet.

X. Die Inspektoren sollten jährlich an das Parlament einen statistischen Bericht über den Wahnsinn erstatten.

In Bezug auf diese Maßregeln wird das Publikum auch nicht zu ängstlich die Kosten betrachten, welche deren Realisation mit sich bringt. Haben wir doch Gefängniß-Inspektoren, deren thätige Bemühungen schon von so schönen Resultaten gekrönt wurden; warum sollten sich also nicht auch jene unglücklichen Geschöpfe, welche nicht klagen können, oder deren Klagen unbeachtet verhallen, eines ähnlichen Schutzes erfreuen dürfen? Diejenigen, welche über die Kosten murren, mögen bedenken, daß sie der Himmel mit einem ähnlichen Glend heimsuchen kann, oder sich aller jener Verbrechen erinnern, welche in Tollhäusern verübt wurden!

XI. In diesem Kampfe der sich widerstreitenden Sympathien sind es zuerst die Funktionen der Verdauung, welche durch Geisteskrankheiten aus der Ordnung gebracht werden. Belege dafür liefert die pathologische Anatomie in großer Menge. Wie der Geist wieder freier wird, und sich mehr seiner gesunden Thätigkeit nähert, werden auch die Funktionen des Nahrungskanales regelmäßiger; und wir halten es daher, die Fälle von Wödsinn und Albernheit ausgenommen, für ein günstiges Zeichen der baldigen Genesung, wenn der abgemagerte Kranke wieder an Körperumfang zunimmt. Dies ist ein Punkt von hoher praktischer Bedeutung, denn er zeigt, daß wir die Behandlung bis zu einem gewissen Grade auf eine sorgfältige Berücksichtigung des Verdauungssystemes stützen müssen.

XII. Wenn zu angestrengtes Denken einen gestörten Zusammenhang in den Funktionen dieser Geistesphäre hervorgebracht hat, so herrscht in den Verstandeseindrücken eine solche Verwirrung, daß die Erinnerung an frühere Ereignisse

erloschen zu sein scheint. Daher die Thatsache, daß Menschen, welche durch Täuschungen an ihren geliebtesten Gegenständen wahnsinnig wurden, selten den Namen des Gegenstandes ihrer Liebe erwähnen. Erinnern sie sich aber wieder dieses Namens, so können wir, so heftig auch ihre leidenschaftlichen Ausbrüche bei dieser Gelegenheit sein mögen, eine nicht ungegründete Hoffnung auf baldige Heilung hegen.

XIII. Wahnsinnige werden selten blind, aber leiden desto öfter an Taubheit, welche nicht selten mit Ohrenklingen begleitet ist. Diese Taubheit ist jedoch zuweilen nur anscheinend, wenn der Kranke vorgibt, fremde Laute, Ermahnungen, Drohungen von unsichtbaren Agenten und Geistern zu hören; er lauscht diesen eingebildeten Mittheilungen dann mit solcher Intension, daß er ganz taub gegen alles Uebrige, was man zu ihm spricht, bleibt. Dies ist ein sehr bedrohliches Symptom, denn der Geisteskranke versinkt bei seinem Dasein immer tiefer in sein Leiden.

XIV. Das Ohr leidet der empfindenden Seele mehr Täuschungen zu, als das Auge; daher leidet unter allen Sinnesorganen das Ohr im Wahnsinn am häufigsten.

XV. Eigenthümliche Handlungen, wie z. B. beständiges Trommeln auf dem Tische, andauerndes Stampfen des Fußbodens, Händeklatschen u. dgl. können als Zeichen eingewurzelter Krankheit und großer Geistesverwirrung betrachtet werden. Denn hat der Wahnsinn einmal einen systematischen Charakter angenommen, so ist seine Heilung am allerschwierigsten.

XVI. Enthält eine Irrenanstalt Patienten aus verschiedenen Rangstufen der Gesellschaft, so sollten die Luxusartikel niemals in Gegenwart der Dürftigen unter die Reichen vertheilt werden. Die Irrennigen reflectiren nicht über den Unterschied ihrer Stellung im Leben, sondern halten sich zu all' dem berechtigt, was sie Andere genießen sehen. Es ist daher augenscheinlich, daß diese Klassen von einander getrennt bleiben sollten; denn nicht bloß ihre Diät, sondern auch ihre Kleidung wird bei Nichtachtung dieses Umstandes eine Quelle der Unzufriedenheit und eiferfüchtigen Aufregung.

Gemeinnützige Nachricht.

— (Beleuchtung unter dem Meere.) Man hat schon öfters den Wunsch ausgesprochen, unterhalb des Vordertheiles der Schiffe einen Apparat anzubringen, der die Sandbänke und Felsen in einer großen Entfernung und in einer Tiefe von 15—20 Metres beleuchtete. Der bekannte Mechaniker Steele in England hat einen solchen Apparat erfunden, und er will damit eine Probe machen, um die Trümmer in der Themse zu untersuchen, welche so oft die Schifffahrt hemmen. Der Apparat ist aber nur der Art, daß sich ein Taucher damit versehen kann, und besteht aus zwei parabolischen Reflektoren.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miggott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 73. Donnerstag, den 10. September 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Bemerkungen über Armenärzte und Armenpraxis. — Broussais. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Statistik der Sterblichkeit in England.

Einige Bemerkungen über Armenärzte und Armen-Praxis.

(Vom Herausgeber.)

I.

In wohlorganisirten Staaten wird für die Behandlung der armen Kranken eben so wie für die der Reichen gesorgt. Außer den Krankenhäusern nämlich, in welchen dem unbemittelten Kranken die unentgeltliche Aufnahme offen steht, besorgen sogenannte Armenärzte die ärztliche Pflege armer Kranken, denen entweder ihre Verhältnisse es erlauben, außer dem Spitale die Vorschriften des Arztes zu beobachten, oder welche aus verschiedenen, unter andern auch Familien-Rücksichten, den Eintritt in's Krankenhaus scheuen. Es ist kein so leichtes Geschäft, als Mancher glaubt, diese Armenpraxis so auszuüben, wie es die Gesetze der Humanität im Einklange mit denen der Sanitätspolizei erheischen. Ich will hier vorläufig den unangenehmen Umstand gar nicht näher erörtern, daß der wohlhabende Kranke seinen Arzt wählt, während der Arme an einen bestimmten Arzt gewiesen wird; denn es ist ja auch Letzterem gestattet, sich an einen beliebigen Arzt zu wenden, und humane Aerzte machen wohl keine Schwierigkeit, dem Armen ihren Rath mit gleicher Sorgfalt wie dem Bezahlenden angedeihen zu lassen. Sind auch in der Regel, und damit sie wissen, wohin sie sich in der Zeit der Noth zunächst wenden, die meisten Armen eines bestimmten Bezirkes an einen bestimmten Arzt gewiesen, so können sie seine Hilfe mit Fug und Recht zu jeder Tages- und Nachtzeit ansprechen, und dieses dem Armen zustehende Recht mildert gewissermaßen das Unangenehme des scheinbaren Zwan-

ges, sich nur an einen bestimmten Arzt wenden zu können. Daher übergehe ich die nähere Erörterung dieses Umstandes, um zunächst einige Betrachtungen über die Schwierigkeiten der Armenpraxis anzustellen.

Vor Allem bemerke ich, daß es in der Natur eines Unglücklichen psychologisch begründet liegt, gegen seine Nebenmenschen theils mißtrauisch, theils übel gestimmt, ja erbittert zu sein. Der verarmte Mensch, er sei durch eigenes oder durch fremdes Verschulden in seine hilflose Lage gerathen, ist also schon, selbst wenn er noch gesund ist, als ein Verunglückter zu betrachten, dem etwas Mißtrauisches und Mürrißes schon als Folge seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft leicht anklebt. Denkt man sich nun dieses schon im gesunden Zustande zu Mißtrauen und Unzufriedenheit geneigte Wesen noch dazu schwer erkrankt, so darf es uns nicht wundern, wenn wir täglich die Erfahrung machen, daß arme Kranke durch ihre Launen und ihr Mißtrauen dem Arzte oft bei Weitem mehr zu schicken geben, als der wohlhabende Kranke. „Wie?“ fragt hier der Leser, „wie? der mit Noth und Leiden schon vertraut gewordene und täglich durch die Gewalt der Umstände zur Geduld ermahnte Kranke — er, den kein Schmeichler verhöhnt und verzärtelt, sollte seinen Arzt, der ihm unentgeltlich seine Hilfe angedeihen läßt, durch Launen und halbes, wankendes Vertrauen kränken?“ — Aber eben der Umstand, daß er die Hilfe des Arztes unentgeltlich erhält, macht den Armen mißtrauisch. Er geht in seinem schlichten Verstande, und leider nicht selten von traurigen Erfahrungen belehrt, von der Voraussetzung aus, daß der Arzt den Krankheiten des Armen bei Weitem nicht jene Sorgfalt und Theilnahme schenke, als denen der Wohlhabenden. Bringt es auch die gefahrlose Natur seiner Krankheit mit sich, daß der Arzt ihn seltener besuche, oder ist die Zahl derjenigen Kranken, die der Armenarzt seiner Pflicht gemäß zu besorgen hat, so groß, daß er sich bei dem Einzelnen nur in die wesentlichsten Fragen einlassen, und daher sich nur kurz fassen kann; ist das Leiden des Armen ein chronisch unheilbares, so daß ein vielfaches Verschreiben der Recepte eine offenbare Verschwendung der vom Staate bewilligten Medicamente ist, und daher der Arzt nur selten verschreibt; erfordert es die Beschaffenheit des Uebels, daß man den Verlauf desselben der Heilkraft der Natur überlasse, und ihre Thätigkeit durch unnöthige Arzneien nicht störe; gibt endlich der Armenarzt aus Mangel an häuslicher Pflege dem Kranken den heilsamen Rath, in's Spital zu gehen, so setzt er sich ganz gewiß dem klar ausgesprochenen oder stillschweigenden Vorwurf aus, daß seine seltenen Besuche, sein kurzes Verweilen am Krankenbette, seine einfachen

und seltenen Recepte, seine Zuflucht zur Heilkraft der Natur, oder sein Rath, in's Spital zu gehen, keinesfalls in der Natur der Krankheit, sondern darin begründet sind, daß er, der arme Kranke, nicht bezahlen kann. In diesem Argwohn bestärken ihn, wie ich schon oben bemerkt, nicht selten traurige Erfahrungen. Welche sind diese? Ich müßte in ein Wespennest stehen, wenn ich hier in ein Detail eingehen wollte, welches weder der Kunst, zu der ich mich bekenne, noch den Jüngern derselben zur Empfehlung gereichen könnte. Indessen, eine Wunde muß, wenn sie geheilt werden soll, sondirt werden, und wenn auch ihr „offenes Tragen“ oder der „Zutritt der freien Luft“ ihr gar oft schadet, so muß sie doch, um gehörig verbunden zu werden, von Zeit zu Zeit, obwohl ungern, an's Licht treten. *Allo macte virtute!*

Man ist gegen keinen Stand ungerechter, als gegen den ärztlichen. Die größte Ungerechtigkeit aber begeht man gegen denselben, wenn man ihm vorwirft, er sei gegen den Armen minder theilnehmend, als gegen den Wohlhabenden. Jeder Arzt, der nur einigermaßen seinen Beruf überdacht, gewinnt ihn eigentlich dann erst wahrhaft lieb, und die wahre Künstlerbegeisterung erwacht erst dann in ihm in ihrer vollen Stärke, wenn er sich im süßen Bewußtsein sagen kann: „Diesem Menschen habe ich aus reiner Menschenliebe meine Kunst geweiht!“ Ärzte in Spitalern, denen eine große Kur, im Stillen, ohne allen Pomp nach Außen, ohne alle Zuschauer innerhalb der vier Mauern ihres Krankensaales gelingt, werden mich hier am besten verstehen! Welche reine Freude an der Kunst, welche uneigennützigte Wonne an dem Meisterwerke durchdringt da ihr Herz! Der dankbare Blick des Geretteten, der fortgeht, und mit dem einfachen „Zahl's Gott!“ seinen Segen still ausspricht, ist der einzige Lohn, der hier dem Arzte zu Theil wird. In diesem Falle wird man gewiß zugeben, daß das Gelingen der Kunst an sich den schönsten Lohn gewährt, und daß durchaus kein Eigennutz im Spiele ist. Der Spitalarzt hat seinen jährlichen Gehalt, der Verlust eines Kranken schadet seinem Rufe eben so wenig, als die gelungene Kur ihm nützt — und doch welches tiefe Nachdenken am Krankenbette bei zweifelhaften Fällen, welches kunstgeübte Zaudern vor dem Entschlusse, welche Strenge in Ausführung des Heilplanes, welche scharfe Ueberwachung des unmündigen Kranken, welche Freude beim Gelingen, welche tiefe Theilnahme beim Mißlingen! — Kein Ideal, lieber Leser, sondern Wahrheit spreche ich hier aus, wenn ich dir den Spitalarzt male, so wie er oft vorkommt. Aber zeigt er sich auch immer so? Gewiß hast du auch Grund, über Kälte, Gleichgültigkeit, Indolenz, Theilnahmslosigkeit, kunstlosen Schendrian und Apathie in manchem Spital zu klagen. Diese Verschiedenheit

aber ist es eben, welche den Menschen im Arzte erkennen läßt. Während der Eine, weil er als besoldeter Spitalarzt seine Existenz gedeckt sieht, nicht hinaus eilt zum Bette des Privatkranken, sondern mit Ruhe, Muße und Liebe seinen Spitalkranken besorgt und zugleich durch seine Beobachtungen die Wissenschaft bereichert, wird der Andere es kaum erwarten können, den Krankensaal zu verlassen, um — Geschäfte außer dem Krankenhause zu machen. Du siehst, lieber Leser, daß Beide in gleicher unabhängiger Stellung, Beide vom Staate besoldet sind, und doch welcher Unterschied! Eben so verhält es sich in der Armenpraxis außer dem Spitale.

(Nr. II. folgt.)

B r o u s s a i s .

(Nach Mignet.)

(Beschluß von Nr. 65.)

Durch den natürlichen Gang seiner Arbeiten ward Broussais dahin gebracht, den sittlich geistigen Menschen an den physischen zu knüpfen. Aus einem Arzt ward er nun ein Philosoph. Er wendete seine philosophischen Lehrsätze auf die intellectuellen Functionen an, und veröffentlichte sein Werk über Reizung und Geisteskrankheit (*De l'irritation et de la folie*). Der Zweck, den er, nach seinem eigenen Geständniß, mit diesem Werk vor hatte, war, die Philosophie von der Physiologie abhängig zu machen. Zwischen seinen und den Ansichten Locke's und Condillac's über den menschlichen Verstand in Bezug auf dessen Abhängigkeit von den Sinnen, bestand eine ziemliche Gleichförmigkeit der Meinung. Broussais blieb dieser Schule treu, welche so sehr auf Beobachtung der Thatfachen, auf Anwendung einer strengen Analyse und auf Bestimmtheit des Ausdrucks gedrungen, und in so fern den Naturwissenschaften manchen Dienst erwiesen. Die Geistesrichtung, welche die Psychologen und Idealisten Schottlands und Deutschlands an die Stelle jener Schule herbeizuführen suchte, betrachtete Broussais als eine den Franzosen von Außen gewaltsam aufgedrungene, daher er diese entschieden spiritualistische Lehre der von ihm genannten Kant-Platoniker (*Kanto-Platoniciens*) von sich zurückwies, und ihre Erfolge haßte. Er erhob sich gegen dieselbe mit aller Gewalt seines Talentes, griff ihre Lehrer, die durch schönen Vortrag, und durch den Kosmopolitismus ihres Systems die Jugend für sich zu gewinnen wußten, durch beißenden Spott an, indem er von ihnen behauptete, sie zögen sich in ihr Ich zurück, um die Welt kennen zu lernen; sie schloßen die Augen, um zu beobachten; gäben ihre geträumten Ideen für Gesetze der Wirklichkeit aus; blickten mit Stolz, Dünkel und Verachtung auf ihre Vorgänger herab, und stellten eine Art von philosophischem Gözendienste auf, vor dem er niemals die Knie beugen werde*). In dieser Beziehung betrachtete sich Broussais als den Wiederhersteller der experimentellen und analytischen

*) „Il leur reprocha de creer une idolatrie philosophique en relevant le pantheon de l'outologie, devant lequel il ne flechirait pas le genou". Mignet.

Schule Bacon's, Locke's, Condillac's und Tracy's, so wie als den Fortsetzer der Arbeiten des Cabani. Er ging auf dieser Bahn weiter als seine Vorgänger, und betrachtete den physischen Menschen als den ganzen Menschen, ohne demselben ein geistiges (spirituel) Prinzip, das sich von dem materiellen Element unterscheidet, zuzugestehen. Der Mensch, meinte er, fühle durch seine Nerven, in seinen Eingeweiden (viscères) bilden sich Instinkte und Leidenschaften, im Gehirn werde der Gedanke ausgehrt, in dem ganzen Organismus habe die Persönlichkeit ihren Sitz, so daß diese materiellen Organe nicht blos der Sitz, sondern auch die Ursache der geistigen Thätigkeiten seien. So kam es, daß der Gründer der physiologischen Lehre in den edelsten und erhabensten Handlungen des Menschen nur ein physisches Produkt seines Gehirns sah, und alle moralische Freiheit vernichten wollte. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht, daß, während Broussais Anfangs ein Gegner der Gall'schen Lehre war, er später, besonders gegen das Ende seines Lebens, ein eifriger Anhänger der Phrenologie wurde.

Im Jahre 1830 ward von der neuen Regierung für Broussais eine Lehrkanzel der allgemeinen Pathologie und Therapie an der Pariser medizinischen Fakultät gegründet, und die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften nahm ihn in ihre philosophische Section auf*). Um diese Zeit ward er der Chef der phrenologischen Schule, welche ihrer zwei ersten Gründer — Gall und Spurzheim — beraubt wurde. Als solcher unterließ er keine Gelegenheit, diese Lehre Gall's mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit zu vertheidigen.

Endlich ward Broussais das Opfer einer schleichenden und grausamen Krankheit. Wenige Wochen vor seinem Tode sah man an seinem abgemagerten Körper und seinen eingefallenen blassen Gesichtszügen, daß ein tiefes Leiden an ihm nage, ohne daß die Energie seines Geistes abzunehmen schien. Er kannte die ganze Größe und Gefahr seines Leidens, und beobachtete dessen Fortschritte mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit**). Die drei letzten Tage seines Lebens brachte er außerhalb Paris auf einem Landsitze zu. Noch wenige Stunden vor seinem Tode dictirte er noch an einem Memoire, und am 17. November 1838 endete er unter tiefem Schmerze sein thätiges Leben in einem Alter von 66 Jahren.

*) Später ward Broussais zum General-Inspector des Sanitätsdienstes der Armee und zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt.

***) Aus Amussat's Schrift über Broussais' Krankheit, einem Krebsartigen Leiden des Mastdarmes, geht hervor, daß Broussais genaues Tagebuch hierüber führte, und jede mit ihm vorgenommene Operation genau eintrug. D. Red.

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

(Von Dr. Herrmann.)

(Fortsetzung.)

Zwei Stunden von Karahisar trafen wir auf einem hohen Berge ein warmes Schwefelbad, welches sich in der Umgegend einen hohen Ruf gegen Hautkrankheiten und Hämorrhoiden erworben. Da wir nirgends die Pest ge-

funden hatten, blieb uns nichts weiter übrig, als den Aga und die Gemeinden mit den Sanitätsgesetzen bekannt zu machen. Nun eine kurze Beschreibung dieses Gebirgslandes und seiner Bewohner.

Kar ah i s a r = N a l é, Marktsteden, aus 30 Familien bestehend, Hauptort des Kreises Kar ah i s a r (der 35 Dörfer mit 1400 Familien enthält), der Sitz des Gouverneurs, liegt auf einer hohen Bergplatte, und ist ringsum von noch höhern Bergen umgeben, deren Gipfel mit fast beständigem Schnee bedeckt sind. Seine Häuser sind klein, niedrig, aus aneinander gehefteten Tannenstämmen bestehend, ohne Ziegeldächer. Es hat eine Moschee ohne Minarett. Unter diesen elenden Hütten ragt stolz das stattliche, weitläufige Schloß des Aga empor. Es ist von einer mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben, und tritt man in's Innere, in die bequemen und weiten Gemächer, mit seidnen Divans, und sieht man den Boden mit Teppichen belegt, die Fenster von buntfarbigem Glas, so wundert man sich, in dieser Wildniß ein solches Gebäude, mit allen Gemächlichkeiten des Lebens versehen, zu finden. Diese Aga sind die Ritter des Mittelalters. Während das Volk in Armuth und Elend dahinlebte, baueten sie sich von den Produkten seines Schweifes, die alle in ihre Hände floßen, glänzende Paläste. Die Familie unseres Aga Hadzi Mehmet herrschte seit 200 Jahren in diesen Gebirgen, und die böse Welt sagt von ihm, er habe es früher nicht schlecht verstanden, sich zu bereichern. Aber Dank der Vaterorge Abd ul - M e h d j i d, diese Zeiten der Willkür haben aufgehört, jetzt sind den Tyrannen die Hände gebunden. Früher hatten sie keinen Gehalt, sondern von allen Steuern, die sie für das Gouvernement erhoben, die Hälfte. Jetzt bekommen sie zu ihrem größten Mißvergnügen einen gewissen Monatsgehalt (der unserige hatte 500 Piaster), die Steuern sind fixirt und fließen alle in die Kasse des Staates. Auch die Kadi hatten früher von allen geschlichteten Prozessen vom Hundert einen Para; jetzt haben sie vom Gouvernement Gehalt und müssen den Unterthanen umsonst Recht sprechen. Unser Aga führt einen großen Hofstaat. Er hat einen armenischen Saraf (Wechsler), seinen Cha fe z i - B a s c h i (Kaffeewirth), T ü t ü n z i B a s c h i (Aufbewahrer des Tabaks und der Pfeifen), 4 T u s e k z i 's und 3 junge Leute zur Bedienung, die alle im Schlosse wohnen. Wenn wir am Abend um das ungeheure Steinkamin herumsaßen, in dem große Tannenstämme brannten (es war der 9. Mai, 30 + R.), wenn ich den Aga betrachtete, der ein stattlicher Vierziger, in seinen Pelzmantel gehüllt, mit gekreuzten Beinen auf dem Divan sitzend, behaglich seine lange Pfeife rauchte, ein Bedienter beständig ihm zur Seite, auf seine Blicke lauernd, ob er nicht etwas nöthig habe, wenn ich im Hintergrund des langen Saales, hinter seinem Geländer die zahlreiche, schweigend dastehende Dienerschaft, von denen die T u s e k z i 's versilberte Pistolen und Zatakons im Gürtel stecken hatten, beschauete: so glaubte ich mich in eine Ritterburg des Odenwaldes versetzt. Ich war nicht wenig erstaunt, als der Aga die letzte türkische Zeitung hervorzog und uns die Tagesneuigkeiten vorlas; denn sie setzt ziemliche Kenntniß der arabischen Sprache voraus, um verstanden zu werden.

Das Volk also ist im Elende, seine Gebirge produziren fast nichts mehr als etwas Mais. Sein Nahrungszweig ist die Jagd, Holzhandel und Geisenzucht. Es ist ernst und finster.

Den ganzen Tag über fühlte ich große Mattigkeit und Schlaf. In der Nacht bekam ich heftige Kolik und Diarrhöe, wobei mich jedesmal fast eine Ohnmacht, mit kalten Schweißsen begleitet, anwandelte; den andern Tag trat hartnäckige Stuhlverstopfung dazu ein. Auch alle unsere Leute waren unpäplich. Die Ursache davon war, daß man wegen Mangel an Olivenöhl, dieses halb mit Mohnsamenöhl (von *papaver somniferum*) mischte, und statt Butter zu allen Speisen gebraucht. Anhaltend genossen, soll es chronische Diarrhöe und Abzehrung bewirken. Nach zweitägigem Aufenthalte in diesem todten Orte traten wir wieder unsere Rückreise an. Wir schlugen jetzt eine andere Straße ein, die zuerst 23 Stunden gegen Norden führt, und sich dann nach Süd-Westen gegen Brussa wendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik der Sterblichkeit in England *).

So sonderbar es auch erscheinen mag, so ist dennoch gewiß, daß des Menschen Gesundheit, ja sein Leben eben so sehr von Anderen als von ihm selbst abhängig ist. Von den drei Einflüssen, welche ihn hauptsächlich beherrschen — er selbst, die Gesellschaft und die Außenwelt —, wirkt der erste am intensivsten, der zweite am verborgensten, der letzte am beständigsten. Die Moral allein lehrt das Individuum, seine gefährlichen Leidenschaften und Gelüste zu beherrschen, während Unsitlichkeit die Leidenschaften frei als die tödtlichsten Werkzeuge der Selbstvernichtung wirken läßt.

Das soziale System wirkt auf uns nicht blos durch Moden und Gebräuche, sondern auch durch die Regierung, und eine übelberechnete Steuer, welche auf Nahrung, Wohnung und Kleidung des gesellschaftlichen Vereins nachtheiligen Einfluß ausübt, stürzt mehr Menschen in's Grab, als je durch Schwert oder Speer fielen. Das Klima gewinnt immer so außerordentlich viel durch Civilisation, daß sich mit Sicherheit behaupten läßt, es mache keine Ausnahme von der großen Wahrheit, daß alle auf das Leben wirkenden Einflüsse modifizirbar seien; und wenn wir auch nicht mit Quetelet an eine Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechtes glauben, dürfen wir dennoch auf eine außerordentliche Verminderung der zahlreichen Uebel desselben hoffen. Nichts ist wahrer, als daß die Sterblichkeit eines Königreiches der beste Maßstab seines Glückes und Gedeihens ist. Man betrachte eine Gemeinde, die sich im Laster wälzt, ob dieses nun durch Schwelgerei oder durch Armuth erzeugt werde, und man wird finden, daß der Tod der Lohn der Sünde ist. Blos aus solchen Actenstücken, wie die uns vorliegenden Parlaments-Documente, läßt sich ein Ueberblick über den öffentlichen Sanitätszustand gewinnen; denn diese merkwürdigen Berichte enthüllen gar manches tiefe Leiden, das an dem sozialen Körper verheerend nagt, und manches Uebel, welches

*.) Nach dem „Quarterly Review“, welches diese Details aus dem Berichte der General-Registratur der Geburts- und Sterbefälle, so wie der Heirathen in den Städten Englands sowohl, als auch in der Armee zu Gibraltar, Malta, den Ionischen Inseln, Westindien und Afrika im Auszuge mittheilte. D. Reb.

bis zum völligen vernichtenden Ausbruche verborgen sich herangebildet hätte, wird hier an's Tageslicht gebracht, und den Augen derer vorgehalten, welche wenigstens die Macht hätten, es im Keime zu ersticken.

Die militärischen Berichte sind die werthvollste Gabe in Bezug auf klimatische Einflüsse und gereichen dem Major Tulloch und dem Dr. Balfour, unter deren Leitung sie verfaßt wurden, zur großen Ehre, denn sie sind mit so erstaunlicher Genauigkeit entworfen, daß sie in einem Augenblicke vollständigen Aufschluß über eine Masse der wichtigsten Fragen gewähren. Ueberdies fügte noch Major Tulloch seinem ämtlichen Berichte eine Reihe von Beobachtungen über den Einfluß der Hitze, der Elektricität, des Bodens und seiner Kultur u. s. w. bei, welche als Muster des Fleißes und der genauesten Forschung angesehen werden können.

Wir beschränken uns vorerst auf die Betrachtung der Sterblichkeit in großen Städten, besonders in London. In den vorliegenden Berichten finden sich 148,701 Krankenfälle in gewisse, leicht von einander unterscheidliche Klassen gruppiert. Die Zahl der verstorbenen Männer war 75,159, die der Frauen 73,542. An epidemischen Krankheiten starben 32,537 Personen, und unter diesen wieder mehr Männer als Frauen, da die Blattern, der Croup, die Schwämmchen, der Durchfall, die Ruhr und die Cholera mehr die ersteren, die Grippe jedoch und der Keuchhusten mehr die letzteren befallen. Der Typhus, Scharlach, Rothlauf und die Masern wütheten unter beiden Geschlechtern mit gleicher Heftigkeit. In beiden Geschlechtern starben über 4 von 1000 an epidemischen Krankheiten; aber von diesen 4 waren 3 Kinder, welche an den verschiedenen Ausschlagsfiebern starben. Den Blattern unterlagen 5811, den Masern 4732, dem Keuchhusten 3044, und dem Scharlach 2520. Die herrschenden Krankheiten waren die Blattern und der Typhus, und die außerordentliche Sterblichkeit an den ersteren scheint ihren Grund in der großen Vernachlässigung zu haben, in welche die Impfung wieder, besonders bei den Armen, gesunken ist. An Nervenkrankheiten starben 21,852, also 15% des Ganzen. Von diesen werden in der Regel die Frauen häufiger als die Männer befallen, wovon nur der Schlagfluß eine Ausnahme macht. Krankheiten des Athmungs-systems betragen 27%, und sind beiden Geschlechtern gleich gefährlich, so daß von jeden 1000 jährlich 5 daran zu Grunde gehen. Die vorzüglichste dieser Krankheiten ist die Lungensucht. Von 1000 Geburten laufen 4 für die Mütter tödtlich ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Miot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 74. Montag, den 14. September 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über die neuesten Auffindungen im Gebiete der operativen Orthopädie. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Miscellen.

Einige Worte über die neuesten Auffindungen im Gebiete der operativen Orthopädie.

Von Dr. G. von Breuning, Oberarzte am k. k. Invalidenhause in Wien.
(Beschluß von Nr. 72.)

Selbstfalls aber muß der Operation der Durchtrennung der Achillessehne, und nach Bedarf dieser oder jener etwa außerdem sich noch spannenden Sehne des Fußes Anlegung einer äußerst einfachen Maschine durch längere Zeit folgen. Den Schluß der Behandlung, bevor der Kranke, um sicher allen Rückfällen zu entgehen, die gewöhnliche Fußbekleidung in Gebrauch ziehen darf, macht, wenn einmal Gehen gestattet werden kann, das Tragen eines besonders gebildeten steifen Stiefels. Leicht einzusehen ist es, daß, je nach der hochgradigen Ausbildung und der Straffheit des Klumpfußes, je nach der mehr weniger vorhandenen Empfindlichkeit, oder der, manchen Personen eigenthümlichen Verwundbarkeit ihres Hautorgans*), ferner je nach dem vorgerückteren Alter des Behafteten u. s. w., die Behandlung sich verzögern muß; ja in hart-

*) Ein Beispiel dieser Art lieferte mir der am 23. Juni l. J. an rechtsseitigem Klumpfuß von mir operirte siebenjährige Knabe des Herrn Feldarztes Mostler, dessen Haut so verwundbar, so empfindsam ist, daß die mindeste Stichverletzung derselben nur durch Eiterung heilte, der unbedeutendste ungleichmäßige Druck örtliche Abschälung, Abschärfung der Haut und Eiter hervorzurufen vermochte; der aber besonnengeachtet der völligen Heilung bereits entgegen geht.

näckigeren Fällen geschieht es zuweilen, daß die Wiederholung der Durchschneidung einer oder der andern Sehne nöthig wird, wenn eine Sehne durch die bereits errungene Nachgiebigkeit des Fußes oder zu früh wieder unnachgiebig gewordenen Zwischenkörper, neue Spannung verräth. Dies aber ist keineswegs ein übles Ereigniß zu nennen, und man kann dann der schnelleren und sicherern Einwirkung der Ausdehnungsmittel wieder um so zuversichtlicher entgegen sehen.

Gleiche Behandlung wird Klumpfüßen zu Theil, und kommt es hierbei besonders darauf an, die bisher durch Unthätigkeit erschlafften Muskeln nach erfolgter Heilung zu Bewegungen zu vermögen. Desselben Erfolgs (in ungleich kürzerer Zeit) erfreut sich die Behandlung des schiefen Halses. Sie besteht in Durchschneidung des einen (gewöhnlich vorderen) oder beider Bänder des Kopfnickers*), ungefähr einen Zoll über dem Brustbein, mit nachfolgender Behandlung in der Art, daß der Kopf nicht nach der entgegengesetzten Seite mechanisch gezogen werde, sondern um den Hals angelegte, an der kranken Seite genirende Tücher oder Kravaten den entgegengesetzten Muskel (den Kopfnicker der gesunden Seite) veranlassen mögen, den Kopf jenseits zu ziehen, und zwar dies deshalb, damit dieser letztgenannte Muskel zugleich durch (lang entwohnte) Thätigkeitsübung erstarke und fernerhin Kraft besitze, den Kopf, bei nunmehr aufgehobenem Hindernisse, in gerader Richtung zu erhalten. Auffallend ist, daß die Zahl der rechtsseitig schiefen Hälse im Vergleich zu jenen linker Seite geneigten eine größere zu sein scheint; noch merkwürdiger, jedenfalls aber erfreulicher ist es, daß die mit jedem schiefen Halse merkbare, nach der Diagonale des Gesichtes bestehende Verzerrung der Züge des letzteren mit erfolgter Heilung der Schiefheit des Halses allmählig auch sich auszugleichen beginnt, und dies in den meisten Fällen bis zur Unkennbarkeit des früheren Zustandes geschieht.

In Betreff der Operation des Schielens, die in Durchschneidung, ja bei höherem Grade desselben in Ausschneidung eines Strickchens des verkürzten äußeren oder inneren geraden Augenmuskels nach vorheriger

*) Wie sehr viel eben hierbei (wie bei der Operation des Klumpfußes) in der Stromeyer-Dieffenbach'schen Methode, die Muskelsehne mit Schonung der Haut zu durchschneiden, das Heilbringende liegt (abgesehen von der Verminderung einer, zumal bei Mädchen, auffallenden Hautnarbe), konnte man an dem Knaben des Portiers des russischen Botschafters in Berlin erfahren, den Gräfe zweimal mit Durchschneidung des Kopfnickers nach vorheriger Blosslegung dieses Muskels durch die Haut erfolglos operirt hatte, worauf Dieffenbach ihm nach der genannten Art mit einmaliger Operation einen geraden Hals gab.

Bloßlegung desselben durch die weiße Bindehaut des Auges (Conjunctiva) unter dem Augenlide besteht, will ich nur versichern, daß es gewiß Jedem unbegreiflich erscheinen wird, der diese einfache Operation nur einmal gesehen haben wird, wie es nach Auffindung der Sehnen- durchschneidung überhaupt so lange noch währen konnte, daß man diese Operation nicht schon längst verrichtet, und dadurch diese, so manchem Menschen ein oft wideriges Ansehen gebende Verunstaltung gehoben hat. Daß die Nachbehandlung hier die einfachste sei, indem sie nur in anfänglich zu machenden Umschlägen von kaltem Wasser über das Auge und mehrtägiger Ruhe und Schonung des nahe gelegenen Sehorgans beruht, kann man schon daraus schließen, daß Dieffenbach, wenn er nicht an beiden Augen auf einmal, sondern nur den Muskel des einen Auges durchschneidet, den ihn besuchenden Kranken gleich in seiner Wohnung operirt, und gleich darnach nach Hause gehen läßt, wobei der Kranke sich bloß das Auge mit einem Taschentuche verhält.

Aus diesem wenigen Gesagten läßt sich wohl schon entnehmen, wie sehr die mit genannten Formabweichungen Behafteten Ursache haben, sich der (bei einiger Geduld) nunmehr möglichen Heilung ihrer Uebel erfreuen zu können, abgesehen davon, daß auch alle an anderweitigen Verkrümmungen in Folge von Sehnenverkürzungen (als z. B. der Finger, des Knie- oder Ellbogengelenkes u. s. w.) Leidenden, reiche Hilfe bereits jetzt erwarten dürfen, und vielleicht noch mehr zu erwarten haben werden, denn ja selbst die Rückenmuskelsehnen, Behufs Streckung gekrümmten Rückgrathes zu durchschneiden, hat man bereits in Berlin, wenn auch in diesem einen Falle noch erfolglos, versucht.

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

(Von Dr. Herrmann.)

(Fortsetzung.)

Den 10. Mai also ritten wir nach dem 10 Stunden entfernten Torbale. Der Weg führt beständig über hohe Berge und Thalschluchten. Hat man einen Berg erstiegen, so zeigt sich wieder ein anderer, allenthalben ist der Horizont durch sie begränzt und das eingeengte Auge sucht vergebens nach einer Ebene. Hier und da erschienen Dörfchen von 10—20 an die Felsen angelegten Holzhütten. In ihrer Nähe sieht man einige 20 Fuß lange, grüne, mit Gerste oder Mais bepflanzen Stellen. Menschenhände haben auf diese unwirthlichen Felsen den fruchtbaren Grund getragen und ihnen den zu ihrer täglichen Nahrung nöthigen Boden abgekämpft. Während wir durch eine enge Thalschlucht ritten, sahen wir auf ihrer steilen Felsenwand 4 Leute mit Gewehren, die wir für Jäger hielten. Eine Viertelstunde nachher kamen wir in ein

Dörfern, wo die Weiber jammerten und schrien. Die Räuber, jene 4 Menschen, waren, während die Männer des Dorfes nach ihren Beschäftigungen in die Berge gezogen, in dasselbe gekommen und hatten es ausgeplündert.

Nun kamen wir an ein Flüsschen, das eine dunkelrothe Farbe hatte, wegen der Röhlerde, über die es floß. Eine Stunde später sahen wir einen über Felsen sich herabstürzenden Bach, der schneeweiß, fast wie Milch war. Ich stieg vom Pferde, beschauete ihn und fand, daß er über Kalksteine floß. Bei dieser Gelegenheit zeigte einer unserer Pferdefrechte ein, eine Viertelstunde vom Wege entferntes Schwefelbad. Eine Stunde von Torbale fanden wir ein zweites.

Während wir um eine Berg-Ebene ritten, zeigte sich plötzlich zu unsern Füßen die Stadt Torbale. Sie liegt in einem tiefen Kessel, rings von steilen Bergen eingeschlossen, woher auch ihr Name, denn Torba heißt: Sack. Während die untergehende Sonne uns noch mit ihren röthlichen Strahlen beschien, war die tiefe Stadt schon in Dunkel des Abends gehüllt. Nachdem wir eine halbe Stunde bergabwärts gestiegen, kamen wir in die Stadt, und wurden vom Gouverneur, bei Hadzi Mehmed, dem reichsten Bürger logirt, der sich uns von ihm als Gäste ausgabete. Er bewirthete uns königlich. Er litt seit mehreren Jahren an einem feuchten Asthma und Hämorrhoiden, war schon durch die Hände mehrerer auswärtigen Aerzte gezogen, und wollte nun auch meinen Rath einholen. Er besaß einen ganzen Sack von Recepten und eine Hausapotheke. Torbale ist die Hauptstadt des Kreises gleichen Namens, und der Sitz des Gouverneurs, und hat 600 türkische Familien. Es wird von einem rapiden, sich in den Sakaria ergießenden Fluß durchströmt, um welchen seine steinernen Häuser, von denen einige ansehnlich sind, herumliegen. Es hat einen Bazar, Hamam, 8 Moscheen und ein Derwisch Teke (Kloster), von dem famösen Derwisch Silif gestiftet, der sich während Konstantinopel's Belagerung von den Osmanen in der Stadt befand und zur Partei des griechischen Kaisers hielt. Auch hier ist seit 14 Jahren keine Pest, vor 3 Monaten war hier die Epizootie, aber nicht heftig, eben so etwas Variola. Seit langer Zeit wird die Inoculation vom Volke ausgeübt und meistens an den Fingern practicirt. Kein Arzt, nicht einmal ein Charlatan ist hier. In dem langen und kalten Winter sollen Katarrhen und Rheumatismen, in dem kurzen und schwülen Sommer biliöse und nervöse Fieber herrschen. Wechselfieber sind unbekannt, Phthysen und Hämorrhoiden häufig. Dehl, Seide und große Viehzucht sind die Erwerbsquellen des Landes. Hier bekamen wir wieder Postpferde.

Um 3 Uhr Nachmittags gingen wir nach dem 6 Stunden entfernten Tarakle ab. Zwei Stunden wieder hohe Berge, dann ein kultivirtes, vom obigen Flusse durchströmtes Thal. Eine Viertelstunde von Tarakle kamen wir an das 200 Jahre alte Grab eines Derwisch, der sich im Kampfe gegen die Ungläubigen ausgezeichnet. Auf ihm steckt eine mit einer Fahne versehene Hellebarde, mit seiner großen Patrontasche umwunden. Hier machte mein Pferd unversehens einen Vocksprung, und drehte sich im Kreise herum, und die übrigen Thiere machten eine verneigende Bewegung mit dem Kopfe. Der Postillon bemerkte, alle Pferde hätten eine solche Ehrfurcht vor der Asche des Heiligen, daß sie sich immer hier verneigten. Ich glaube, daß dieses nur die Pferde von Tarakle und Torbale thun, die täglich diesen Weg machen und dazu dressirt werden.

Taraks (Tarak heißt der Kamm) hat 250 türkische Familien, gehört zum Kreise Torbale und ist der Sitz des Untergouverneurs. Es liegt schon mehr auf der Abdachung der Gebirge. Die Stadt ist weitläufig, hat Häuser von Lehm, von denen aber über die Hälfte verlassen ist, weil die vor 14 Jahren herrschende Pest über zwei Drittel der Population getödtet; 3 Jahre später kam sie wieder, aber milder. Seit jener Zeit hat sie sich nicht mehr gezeigt. Hier sind weder Wechsel- fieber, noch Blattern. Das Quellwasser ist salzig, und das Flusswasser (des von Torbale kommenden Flusses), trübe und kalkig, verstopft den Stuhl und bewirkt Hämorrhoiden. Wir fanden einen großen Bazar, auf dem nichts als Holzlöffel (sie sind geschmackvoll gearbeitet, ihr Stiel mit Horn- und Elfenbein- Zierathen belegt) und Hornkämme verkauft werden; denn alle Einwohner, sind Drechsler, und wohnen auf den Mauern der Stadt. Sie hat eine große, mit Blei gedeckte Moschee.

Wir blieben hier über Nacht, und gingen am 12. Mai nach dem 6 Stunden entfernten Gölpazar ab. Ehe wir diese romantischen Gebirgsländer verlassen, sei mir erlaubt, nur ein Wort über ihre Bewohner zu sagen. Sie sind groß, hager, bleich, robust, finster, einsilbig und grob, während die Menschen im Thale Sa- faria's von untersehter Statur, feist, rothwangig, fröhlich, redselig, gutmüthig und gastfrei sind. Lachend fließt der schöne Strom an ihren blühenden Gärten vor- über und haucht in ihre Seelen Ruhe und Gutmüthigkeit, während jene das beständige Rauschen der Bergströme und des Nordwindes in den Föhren anhö- rend und die starren, mit Schnee bedeckten Felsen anschauend, den Charakter der sie umgebenden düstern Natur angenommen haben.

Unser Weg also führte über eine kultivirte, mit vielen Dörfern besetzte Ebene. In einem derselben sahen wir einen Sarkophag mit einer altgriechischen, aber schon unleserlichen Schrift. In Gölpazar (Markt des Sees) blieben wir über Nacht. Es ist ein Flecken von 100 türkischen und 10 armenischen Familien, gehört zum vorigen Kreise und ist der Sitz eines Untergouverneurs. Es hat einen Bazar, 2 Moscheen, einen Islam (Wirthshaus), die Häuser sind von Lehm und klein, das des Aga ausgenommen. Der heutige Markt hatte viel Volk versammelt. Wir trafen dort einen italienischen Blutegehhändler, der diese Thiere aus dem eine halbe Stunde entfernten See einsammelte, und einen griechi- schen Charlatan, der mit dem Medikamentenkasten auf dem Rücken das Land durchzog, und die Leute betrog. Die Produkte der Stadt sind Seide, Korn, Baumwolle und Blutegel. Auch hier ist keine Pest und keine Blattern, aber vor 3 Monaten wüthete die Epizootie hier, was interessant ist, weil wir ihre Spur in den Gebirgsländern fast verloren hatten. Aber wegen der Nähe des sumpfigen Sees sind viele kalte Fieber. Ich wurde von dem Rudi wegen seiner schon seit zwei Jahren bestehenden intermittens larvata konsultirt, die gewöhn- lich zweimal ihren regelmäßigen Anfall machte, und unter der Form einer heftigen Kolik auftrat, die sich dann durch reichlichen Schweiß und Durchfall entschied. Ich sammelte von den hiesigen Bewohnern merkwürdige Data, die einiges Licht über die Beziehungen der Pest und kalten Fieber zu einander geben, und meine in früheren Briefen (Nr. 21, S. 170) schon geäußerte Vermuthung, daß die Pest mehr durch animalische, die intermittens durch vegetabilische Miasmen erzeugt werde, zu bestätigen scheinen. Ich bemerkte jedesmal, daß

in Trapezunt in dem den Sümpfen nahe gelegenen Döpler-Quartier kein einziger Pestfall vorkam, während fast alle seine Bewohner am kalten Fieber erkrankten. In Brussa sagten mir die Aerzte, das Volk betrachte das Erscheinen der Wechselfieber als ein günstiges Zeichen; denn dann höre gewöhnlich die Pest bald auf. In Gölspazar, wo beständige Wechselfieber herrschen, hat man seit 40 Jahren nichts mehr von der Pest gehört, die Jugend kennt sie bloß dem Namen nach, bis vor fünf Jahren ereigneten sich in zwei, 5 Stunden vom See entfernten Dörfern einige Pestfälle. Früher, sagten mir alte Leute, seien Wechselfieber selten gewesen, aber zu jener Zeit habe sich die Pest auch häufig gezeigt. Wahrscheinlich war der See damals so beschaffen, daß er keine Sümpfe bildete, sondern mehr Tiefe und reines Wasser hatte. Dafür spricht, daß früher sich Fische in ihm und keine Blutegel, jetzt aber bloß letztere vorfinden. — In der Mitte des Zimmers, wo wir logirten, fanden wir ein großes Stück Papier aufgehängt. Ein Derwisch hatte zum Danke für die freundliche Bewirthung auf dasselbe mit zierlichen Schriftzügen eine Charade geschrieben. Nachdem sich Rustem über eine Stunde den Kopf zerbrochen, um sie zu errathen, schrieb er aus Rache auf die andere Seite ein noch verwickeltes Räthsel.

(Der Beschluß des zweiten Artikels folgt.)

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

Der Contrast zwischen der Sterblichkeit in Städten und auf dem Lande ist sehr auffallend.

Herr Farr verglich die Sterblichkeit von ungefähr 7 Millionen Menschen, von denen die eine Hälfte in Städten, die andere auf dem Lande lebte. Die Concentration der Bevölkerung in Städten verdoppelt die Sterblichkeit an Epidemien und Krankheiten des Nervensystems. In Städten sterben mit dem Lande verglichen 39% an der Lungensucht, 71% im Kindbett, und 221% am Typhus.

Woher kommt das? Sind die Städte denn wirklich nothwendigerweise die Gräber des Menschengeschlechtes, wie Süßmilch sie nannte? oder kann der Zustand ihrer Einwohner verbessert werden? Herr Farr schreibt die große Mortalität der ungesunden Luft in volkreichen Städten zu, und hat zum Theile auch Recht. Allein sie hat noch eine andere Ursache, nämlich die Versuchung zum Laster und zum Müßiggang, welche in Städten so groß ist und einen eben so üblen Einfluß ausübt, als schlecht gelüftete Wohnungen, ungepflasterte und sonnenlose Straßen. »Es gibt keinen Grund,« sagt Farr, »warum die Gesundheit durch den Aufenthalt auf einer Quadratmeile mehr beeinträchtigt werden sollte, als durch den auf 100, wenn sich nur Mittel ersinnen lassen, die auf ersterem Raume lebenden 200,000 Individuen täglich mit der erforderlichen Menge reiner Luft zu versehen, und die Hauptquellen giftiger Ausdünstungen zu entfernen.«

Welche diese sind, bezeugen folgende Thatfachen, welche der werthvollen Schrift Stanley's über die ärmeren Klassen in großen Städten, und beson-

ders den Briefen der Doctoren Smith und Arnott an die Armen-Gesetz-Commissäre entnommen sind.

Der sociale Zustand der arbeitenden Klassen unterlag in den letzten 50 Jahren einer außerordentlichen Veränderung, welche von den Gesetzgebern noch nicht hinlänglich gewürdigt worden ist. Im Jahre 1839 verhielten sich die Arbeiter in Städten zu denen auf dem Lande wie 1 zu 2. Das Jahr 1840 zeigt gerade das Gegentheil. Das Verhältniß von Fabrikarbeitern, Bergleuten und Handwerkern gegen die Landbebauer ist in Staffordshire 3 zu 1; in Warwickshire 4 zu 1; zu Westriding in Yorkshireshire 6 zu 1, in Lancashire 10 zu 1, und in Middlesex 12 zu 1. Dies hatte auf viele Städte einen sehr bedenklichen Einfluß, besonders zu Perioden, in denen die beständigen Fluctuationen im Handel und in der Industrie Tausende von Menschen augenblicklich brotlos machen. Unter den niedern Klassen, besonders aber unter den ausgewanderten Irländern wüthen die Fieber am häufigsten und verderblichsten. Von 11,000 Häusern zu Nottingham sind 8000 mit ihrer Rückseite gegen einander gebaut, d. h. es fehlt ihnen an gehöriger Lüftung. In Liverpool werden 7862 Keller bewohnt, denen es an trockner Luft, Licht und Reinlichkeit gebricht; diese beherbergen $\frac{1}{7}$ der ganzen Bevölkerung, von welcher 39,300 der arbeitenden Klasse angehören. Uebrigens sind dort noch 2270 sogenannte Höfe, in deren jedem 2—6 Familien wohnen, obwohl sie nur einen einzigen Zugang haben; in diese dringt nie freie Luft oder Sonnenschein, sondern sie sind der beständige Sitz der Feuchtigkeit und fauler Ausdünstungen. In Manchester leben von 123,232 Arbeitern 14,960 in Kellern, und in Bury ist ein Drittel der arbeitenden Klasse so übel daran, daß sich dort in 773 Häusern nur ein Bett für 4 Personen vorfindet! In Bristol haben 46% der Arbeiter nur eine Stube für eine ganze Familie. Leeds, ein höchst ungesunder Platz von 17,800 Häusern, hat in seinem nordöstlichen Viertel, das 15,400 Arbeiter bewohnen, nur 3 Straßen mit Ablaufkanälen, während diese in 12 nur theilweise und in 38 gar nicht vorhanden sind.

Das Elend in Glasgow, wie es Dr. Cowan schildert, ist fast unglaublich für eine Stadt, welche ihr Gold und ihre Missionäre jenen Millionen schickt, die deren weniger bedürfen, als jenes Amalgam von Iren und Hochländern, das sich in Koth, Verbrechen und Lastern in den Kellern dieser großen Handelsstadt herumwält. Zehn bis zwanzig Personen beiderlei Geschlechts liegen nächtlich beisammen unter ihren schmutzigen Lumpen auf dem Fußboden. Eine Menge jüngerer Mädchen, sagt Symmonds, wendeten sich an den Polizei-Capitain Millar mit der Bitte, sie von diesen Scenen, zu welchen sie der äußerste Mangel treiben konnte, zu erlösen. Ein oder zwei Jahre waren hinlänglich, sie für ein solches Leben abzuhärten, und dann in Laster und Trunkenheit dem Grabe zuzuführen. Im J. 1837 lagen 21,800 Personen zu Glasgow am Fieber darnieder. In London ist die Sterblichkeit in manchen Pfarren viermal so groß als in den übrigen. Die Armuth wird viel zu sehr verschrien, und Mangel an Nahrung ist nicht die einzige Ursache; denn der Feldarbeiter leistet Tüchtiges, und hat eben so schlechte Nahrung. Es ist die Unsauberkeit der Wohnungen und die Verwilderung der Sitten, welche unsere Städte mit Elend und Krankheit erfüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— Physiologisches Phaenomen. Folgender Fall erregt viel Aufsehen: Thomas Bradley wurde den 4. November 1817 geboren, und ist also jetzt über 22 Jahre alt. Er ist 5 Fuß 10 Zoll hoch, von bedeutendem Gewichte, und sehr wohl gebaut. Von seiner Geburt bis zum fünfzehnten Jahre litt er an keiner bedeutenden Krankheit, verfiel jedoch im sechzehnten Jahre in einen Schlaf, welcher 9 Wochen dauerte. In demselben Jahre noch sank er wieder in einen Schlaf, der diesmal 40 Wochen währte. Während dieser Zeit magerte er sehr ab, und erlangte eine geraume Zeit nicht die Kraft, allein stehen zu können, er erholte sich jedoch wieder, und erfreute sich einer guten Gesundheit bis zum Ende August des vorigen Jahres, wo er ungewöhnlich schläfrig wurde und den Appetit verlor. Am 30. dieses Monats versank er wieder in einen Schlaf, aus dem er bis jetzt noch nicht erwachte. Seine Lage im Bette wird täglich dreimal geändert, die Bettwäsche fleißig gewechselt, und ihm regelmäßig Rindsuppe gereicht, welche, wenn sie den Schlund erreicht, durch eine convulsivische Bewegung desselben hinunter geschluckt wird. Auf diese Art wird er für seinen Zustand erträglich genug genährt.

— Im April starb zu Paris in seinem glänzenden Hôtel in der Rue Rivoli der berühmte Pillenfabrikant Morrison, 72 Jahre alt, mit Hinterlassung eines Kapitals von 5—6 Millionen Franken. Seines Gewerbes ein Weinhändler, versuchte er es, zur Verbesserung seiner nicht glänzenden Umstände, ein Apothekergeschäft in London zu etabliren und bereitete, dem Geschmacke der Engländer huldigend, ihnen starke Purganzen in Form von Pillen, die seitdem einen europäischen Ruf erlangt haben. Nachdem er die Engländer hinlänglich purgirt, zog er nach Frankreich, und verband sich daselbst zu demselben Zwecke mit einem Apotheker Blayn, mit dem er aber bald in Uneinigkeit gerieth, und vor Gericht gezogen, zur Zahlung einer bedeutenden Summe verurtheilt ward. Er fuhr indessen fort, durch pomphafte Ankündigungen in allen Zeitungen, für die er mehr als 50,000 F. verausgabte, seine Pillen über den ganzen Erdball zu verbreiten und gelangte dadurch zu seinem ungeheuern Vermögen. Als er in seinem höheren Alter die Früchte seiner Industrie genoß, fing der Hochmuth ihn zu kitzeln an, und er ließ unter dem Titel „Morrisoniana“ eine Broschüre schreiben, voll der größten Invectiven gegen die rationelle Heilkunde und ihre Jünger, in der er sich die pomphaftesten Titel: Fürst der Aerzte, Retter des Menschengeschlechtes &c. beilegte!

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Mgott'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf ieder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 75. Donnerstag, den 17. September 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Fragmente über Vaccine. — Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Miscelle.

Fragmente über Vaccine.

Von Med. Dr. Franz Lent*).

I.

Es ist unleugbar, daß die Vaccination noch heutzutage eine der segnenreichsten Entdeckungen im Gebiete der Arzneikunde ist und bleibt, wie sie es beinahe vor einem halben Jahrhunderte war, und daß sie im reichlichen Maße das wieder der Menschheit vergilt und noch vergelten wird, was jene fürchterliche Geißel, die Menschenpocken, demselben geschadet hat. Bei ihrem Eintritte in's Leben, schon zu Zeiten Jenner's fand selbe mächtige Widersacher und Gegner von allen Seiten, allein zu unserm Heile siegte die Wahrheit in unwiderleglichen Thatsachen. In Betracht dessen ist es wohl nicht zu wundern, wenn dieselbe Sache in unsern Tagen, wo die ärztliche Kunst in dem Grade, als sie sich vervollkommt und vorwärts schreitet, wie es keine Wissenschaft ihres Gleichen thut, durch modesüchtige Charlatane in ihrem Credite bei dem Publikum leider zu sinken droht, wenn auch die Vaccination, sage ich, angefeindet wird, wenn man ihr Manches zur Last legt, woran sie nicht den gering-

*) Die oben folgenden Fragmente hat uns der Herr Verfasser, der diesen höchst wichtigen Zweig des öffentlichen Gesundheitswohles zum Gegenstande seiner Beobachtung und seines vielfachen Nachdenkens gemacht hat, aus einer größern Schrift mitgetheilt, welche derselbe über die Vaccine unserer Zeit bald zu veröffentlichen beabsichtigt. D. Red.

sten Theil hat, wenn man ihr Vieles aufbürdet, woran nur der Schein gegen sie ist.

II.

Aber auch jede gute Sache hat ihre Schattenseite, Zeit und Verhältnisse können diese letzteren so herausheben, daß ihre Lichtseite mehr oder weniger unbeachtet bleibt. Dies gilt von der Einimpfung der Kuhpocken in unserer Zeit. Daß die Vaccine als einziges und sicheres Präservativ gegen die Pocken auch heutzutage noch erscheint, ist wahr und gewiß, allein eben so wahr und gewiß ist es, daß die neuesten Erfahrungen uns hierin nicht ganz befriedigen und beruhigen, wie dies der Fall war vor 30 bis 40 Jahren. So sehr auch Aerzte sich gegen diese Behauptung sträuben, so lassen sich doch Facten, die jeder Beobachter zu bemerken Gelegenheit hat, nicht so geradehin abläugnen.

Es handelt sich vielmehr, den Grund von der Sache auszumitteln, und die Art und Weise anzugeben, wie diesem Uebelstande abzuhelpen sei. Der erste Punkt wurde bereits oben dargethan, nämlich, daß der Impfstoff theils durch die Länge der Zeit, durch seine sehr oftmalige Regeneration in verschiedenen Organismen, theils durch schlechte Ausübung des Impfgeschäftes an Schutzkraft verlieren könne und verliere.

Wenn diesem Uebelstande abgeholfen werden soll, so muß die Vaccination, wie dies in civilisirten Staaten lange der Fall ist, selbst ein Gegenstand der Regierung überhaupt und der Sanitätsbehörde insbesondere sein. Es wird gewiß wenig Zweige der Gesundheitspolizei geben, die auf das Wohl der Bevölkerung größeren Einfluß üben, als eben die Vaccination. Dies scheint man aber nicht immer und überall zu fühlen und zu würdigen, weil man zu vergessen scheint, welches Unheil einst die Blatternseuche unter den Menschen stiftete, und daß es die Kuhpocke allein ist, die uns jene fast fremd gemacht; aber es steht nach jetzigen Zeitumständen zu befürchten, daß nach einer Reihe von Jahren man sich nicht leicht entschließen wird, die Schutzpocken einzuimpfen, weil sie das nicht mehr leisten, was sie einst leisteten.

Diesem kann durch zwei Mittel vorgebeugt werden: a) durch eine von Zeit zu Zeit Statt findende Erneuerung und Auffrischung des Stoffes mittelst originärer Vaccine von dem Euter der Kuh; und b) durch kunstgemäße und ordentliche Ausübung des Impfgeschäftes.

Die Nothwendigkeit einer solchen Erneuerung scheinen schon mehr Aerzte gefühlt zu haben, weshalb sie sich an das Stammland der Vaccination wendeten. Sie erhielten Stoff aus England, aber gewiß höchst selten oder nie primäre Vaccine. Da originäre Kuhpocken vielleicht eben so selten vorkommen, als in andern Ländern, und man die geringe Quantität

solchen Stoffes gewiß lieber im Lande behält, als in's Ausland versendet. Uebrigens hat man sich mehr als einmal überzeugt, daß solche Vaccine, unsern Kindern eingepfist, oft gar keine, oft wohl Pusteln erzeugte, die aber mit viel zu wenig Reaction von Seite des Organismus auftraten, als von primärer Vaccine zu erwarten ist.

Was durch die Benützung eines sogenannten englischen Impfstoffes gewonnen wird, ist nur das Vertrauen und die Vorliebe des Publikums, das sich für alles Fremde überhaupt und für die Vaccine insbesondere ausspricht. Um also eine sichere und zuverlässige Erneuerung des Schulpockenstoffes zu bewerkstelligen, muß und kann sich jeder Staat auf sich selbst beschränken. Diese Möglichkeit beweiset der Umstand, daß neueren Berichten zu Folge die natürlichen Kuhpocken in allen Ländern häufiger oder seltener vorkommen können, und vorkommen, und sich nicht auf ein bestimmtes Klima oder auf besondere Himmelsstriche beschränken.

III.

Sollten aber die hie und da vorkommenden Fälle von natürlichen Kuhpocken die Quelle zur Erneuerung des Impfstoffes werden, so muß die Sache unumgänglich ein Gegenstand der Staatsverwaltung werden, weil es einzelnen Aerzten an Gelegenheiten und hinreichenden Mitteln fehlt, jene Quelle zu benützen.

Da die Sache gewiß von hohem Interesse und großer Wichtigkeit für die Menschheit ist, so muß man sich wundern, daß man die Vaccination überhaupt, ohne sich viel um den Erfolg zu kümmern, als Privatsache, ja selbst Nebenbeschäftigung der Aerzte betrachtet, und höchstens Sorge trägt, daß jeder Unterthan mit einem Impfszeugniß sich versieht und ein Verzeichniß der Impflinge führt. Man stellt sich übrigens die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich der Sache aufwerfen, sicher viel größer vor, als sie wirklich sind. Der Verfasser versucht es hier in Kürze, auf die Art hinzudeuten, wie eine zeitweise Auffrischung der Vaccine möglich wäre. Das beste Mittel zu diesem Ziele bleibt immer die natürliche primäre Pustel am Euter der Kuh. Es ist gewiß, daß diese Krankheit nicht häufig sich unter dem Rindvieh ereignet, aber ohne Zweifel kommt sie doch nicht so selten vor, als man glaubt und sagt. Sie kommt nur selten oder nie zur Kenntniß des Arztes und der Sanitätsbehörde. Diesen letztern Umstand zu heben, wäre einzig und allein in der Gewalt der Landesverwaltung selbst. Interesse ist das Hauptmotiv der meisten Menschen, und dieses in Anspruch zu nehmen, wäre auch das sicherste Mittel, zur Kenntniß eines vorkommenden Falles von natürlichen Kuhpocken zu gelangen. Wenn man alljährlich Prämien bestimmt für den

Besitzer des schönsten Pferdes oder Schafes, warum sollte man nicht auch Preise für denjenigen Wirthschaftsbesitzer und Viehhälter zugestehen, der die vorkommende Vaccine am Euter seiner Kuh zeitig genug zur Kenntniß der Behörde bringt, da letztere Sache, wenn nicht wichtiger, gewiß eben so wichtig ist, als erstere. Man verspreche also in öffentlicher Kundgebung eine Belohnung für den Eigenthümer des Viehes, und eine angemessen geringere für den Viehwärter, und man wird sich überzeugen, daß in jedem Lande, bisweilen, wenn auch nicht gleich häufig, die Gelegenheit sich darbietet, natürliche Kuhpocken zu benützen. Man könnte Anfangs zur Aufmunterung selbst für die Anzeige von falschen Pocken geringe Prämien ertheilen.

Der Grund, warum man bisher Statt findende Kuhpocken so selten in Erfahrung bringt, liegt gewiß nur darin, daß derjenige, der sie zuerst zu bemerken Gelegenheit hat, sich nicht verpflichtet weiß, es bekannt zu machen, indem er keine Ahnung von der Wichtigkeit der Sache hat, oder daß er aus der Anzeige keinen Vortheil ersieht, und daß er von verschiedenen Vorurtheilen, z. B. daß durch das Bekanntwerden der Krankheit seines Viehes der Milchabsatz beeinträchtigt würde &c., befangen ist. Bloße Aufforderungen, welche hie und da gemacht wurden, blieben ohne Erfolg, wie die Erfahrung lehrt. Wenn aber der Vieheigenthümer von der Wichtigkeit der Sache belehrt, zugleich sein Interesse findet, so wird er gewiß keinen Anstand nehmen, den betreffenden Behörden die Pockenkrankheit seines Viehes anzuzeigen, um so mehr, da das Publikum sich mit der Zeit überzeugen wird, daß die Milch durch die Vaccine in ihrer Qualität nicht geändert wird.

Wird die Behörde auf diese Art zur gehörigen Zeit von existirenden natürlichen Kuhpocken benachrichtigt, so sollten ohne Verzug die nächsten sachkundigen, verlässlichen Impfarzte, wenn auch nicht immer Kreis- oder Bezirksärzte, beauftragt werden, entweder wo möglich den ganzen Verlauf der Pocken zu beobachten, oder wofern dies nicht thunlich, wenigstens die Pusteln nach ihren Kriterien zu untersuchen, ob sie selbe als wahre oder falsche Kuhpocken erklären können, in beiden Fällen aber den zur gehörigen Zeit und kunstgemäß genommenen Stoff sammt den aufgezeichneten dabei gemachten Beobachtungen und ihrem gewissenhaften Gutachten an die Landesbehörde einzusenden.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes auf einer Reise in dem Paschalik von Brussa.

Von Dr. Herrmann.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Gegen Mittag gingen wir nach dem 7 Stunden entfernten Leflia ab. Hier verließen wir die nördliche Richtung und wendeten uns nach Süd-Westen. In allen Dörfern fanden wir schöne Windspiele, mit langen Fahnen, lang behängten Ohren und graciös schmählichem Körper. Sie jagen gut. Eine Art Fühnerhund spürt den Hasen auf, das Windspiel stürzt auf ihn und bringt ihn dem Jäger. Zwei Stunden von Leflia fanden wir wieder unsern geliebten Sakaria und setzten später in einer Fährre nach der auf dem andern Ufer liegenden, eine Viertelstunde von ihm entfernten, von Aekern und Maulbeerbäumen umgebenen Stadt über. Hier war völliger Sommer, Alles grünte und blühte, 18° + R. Wärme. Wir wurden in einem griechischen Hause logirt, wo, wie gewöhnlich, Niemand ein Wort griechisch verstand. Trotz dem sprechen alle Griechen das Türkische mit dem griechischen Accente aus, und ich erkannte sie gleich bei dem ersten Worte Achscham (Abend), in welchem sie das sch wie s aussprechen. Der, obgleich wohlhabende Mann schien mit den ihm vom Gouverneur besckerten Gästen nicht zufrieden, und machte ein finsternes Gesicht. Wir erklärten ihm, daß wir Alles bezahlen würden (dies war uns noch nie begegnet, in türkischen Häusern wollte man häufig nicht einmal das Trinkgeld nehmen). Dassam Cavas gerieth darüber in die größte Wuth. »D,« rief er aus, »die schönen alten Zeiten sind dahin! wenn man früher mit dem Ferman reisete, da waren alle Thüren offen. Diese Ghaner, die wir jetzt bezahlen müssen, hätten mir früher ein Trinkgeld von wenigstens 100 Piaster und die Hekim Baschi ein Geschenk von 500 Piaster geben müssen!« Dieses ist nur zu wahr. Allein in der neuesten Zeit hat die Regierung die strengste Ordre gegeben, daß alle Angestellten und die mit Ferman Reisenden Alles, Zimmer, Pferde, Essen &c., bezahlen müssen, und die Leute milde behandeln sollen, nicht schlagen dürfen. Dieses ist eine große Erleichterung für die Unterthanen, die früher von den reisenden Angestellten ausgeaugt wurden. Der gedrückte Arme beginnt jetzt frei aufzuathmen. Es weht ein guter Geist in dem jetzigen Gouvernement; nur einige Jahre Ruhe und bald werden sich die goldenen Früchte des neuen Systems zeigen. Leflia, zum Kreise von Belezik gehörend, hat 400 türkische und 100 griechische Familien, einen Unter-Gouverneur, belebten Bazar, Hamam, Kaffeehäuser, 2 Moscheen, eine griechische Kirche, ein auf dem andern Flußufer auf einem einsamen Hügel gelegenes Derwisch Tefe und immer viele Reisende, weil die Hauptstraßen nach Syrien, Konstantinopel und Brussa durchgehen. Ihre Häuser sind groß, meist von Stein, die Leute wohlhabend, die Luft gesund, rein, keine Wechselfieber; im Sommer viele gastrisch-billöse Fieber und einige Typhen, die einzig jetzt herrschende Krankheit war die Variola. Vor fünf Jahren war die letzte Pest. Dies waren die Aufschlüsse, welche ich von den zwei hiesigen empirischen Ärzten erhielt.

Den andern Tag Mittags gingen wir nach Jenischehir (es ist 8 Stunden entfernt) ab. Nach einer Stunde Weges verließen wir unsern Fluß Sakaria und wendeten uns mehr nach Westen. In einem Thale trafen wir die Ruinen

zweier die Straße beherrschenden Thürme, nach den Aussagen der Bauern von den Genuesen erbaut. Die Nacht überraschte uns, wir mußten in dem Dorfe Gebelbi bleiben, kamen den andern Morgen (15. Mai) nach dem 2 Stunden entfernten Jenischehir, nahmen frische Postpferde, und gingen Mittags nach der 4 Stunden entfernten Stadt Fregöl ab, was uns 2 Stunden Umweg von der directen Straße nach Brussa machte. Fregöl liegt westlich von ihr, in der schon früher beschriebenen Ebene, deren Hintergrund vom Dlymy gebildet wird. Viele mit langen Bäumen beladene Wagen, von Büffeln gezogen, begegneten uns. Die Bewohner der umliegenden Dörfer sind verbunden, sie unentgeltlich zu fällen und nach Gömlek zu transportiren, wo sie in dem dortigen Marine-Arsenale zur Schiffsconstruction verwendet werden. Dafür sind diese Leute von allen Abgaben und der Conscriptio frei. Eine volle Stunde von Fregöl sind große Reisfelder, die sehr guten Reis produciren. Ein reicher Türke nahm uns freundlich und gastfrei auf. Die Pest ist hier selten, vor 7 Jahren war hier die letzte, aber milde Epidemie, desto häufiger im Sommer die Intermittens wegen der Reisfelder; vor 2 Monaten war die Epizootie hier, und im Augenblicke herrschen viele Blattern. Der Kadi, ein liberaler Mann, unterhielt sich lange mit mir über Vaccination. Er hatte in der Zeitung die Beschreibung der Kuhpocken gelesen und die Landleute auf sie aufmerksam gemacht, um die Lympe zu sammeln und damit zu impfen. Fregöl hat 450 türkische Familien, gehört zum Kreise von Brussa, und hat einen Unter-Gouverneur. Seine Häuser, obwohl von Lehm, sind groß, es hat einen kleinen Bazar und 2 Moscheen, von denen die eine schön und groß ist.

Den 16. Mai gingen wir nach dem 8 Stunden entfernten Brussa ab. Nachdem wir 3 Stunden lang einen schönen Eichenwald durchzogen, kamen wir an das, an dem Ausgange einer Thalschlucht gelegene Dorf Aksu, welches aus 50 türkischen Familien besteht, ein schönes Kaffeehaus, freundliche Häuser hat und von einem Bache durchflossen ist. Gegen Abend erreichten wir das Dorf Kesteler, wo wir blieben. Es hat 60 türkische Häuser, die an einen Hügel angelehnt sind, auf dem sich die Ruinen einer von den Genuesen erbauten Festung befinden, woher wahrscheinlich sein Name (Kostel). Hier ist das Grab des Scheich, Isalam (des höchsten Priesters) des großen Sultan Mehemed. Das Dorf ist von vielen Gärten umgeben, einem Bache durchflossen, hat sehr gutes Trinkwasser und gesunde Luft, weswegen sich hier sehr viele Reconvalescenten von Brussa befinden.

Den andern Tag (17. Mai) ritten wir bei großer Hitze (20° + R.) nach dem noch 3 Stunden entfernten Brussa ab, und kamen bald auf den im Anfange beschriebenen Weg.

Zum Schlusse noch etwas über die Vegetation der durchreis'ten Kreise. Sie und ihr Klima sind ungefähr dieselben, wie die Ober- und Mittel-Italiens. Maulbeeren, Oliven-, Feigen- und Kastanienbäume sind die häufigsten; nebst ihnen Mandel-, Nuß-, Aepfel-, Pfirsich-, Kirsch-, Drangen-, Citronen- und Granatenbäume. Auf den Kirchhöfen befinden sich hohe Cypressen, und die Gipfel der Berge und des Dlymys sind mit Tannen und Fichten bewachsen, die Eiche und Buche auf ihnen selten. Die Mirthe ist rar, desto häufiger der Lorbeer, Oleander und wilder Jasmin (aus dem man sehr beliebte und theure Pfeifenröhre macht). Im Thale Sakaria's einige Mastix-Stauden und in Gölpazar viel Scamo-

nium. In Betreff der Giftpflanzen viel Kirschlorbeer, *Rhododendrum ponticum*, *Daphne Mezereum*; Stechapfel, Bissenkraut, Schierling und Mohn (*papaver somniferum*). In der Ebene viele Rebenn. Dattelnbäume sahen wir nirgends.

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

Einige Auszüge aus dem Berichte der Doctoren Smith und Kay werden zeigen, wie es in London aussieht. Die Gesammtmenge der Individuen, welche von den Pfarren im Jahre, das mit dem März 1838 zu Ende ging, Unterstützung erhielten, betrug 77,186, und von dieser Zahl litten nicht weniger als 13,972 an Fiebern, wovon 7017 am entzündlichen Fieber und 5692 am Typhus darnieder lagen. Von den letzteren ereigneten sich 4002 Fälle allein in den Gemeinden Whitechapel, Lambeth, Stepney, St. George the Martyr, Bethnal Green, Holborn und St. George-in-the-East, während dem die übrigen 1692 Fälle auf die 13 anderen Gemeinden kamen. Die oben genannten 7 Gemeinden sind die Hauptquellen und Sitze der Fieber in London, eine Thatsache, welche die Register des Fieberspitals schon längst dargethan haben. In diesen 7 Distrikten war die Sterblichkeit wie 1 zu 3.8, während sie sich in den 13 anderen auf 1 zu 8.5. herausstellte. Die Totalbevölkerung der ersteren war 407,384, von denen jedes eilfte Individuum den Armen angehörte. Die 13 anderen Distrikte umfaßten 443,845 Seelen, worunter das Verhältniß der Armen zu den Wohlhabenderen wie 1 zu 10 war. Von allen diesen Fieberfällen lief im Durchschnitte jeder eilfte tödtlich ab.

Mehr als ein Fünftel derjenigen, welche den Londoner Pfarren zur Last fallen, leidet an Fiebern, und unter diesen sterben am gewöhnlichsten diejenigen, von denen das Wohl der anderen am meisten abhängt, nämlich die Familienhäupter.

Wir finden die Ursachen dieser Uebel und die Mittel, ihnen abzuwehren, in den Berichten der Armengesetz-Commissäre und der General-Registratur recht bündig aus einander gesetzt; allein der Schwierigkeiten sind zu viele, England ist das einzige europäische Reich, das gar keine medizinische Polizei hat, in dem also die öffentliche Gesundheit nie den Schutz der Geseze genos. Die Quellen der National-Gesundheit entströmen nicht dem Schooße der Regierung, denn man hat in England jedes Uebel immer seinen höchsten Punkt erreichen lassen, bevor man es entfernte. England verdankt seinen Segen dem jetzigen Frieden, und besonders der großen Masse Reichthums, welche es dem englischen Volke erlaubt, sich besser zu kleiden und zu nähren, als jedes andere Volk. Am Ende des XVII. und im Beginne des XVIII. Jahrhunderts, als das Klima und viele andere physische Umstände dieselben wie jetzt waren, war dennoch die Sterblichkeit doppelt so groß, als sie es heutzutage ist. Der jetzige bessere Zustand ist also gewiß nicht getroffenen Sanitäts-Maßregeln zuzuschreiben. Folgende Punkte werden vielleicht im Stande sein, etwas zur Beantwortung dieser Frage beizutragen. Zuerst von den Ursachen, welche die Krankheiten unter den Armen so häufig machen. Diese zerfallen in 2 Klassen: 1) in solche, welche von ihren Gebräuchen und Sitten abhängen, und 2) in solche, bei denen dieses nicht der Fall ist. Unter die letzteren gehören 1) das vernachlässigte, mangelhafte System der Abzugskanäle, in Folge dessen stockende Lachen und

Pfützen, in denen thierische und vegetabilische Stoffe faulen, so häufig sind; 2) nicht ausgetrockneter Sumpfboden; 3) Anhäufung von Unflath in den Straßen; 4) die Lage der Schlachthäuser in sehr bevölkerten Stadttheilen, und die schlechte Leitung dieser Häuser; 5) der Mangel an Lüftung in engen Straßen.

Wie schwierig es sei, diesem Uebel abzuhelfen, erhellt aus dem Umstande, daß die „allmächtigen“ Armen-Gesetz-Kommissäre von den Kanal-Kommissären an die Ingenieure der Landstraßen, und von diesen wieder an die Beamten des Nachwach- und Beleuchtungswesens gemiesen wurden, und zwar ohne Erfolg! Jede dieser Behörden benahm sich kalt gegen die Forderungen der Humanität, während dem der Tod eine doppelte Ernte hielt.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient der Zustand der Pferdeställe in London, deren abscheulicher Geruch im Sommer wirklich unerträglich ist, da das Stroh in denselben so bald in Fäulniß übergeht, aber nicht auch eben so bald aus dem Wege geschafft wird. Was die Schlachthäuser betrifft, so ist in London der Mangel einer Abdeckerei sehr fühlbar. Nach dem Gutachten des einsichtsvollen Veterinär-Chirurgen Herrn Youatt beträgt der jährliche Werth des eingebrachten Schlachtviehes 5 Millionen Pfund Sterling. Die Abfälle und der Mist dieser großen Menge von Thieren werden nur höchst unvollkommen beseitiget, und so die Menge der krankmachenden Einflüsse bedeutend vermehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

— Merkwürdige Aeußerung der Sinnesverwirrung. Bei einem Bauer in Züttland, dessen Frau Tags vorher gestorben, war ein Einbruch geschehen; man fand den Leib der Leiche aufgeschnitten und die Eingeweide herausgerissen, sonst aber nichts entwendet oder beschädigt. Der gegründete Verdacht der That fiel auf einen Menschen, der die fixe Idee hatte, er leide an einer ganz besondern Krankheit, die nur durch eine gewisse Flüssigkeit (Herzwasser) geheilt werden könne, die sich in den Eingeweiden eines Menschen vorfinde. Mehrmals hatte er gegen seinen Bruder geäußert, er wüßte Eingeweide eines todtten Menschen zu erlangen, auch in dieser Beziehung die jüngst verstorbene Frau erwähnt. Vor Gericht läugnete er die That, verwickelte sich aber in viele Widersprüche, und redete zuletzt so verwirrt, daß der Richter annahm, er sei seines Verstandes beraubt, und das Verhör schließen mußte.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Wigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschießt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 76. Montag, den 21. September 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Fragmente über Vaccine. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Gemeinnützigste Nachrichten. — Miscelle.

Fragmente über Vaccine.

Von Med. Dr. Franz Lentz.

(B e s c h l u ß.)

IV.

Bei Uebertragung des primitiven Impfstoffes auf Kühe stellen sich aber dieselben, wenn nicht größere Hindernisse dar, wie beim Ausfindigmachen der spontanen Vaccine. Vorurtheile und Furcht vor pecuniärem Nachtheile in der Nutzbarkeit des Melkviehes hemmen den besten Willen des Impfarztes. In dieser Beziehung wäre ich daher folgender Meinung. Jedes Land oder jede Provinz könnte einige Stück Kühe von passendem Alter auf öffentliche Unkosten zu diesem Behufe unterhalten. Wo Thierarzneiinstitute sind, dürften diese die passendsten Plätze dazu sein; wo dies nicht thunlich, könnte die Pflege des Viehes einem Privatmanne überlassen werden. Die Nothwendigkeit dessen dürfte wohl nur mehrere Jahre dauern, da man sich mit der Zeit hier von der Schadlofigkeit der ganzen Sache überzeugen, und jeder Viehbesitzer sich sodann leicht entschließen wird, gegen eine kleine Entschädigung seine Kuh zur Impfung verwenden zu lassen.

In beiden Fällen würden sich die dadurch veranlaßten Unkosten nicht so hoch belaufen, da die Benützung der Kühe in Anschlag kommt. Es könnte aber, wird Mancher sagen, der Fall eintreten, daß dem Staate diese Last jahrelang zufiele, ohne irgend einen Nutzen davon zu ziehen,

wenn nämlich sich längere Zeit keine spontanen Kuhpocken ereignen. Allein bei der eben angegebenen Einleitung dürfte sich dieser Fall schwerlich ereignen; dies um so weniger, wenn ähnliche Einrichtungen allgemein würden, wo ein Staat im wechselseitigen Einverständnisse den Andern im Falle des Bedürfnisses versehen könnte.

Sollte es jedoch geschehen, daß längere Zeit kein primitiver Kuhpockenstoff zu haben ist, so könnten die unterhaltenen Kühe dazu benützt werden, daß man an ihnen Versuche macht, um durch vielfache Erfahrungen mehr Licht und Sicherheit über eine Sache zu bringen, worüber man noch so wenig im Reinen ist, und worüber die Meinungen und Hypothesen der Aerzte noch so getheilt sind. Wäre hier nicht die schicklichste Gelegenheit, eine Rückimpfung der Vaccine vorzunehmen, d. h. den Schutzblatterstoff wieder von Menschen auf Kühe zu übertragen, und selben auf diese Art aufzufrischen und zu regeneriren? Hier wäre zugleich eine Anleitung für junge Aerzte, um in ihrer Praxis bei sich darbietender Gelegenheit diese Operation an Kühen für sich vornehmen, wahre Kuhpocken von falschen unterscheiden, den Verlauf beobachten und beurtheilen, den Stoff zur gehörigen Zeit und auf gehörige Art nehmen zu können.

Dr. Jenner und seine Anhänger, und später Dr. Coys, Viborg und Sacco glauben, daß die Kuhpocken aus der acuten Pferdemaule entspringen, und führen mehrere Fälle, theils von zufälliger, theils absichtlicher Uebertragung des Maulenstoffes der Pferde auf Kühe an, bei welchen sich echte Kuhpocken entwickelten. Wenn gleich über diese ausgesprochene Meinung sich nichts sagen läßt, weil aus Mangel an Erfahrungen die Sache noch so sehr im Dunkeln schwebt, so ist doch das Ansehen und die Glaubwürdigkeit jener Männer so groß, daß es gewiß der Mühe lohnte, wenigstens der Wissenschaft wegen, die von ihnen gemachten Versuche zu wiederholen, um hierin zu einem Resultate zu kommen. Wären nun obige Anstalten nicht auch dazu geeignet? Daselbe gilt von der Einimpfung der natürlichen Menschenblattern.

Uebrigens bleibt hier nur zu bemerken, daß zur Impfung der Kühe, es mag selbe mit originärer Vaccine vom Euter der Kuh, oder vom Arme des Kindes, oder mit Maulelymphe, oder endlich mit Menschenblatterstoff geschehen, viel Geduld und Ausdauer erfordert wird, und daß das Mißlingen mehrerer Versuche nicht muthlos machen, und von ferneren Experimenten nicht abhalten darf, da man den bisher gemachten Erfahrungen zu Folge, auf öfteres Mißglücken des Erfolges gefaßt sein muß.

Den Impfstoff sollte sich jeder Impfarzt lieber selbst fortpflanzen, als sich auf fremde Gewissenhaftigkeit verlassen zu müssen, was jetzt um so leichter ist, da man selben sogar im flüssigen Zustande, in hermetisch verschlossenen Phiolen, unter gehöriger Vorsicht leicht über Winter erhalten kann. Daß jener nach elf Monaten noch wirksam ist, davon habe ich mich mehrere Male überzeugt. Auch wäre zu wünschen, daß der Impfarzt jede Gelegenheit benützte, um die Vaccine selbst vom Euter der Kuh zu erneuern, sei es nun durch in Erfahrung gebrachte natürliche oder durch eingimpfte Pocken an Kühen, was besonders Landärzten nicht sehr schwer sein dürfte, wenn oben angegebene Verhältnisse herbeigeführt würden. Schließlich muß ich noch zweier Umstände erwähnen, welche sehr oft den guten Ruf der Vaccination beeinträchtigen, ich meine die Maxime, Eltern mit Zwangsmaßregeln dazu zu verhalten, ihre Kinder vacciniren zu lassen; und die unbefugte, leichtsinnige Ausstellung der Impfungszeugnisse.

Hebung der Vorurtheile, passende Belehrung und Aufklärung der Neugebildeten über diesen Punkt, und Sorge für die sichere Schutzkraft der Schutzpocken, von der sich das Publikum durch Erfahrung überzeugt, wird selbes am besten auf eine indirekte Art zwingen, sich für die Sache zu entschließen; denn Zwangsmittel erbittern und entfernen vielmehr von dem Aufgebrungenen.

Was die Ausstellung der Kuhpocken-Impfungszeugnisse betrifft, so sollte das Befugniß hiezu wieder nur Impfärzten ertheilt werden.

Hier findet oft der größte Mißbrauch Statt, wodurch nicht bloß das Gesetz umgangen, sondern auch dem Rufe der Vaccination geschadet wird. Es geschieht nämlich nicht selten (selbst in Städten), daß der Impfarzt seine Impflinge vom Augenblicke des Vaccinirens nicht mehr zu Gesichte bekommt. Höchstens bringt die Mutter ihr Kind am achten Tage, wo in der Regel einem jeden Kinde, das Pusteln hat (gleichviel, ob es echte Schutzpocken sind oder nicht), das Zeugniß ausgefertigt wird. Bisweilen geschieht nicht einmal das, sondern auf die Aussage der Eltern des Geimpften erhält Letzterer das Zeugniß, womit er wohl das Gesetz befriedigt, aber nicht vor Menschenpocken verwahrt ist. Doch nicht genug; es verlangen und bekommen Eltern oft derlei Zeugnisse, bei Erforderniß desselben als Document für ihre Kinder, welche, wie jene sagen, vor 10 — 15 Jahren von bereits verstorbenen Ärzten vaccinirt worden sind, und bei denen oft gar keine Spur von Narben vorhanden ist. Ist es unter solchen Umständen zu wundern, wenn bisweilen Individuen mit dem Impfungszeugnisse in der Hand, die Menschenpocken bekommen?

Würde man in allen Ländern diesen Uebelständen abhelfen, und so jenes himmlische Schutzmittel, dessen Wohlthaten unserem Jahrhundert vorbehalten waren, gehörig würdigen und handhaben, so könnte man mit Zuversicht und Sicherheit erwarten und verbürgen, daß Kuhpockenimpfung nie ihre segnenreichen Wirkungen verfehlen werde.

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

Die zweite Klasse der Krankheitsursachen, welche ihr Entstehen der Lebensart und den Sitten der Armen verdanken, ist an Bössartigkeit der eben besprochenen noch überlegen; denn die Armuth und der Mangel haben mehr Leichtsin, Schmutz und Elend in ihrem Gefolge, als sich der Reiche träumen läßt. Wir sahen in einer kleinen Dachstube den Vater am Typhus krank liegen, und quer über ihn ein ebenfalls krankes Kind; zwei andere schliefen unter dem Bette. Die zwei Fenstervertiefungen waren um 6 Pence an zwei Irländer als Nachtquartiere vermietet. Die Frau, ein junges, gesundes Weib, schlief bei der Nacht in demselben Bette mit ihrem kranken Manne und ernährte ihre Familie durch Reinigung von Wäsche, die in der Stube zum Trocknen aufgehangen worden war, da die Pfarrbehörden das Hängen der Wäsche vor die Fenster verboten hatten.

Eine der bedrohlichsten Ursachen dieser Art ist der Zustand der Wohnhäuser für Bettler und Bagabunden und eine gewisse Klasse der dürftigsten irischen Armen. So erzählt Herr Robert Moyer, Arzt des Bezirks Highgate, von einem Hause, welches nicht einmal durch die reine Luft dieses Districts gereinigt werden kann. Es ist ein Wohnhaus, in dem sich eine große Menge der dürftigsten Menschen, meistens irische Bettler aufhalten. Von diesen schlafen drei, wohl auch noch mehr in einem Bett, welches nie gewechselt oder gereinigt wird. Im letzten Jahre fielen 11 Krankheitsfälle in diesem Hause vor, wovon 5 tödtlich endeten.

Herr Evans in Blackmanstreet behandelte dort in 9 Monaten 500 Arme an Fieber, von dem er keine andere Ursache erüiren konnte, als Unmäßigkeit, Schmutz und Mangel an reiner Luft.

Herr Byles von Whitechapel sagt, daß die Essexstraße der allgemeine und beständige Sitz der Fieber seit Jahren sei. Besonders ist dort ein Haus vor allen übrigen verrufen. Es wird von 12—14 Familien bewohnt, und in demselben herrscht seit Jahren das Fieber beständig. Sobald ein Kranker dasselbe verläßt oder stirbt, wird sein Platz gleich wieder an Andere abgetreten. Die Kanäle der Umgegend sind sehr mangelhaft.

Dr. Farr behauptet, daß die irischen Bettler beständig das Fieber in's Herz der brittischen Städte tragen und dasselbe dort beständig nähren. Die drei Häfen, durch welche sie Großbritannien betreten, sind Bristol, Glasgow und Liverpool. Wir finden, daß mehr als ein Drittel der im Siechenhause zu Glasgow behandelten Fälle Fieber sind, und es ist bekannt, daß mehr als ein Sechstel der Bewohner von Glasgow aus Irländern besteht. Liverpool zeigt die größte Sterblichkeit in der Klasse contagiöser Krankheiten und im Typhus, so wie die wenigste Aussicht auf Erreichung eines hohen Alters in ganz England. Ob die

unglücklichen Opfer nun Irländer, Schotten oder Engländer seien, der Fehler liegt in den Umständen, welche solche Armuth und solches Elend erzeugen. Als Mittel, denselben zu steuern, schlagen die Doctoren Kay und Arnott folgende vor:

1) Ein vollständiges System von hinreichend abhängigen Abzugskanälen und Gassen, durch welche sich aus jedem Hause und jeder Gasse der flüssige Unrath durch die Wirkung seiner eigenen Schwere allein entfernen kann. Eben so eine vollständige Straßen-Pflasterung zur Erleichterung der nöthigen Reinigung derselben.

2) Ein hinlänglicher Wasservorrath zur Reinigung der Straßen, Häuser, Kleider und Menschen.

3) Eine thätige Menge von Gassenkehrern zur Entfernung jenes Schmutzes, welchen das Wasser nicht mitnimmt, und zweckmäßige Aufnahmsplätze für diesen Schmutz.

4) Freie Ventilation durch weite Straßen und geräumige Häuser, um alle gasförmigen Schädlichkeiten so viel als möglich zu entfernen.

5) Größtmögliche Fernhaltung der Ausübung solcher Künste und Handwerke, welche die Luft verderben. Daher sollte die Bestimmung der Plätze für Thiermärkte, Schlachthäuser, Meiereien, Gasometer, Friedhöfe u. dgl. nur durch competente Behörden geschehen.

6) Verhütung des gedrängten Zusammenwohnens in den Wohnhäusern für Arme.

In Bezug auf den ersten und dritten Punkt würde diese Wohlthat für Bethnalgreen, Whitechapel, Lambeth und die ärmeren Parthien von Westminster von unberechenbarem Werthe sein. Die letztgenannten zwei Distrikte sind voll offener Gassen und schmutziger, stehender Wässer; fast ganz Bethnalgreen ist eine Pfütze, und es stehen dort mehrere Gassen bei Regenwetter ganz unter Wasser. Unter solchen Bedingungen müssen dort Fieber herrschen, und werden dies auch immer, so lange die vorgeschlagenen Verbesserungen nicht ausgeführt werden. Eben so verhält es sich mit der freien Lüftung dieser Distrikte, welche gewiß wesentlich dazu beitragen müßte, den Aufenthalt in großen Städten gesünder zu machen. Seit Kurzem führt man zwar in London wesentliche Verbesserungen dadurch ein, daß man die Straßen erweiterte und bessere Gebäude auführte. Allein den Vortheil davon genießen nur die Reichen, während für den thätigen Armen nichts geschieht; denn sie müssen mehr an Plätzen wohnen, wo sie Arbeit erhalten können, und der Spekulant, der dies weiß, kümmert sich wenig darum, welche Art von Wohnungen er ihnen anbietet. Dies wissen nur Pfarrverweser, der gewissenhafte Geistliche und der Arzt, welche oft genug als Opfer ihres Diensteyers fallen.

»Die Armen,« sagt Dr. Southwood Smith, »können durch keine Klugheit und Vorsicht den schrecklichen Uebeln entgehen, von denen sie bedroht werden. Man denke nur an die traurige Wahrheit, daß von 77,000 Armen 14,000 vom Fieber ergriffen wurden. Von diesem unheilswangeren Kern aus wurde ganz London vergiftet. Das Jahr 1838 war ein wahres Fieberjahr. Dies zeigte sich deutlich in dem einzigen Spital London's, das Fieberkranke aufnimmt. Es erhob sich ein allgemeiner Ruf um Nebenspitäler für die Armen, zu deren Errichtung man Subscriptionen eröffnete. Die Krankheit brach in Werkstätten und in den übrigen Spitalern aus, und der Tod verschonte weder

die Kranken, noch die Wärter und Aerzte. Kein Wunder also, wenn die Armen-gesetz-Kommissäre verlangen, daß jede Pfarre ein Fieberhaus zur Aufnahme der Armen erhalten solle. Der Statistiker, den die Sterbefälle interessieren, bemerkt, daß alle 10 Minuten ein Einwohner London's stirbt. Wenn man die Sterbeglocke für Jene läuten hört, welche weder Rang noch Gold vor der Krankheit des Armen schützen kann, so ist das größte Monument, welches wir unseren Todten errichten können, daß, daß wir Jene, welche sich nicht selbst schützen können, vor diesen Uebeln bewahren.²

Diese Betrachtungen sind um so wichtiger, wenn man die Häuser betrachtet, welche sich in den neuen und vornehmeren Theilen London's finden; denn viele von diesen zeigen eine so vollkommene Vernachlässigung der gemeinsten Vorsichtsmaßregeln, daß man sich dies nur durch die rasche Zunahme der Bevölkerung erklären kann, welche den Hauseigenthümern Bewohner sichert, so mangelhaft ihre Häuser in Sanitätsrückichten auch immer sein mögen.

Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß die Gesellschaft schon viel zur Verbesserung des Sanitätszustandes in London gethan habe. Es bleibt doch immer die gesündeste aller Hauptstädte Europa's. Das heitere Klima Neapel's hat wenig Gewalt über den Schmutz, das Elend, die Sittenlosigkeit einer Bevölkerung, in welcher die jährliche Sterblichkeit 1:28 ist, während in London im Jahre bloß 1 Individuum von 44 stirbt. In Wien ist das Verhältniß 1:22 in Paris 1:36, in Brüssel 1:39, in Genf 1:43, in Rom 1:24, in Madrid 1:35, in Amsterdam 1:25. Im Vergleiche mit diesen also ist England und dessen Hauptstadt glücklich zu nennen, und es fehlt nur noch, daß die große Ungleichheit des Sanitätszustandes zwischen den armen und reichen Bewohnern durch Mittel ausgeglichen werde, welche gewiß nicht außer dem Bereiche einer weisen und humanen Verwaltung liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— Der Pinzera Pool oder Zufluchtsort für alte kranke Thiere zu Bombay ist eine dem Lande eigenthümliche und sonderbare Anstalt. Das Gebäude, welches für seinen Zweck sehr passend eingerichtet ist, wurde von einem Purvoe (Schreiber), in Diensten der Herren Forbes u. Comp., gestiftet, welcher beträchtlichen Reichtum zusammengebracht hatte, in der Absicht, ihn wohlthätigen Zwecken zu widmen. Das Aeußere hat das Ansehen eines großen und schönen Thorweges, welcher in drei Höfe führt, jeder mit einem Schoppen umgeben, zur Verpflegung der Thiere. In diesen sind unter Sorge geeigneter Wärter untergebracht: die Hunde, Pferde, Kühe und andere Vierfüßler der Anstalt. Alle sind gut genährt, und haben für ihre verschiedene Gewohnheit gute Wohnungen. Die Pferde haben passende Ställe, mit Standsäulen, Hufschlingen und Halstern für jedes und mit allen Geräthen eines guten Stalles, während die Kühe in einem geräumigen, mit frischem Futter bestreuten Hofe herumgehen können. Die Anstalt wird durch Dotationen von den reichen Jains der Präsidentschaft und von den freiwilligen Geschenken der Besucher unterhalten. Die Banianen sind so eifrig, um Thiere vor schlechter Behandlung zu schützen, daß für jeden Hund eine halbe

Kupie Belohnung gezahlt wird, der in den Pinjera Pool gebracht wird, und verhältnißmäßige Vergütung auch für größere Thiere. (Mrs. Postans Westren India. I. p. 41.)

— Verletzung durch Blitzschlag. Am 30. April d. J. wurde ein im Walde beschäftigter Einwohner bei einem Gewitter, indem er unter einem Baume Schutz suchte, vom Blitze getroffen und besinnungslos zu Boden gestreckt. Seine geängstigte Familie fand denselben erst Abends in einem gelähmten und ganz betäubten Zustande auf. Am andern Morgen fand Dr. Dreßler den Kranken von den fürchterlichsten Schmerzen gequält und schreiend im Bette. Der Strahl war zwischen dem Halstuche und dem Hintertheile des Kopfes an der rechten Seite der Rückenwirbelsäule bis zum Kreuzbeine hinuntergezogen und hatte seinen Lauf durch stellenweise bewirkte Excoriationen und größere Brandblasen bezeichnet. In der Gegend des Kreuzbeines theilte sich die Brandlinie in zwei Schenkel. Einer derselben verlief zweigförmig von hinten nach vorne längs der äußeren Seite des rechten Schenkels, und endete in der Wadengegend, der andere Schenkel erstreckte sich nicht weiter. Der Blitz hatte sämtliche Kleidungsstücke und das Hemd unbeschädigt gelassen, nur der Stiefel des rechten Fußes war vom Knochengelenke bis zur Sohle in mehr als hundert Stücke gerissen, zusammengeschrumpft, und gleichsam wie verbrannt. Der vom Stiefel umgebene Fuß war nicht beschädigt. Patient klagte über große Unruhe, Schmerzen in den Brandstellen und heftiges Reizen in der Kreuzgegend und dem rechten Schenkel. Nur tropfenweise und mit großer Anstrengung vermochte er zu uriniren; Stuhlaussteuerung war seit 24 Stunden nicht erfolgt. Der kleine, etwas harte Puls schlug 100 mal in der Minute. Die Zunge, mehr feucht als trocken, war schleimig belegt, wahrscheinlich Folge des Wechselfiebers, woran Patient seit mehreren Wochen litt. Nach Anwendung zweckmäßiger Mittel genas Patient vollkommen.

— Wellsted sagt in seinem Werke über Bagdad: »Unser keuscher Silbermond, welcher in England die Liebenden und Dichter so begeistert, bringt im persischen Golfe ganz andere Wirkungen hervor; denn sein Glanz ist dort so durchdringend und erregt eine so lästige Empfindung, daß man sich dort vor demselben eben so sorgfältig zu schützen sucht, als man dies am Tage vor der Sonne thut. Man hat sich nie, so viel ich weiß, die Mühe gegeben, den Einfluß zu untersuchen, welchen die Mondesstrahlen auf die schnelle Zersetzung von Fischen und anderen thierischen Substanzen ausüben, während dem doch Feder, der in Ost- oder Westindien gewesen ist, davon Zeugnis geben kann.« An einer andern Stelle seines Werkes sagt Wellsted: »Die Schärfe der Gebirgsluft, in welcher diese Hochländer (von Socotra) leben, steigert ihren Appetit zu einer außerordentlichen Höhe. Die Indianer setzen den Europäer durch die Massen von Reis, die sie verzehren, in Erstaunen, und auch die Araber sind nicht das enthaltsame Volk, für welches sie allgemein gelten; Beide aber sinken zu einer wahren Unbedeutendheit herab im Vergleiche mit dem, was diese Menschen leisten. Ich sah sie oft viermal des Tages große Massen von Fleischkost zu sich nehmen, und dennoch zwischen diesen starken Mahlzeiten Reis genießen. Unsere drei Führer verzehrten binnen dieser Frist ein ganzes Schaf sammt Kopf und Eingeweiden, und unser verhältnißmäßig mageres Mahl erregte ihr Erstaunen im höchsten Grade.«

— Graues Haar. Graues Haar, der sprichwörtliche Begleiter des Alters, ist ein schönes Beispiel der abnehmenden Ernährung und unterdrückten Absonderungsfähigkeit. Schon frühzeitig und üppig erscheinend, zeigt doch das Kopfhaar zuerst am Körper Spuren von Abnahme der Lebenskraft. Es lassen sich jedoch in den verschiedenen Individuen große Differenzen in Bezug auf die Periode nachweisen, in welcher deren Haar die Farbe ändert oder ausfällt. Bei Einigen wird es schon mit 30 Jahren oder noch früher grau; bei Anderen hingegen zeigt sich dieser Wechsel auffallend spät. Viele Ursachen, welche auf die Gesamt-Constitution nur wenig Einfluß ausüben, beschleunigen das Absterben der Haare auffallend; hieher gehören besonders niederdrückende Leidenschaften, Kummer, Gram und angestrengte Geistes-thätigkeit. Fieber wirken oft zerstörend auf die Vitalität der Haare, während sie in den übrigen Systemen des Körpers nur vorübergehende Störungen veranlassen. Zwischen dem Einfluß jedoch, welchen Krankheit, und jenem, welchen hohes Alter auf das Haar ausübt, ist ein bedeutender Unterschied; denn erstere zerstört selten die gefäßreiche Kapsel, aus welcher das Haar herauswächst, und so zeigt sich häufig wieder ein reichlicher Haarwuchs desselben, wenn der Körper sich wieder erholt. Der Verlust des Haares hingegen, welcher Folge des Alters ist, bleibt unerseßlich; denn er beruht sowohl auf Vernichtung der Haarwurzel als ihres Schaftes, weil sich nach dem Ausfall derselben der Kanal, welchen das Haar in der Haut durchdrang, gänzlich schließt. Der Verlust der Farbe des Haares beginnt in dem Schaft desselben, welcher zuerst grau, dann weiß, und endlich durchsichtig wird, und ihm dann jenes Silberansehen gibt, welches für ein so ehrwürdiges Zeichen des Alters gehalten wird. Die Kahlheit beginnt gewöhnlich über dem Stirn- und den Seitenwandbeinen, besonders bei dem männlichen Geschlechte, und verbreitet sich dann über die ganze obere Partie des Schädels. Aehnlichem Wechsel unterliegt das Haar an anderen Stellen des Körpers; jedoch erfolgt dieser immer später, als jener am Kopfe.

Miscelle.

— Am 19. Juni 1840 starb zu Leipzig in der ersten Morgenstunde in seinem 86. Lebensjahre der älteste unserer akademischen Lehrer, der ordentliche Professor der Medizin, Dr. Carl Gottlob Kühn. Zu Spergau bei Merseburg am 18. Juli 1754 geboren, habilitirte er sich im Jahre 1779 zu Leipzig, wo er auch schon studierte, und das er seitdem, kürzere Reisen ausgenommen, nicht verlassen hat. Der literarischen Welt ist er besonders durch die große Ausgabe der »Opera medicorum graecorum« und die sehr vermehrte Ausgabe von »Blancardi lexicon medicum« rühmlichst bekannt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 77. Donnerstag, den 24. September 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ein Wort über religiöse Gesinnung des Arztes. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Mineralquelle zu Unterselters.

Ein Wort über religiöse Gesinnung des Arztes.

Von Dr. Schönaug.

Motto: Der erhabenste Beruf des Menschen nach dem Gottesdienste,
bleibt doch der — Arzt zu sein. Hufeland.

Es trifft vielleicht Niemand als die Aerzte so häufig und unverdient der Vorwurf der freigeistigen Irreligiosität! Daß sie den armen Gläubigen ihren himmlischen Trost verleiden, indem sie sich nur spottweise über dergleichen Dinge auslassen. Der Vorwurf des Rationalismus trifft sie wohl weit seltener, weil die meisten Aerzte der Gegenwart den Titel eines rationellen Arztes als etwas Verrufenes selbst von sich lehnen; aber stets und unablässig wird ihnen der Materialismus in seiner derbsten Grobheit vorgerechnet, weil sie sich es nun einmal zum Prinzip in ihren wissenschaftlichen Forschungen gemacht, Nichts der Spekulation im Vorhinein zu glauben, was sich nicht auch handgreiflich nachweisen läßt. Ich weiß nicht, ob nicht in diesem Tadel ein weit größeres Lob liegt, und ob nicht der Arzt lieber jene Bekrittelung ruhig ertragen soll, als daß er auf Anerkennung seiner naturforschenden Zweifelsucht Verzicht leisten sollte.

Der Arzt, der die menschliche Natur sammt ihren Zufälligkeiten sich zum gründlichen Studium gemacht hat, zugleich auf ihre beiden Lebenssphären einzuwirken sucht, und nicht bloß mit dem leeren Namen der Medicamente die Krankheiten zu verschleichen, oder sich und seine Klienten mit nichts sagenden Phrasen über Krankheit zu täuschen die Absicht hat, dem wird es klar geworden sein, welch' wichtiges Moment religiöse Ge-

müthlichkeit zur Beseitigung wirklicher und desto mehr eingegebildeter Krankheiten abgibt; um so mehr, da er schon zur Ueberzeugung im Voraus gelangt sein muß, daß das gesunkene Vertrauen der Jetztzeit zur Medizin in der modernen Zweifelsucht einen hinreichenden Grund finde. Unsere Zeit, ihres geistigen, wenn auch nicht ganz gleichmäßig und überall durchdringend vertheilten Bollgewichtes sich bewußt, zugleich einsehend, daß ihr ihre Wissenschaftlichkeit mehr durch fremde Geistesenergie eingepfropft, als ein selbstständiges Streben eigen ist, aber dennoch ihre Vermüthlichkeit an Produktivität nicht übersehend, findet ein reines Mißbehagen an sich selbst und den Geisteswerken der Vorzeit, sie entladet sich ihres Ueberdrußes im ewigen Zerstören und Herabziehen alles Großen und Trefflichen; es ist ihr das Vertrauen an sich selbst und an die Menschheit gesunken; der breite Strom des oberflächlichen Dilettantismus hat das Ansehen prägnanter Wissenschaftlichkeit und Kunst entwürdigt, und eine Zerfallenheit mit sich und den höchsten Interessen der Menschheit erzeugt. Die Blattern, der orientalische Aussatz und alle andern Epidemien der Vorzeit haben nicht mehr Menschen körperlich getödtet, als die Unzufriedenheit gegenwärtig geistig umbringt. Der feste Anker religiöser Zuversicht findet in wenigen Herzen noch haltbaren Boden, und woran soll der Arzt, zur Erregung des Selbstvertrauens und der immer schlummernden Heilenergie des Körpers, das schwankende Lebensboot seiner hoffnungslos verzagenden Kranken knüpfen? — Der Arzt erscheint nicht mehr wie vormalß mit gepudertem Haarbeutel, Cherpapahut und Quastenstock, und mithin auch nimmer mit dem Nimbus, der seinen wirkenden Stoffen bei der Einbildungskraft Nachdruck verlieh; er ist nimmer der Verwalter geheimer Naturkräfte — vielmehr hat eine unbezwingbare Zweifelsucht gegen ihn, seine Kunst, wie alles Andere (die unsere Generation vorzüglich charakterisirt) schon im Voraus eingenommen. Er hat sich jenen finstern Mächten des Mittelalters selbst zu emancipiren gesucht, um sich einer Gesellschaft inniger anzuschließen, deren Bande die Selbstsucht fast gänzlich zu lockern droht.

Der Arzt würde schon, alles Uebrige abgerechnet, sehr wenig Politik verrathen, verstünde er sich so wenig auf seinen Vortheil, an dem festen Gitter der Religion zu rütteln, indem er dabei ganz augenfällig noch mehr an seinem eigenen Ruine arbeitete. Er würde ferner sehr wenig Verehrung vor dem Ursprung seiner Kunst und ihrer frühen Wiege verrathen, ließe er sich's in den Sinn kommen, nur das Ansehen ihrer Diener zu schmälern. Waren es nicht diese, welche in ihrer ersten Unbehilflichkeit die Arzneikunde pfliegten, und ihren Unordnungen durch den Nachspruch jenen Nachdruck und Befolgung erwirkten? Was endlich könnte

dem Arzte die Mühseligkeiten seines Standes auf irgend eine Weise lohnen, wenn nicht die Beruhigung, den Anforderungen seines Berufes und der Religion aufs Innigste Genüge zu leisten? —

Aber nicht minder würde der Arzt seiner Thätigkeit Hemmschuhe anlegen, wenn er dem Fanatismus Vorschub leisten oder demselben sich in die Arme werfen würde. Er müßte Amulette und Panaceen gewiß in seinen Heilapparat einschließen, wenn er nicht dem Tadel sich aussetzen wollte, frevelhaft in den Gang einer höhern Bestimmung eingreifen zu wollen; wie der Türke es für ein Verbrechen hält, sein verhängnißvolles Schicksal durch eigenmächtige Eingriffe abändern zu wollen. Dadurch würde er in den bedeutendsten Momenten entweder der Krankheit als müßiger Zuschauer gegenüber stehen müssen, oder die zum Heilen geeigneteste Zeit unbenützt vorüber streichen lassen.

Wie es zu den edelsten Prärogativen des Arztes gehört, daß ihm sein Beruf es zur Verpflichtung macht, von keiner politischen Partei, keiner Sekte Notiz zu nehmen, sondern in dem Menschen rein den Menschen zu sehen und zu behandeln, in so fern wird sich der Arzt auch nur auf den Geist des Glaubens — das religiöse Gemüth — in so weit es mit dem Leben verkörpert und innig verschmolzen, von den Schladen des Aberglaubens und Vorurtheils gereinigt ist — einlassen können; Arzt und Seelsorger müssen sich überhaupt wechselseitig ergänzen, jener ist wie dieser Priester, jeder Kranke ist für ihn ein Tempel der Natur, und er opfert unablässig auf dem Altare der Menschheit.

Wir glauben demnach diesen Aussatz nicht würdiger und besser schließen zu können, als indem wir ihm einige goldene Worte des musterlichen Huseland's anhängen: „Die Heilkunst ist demnach eine der erhabensten und göttlichsten, indem ihre Verpflichtungen mit den ersten und heiligsten Gesetzen der Religion und Menschenliebe genau zusammenfließen, und ihre Ausübung durchaus Selbstverleugnung und Erhebung des Gemüthes über die gemeinen Rücksichten des Lebens erfordert und darin übt. Nur ein moralischer Mensch kann Arzt im wahren Sinne des Wortes sein, und nur ein solcher Arzt kann Glück in seinem Berufe finden. Denn nur er fühlt einen höhern Zweck seines Daseins in seiner Brust, der ihn über das Leben selbst, und über alle Freuden und Mühseligkeiten desselben erhebt. — Seinen Geist zu veredeln, seine Persönlichkeit dem Ganzen und einer höhern Welt aufzuopfern, und Gutes um sich her zu verbreiten, so viel er kann, dies ist das Ziel seines Daseins; und wo kann er dies besser erreichen, als in einem Berufe, der ihm jeden Augenblick dazu Gelegenheit gibt, ja dazu zwingt, und der ohne Aufopferung des Egoismus und aller Anhänglichkeit an das Scheinbare und Irdische ganz un-

möglich ist? — Seine Berufsgeschäfte werden also immer in der schönsten Harmonie mit seinen innern Ueberzeugungen und Grundsätzen stehen, und gleichsam freiwillig daraus hervorgehen. Was er thun muß, wird er mit Freuden thun, und so wird das höchste Glück des Lebens, Uebereinstimmung des Aeußern mit dem Innern, die Folge sein.“ —

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

Die Mortalität in der Armee. Wir wollen nun zur Betrachtung der Sterblichkeit unter den Truppen, sowohl in England als in den Kolonien übergehen. Diese bestehen aus ausgewählten, jungen, kräftigen Männern, welche alle den gleichen diätetischen Einflüssen ausgesetzt sind, und bei welchen sich klimatische Experimente wohl so bestimmt und genau als bei keiner andern Menschenklasse anstellen lassen. Die Berichte, welche uns vorliegen, erstrecken sich von 1817 bis 1836.

In der Heimat beschränkten sich die Beobachtungen auf jene Cavalerie-Regimenter, welche während der ganzen eben genannten Periode nicht im Auslande dienten, so wie auch auf die sogenannten Hofstaattruppen (household troops), deren Dienst größtentheils auf London allein beschränkt ist.

Die neuesten Berechnungen umfassen die $7\frac{1}{2}$ Jahre lange Periode von 1830 bis einschließlich 1836, die Zeit also, in welcher die Cholera und die Grippe wütheten. Die Stärke der Truppen war 44,611 Köpfe; Krankheitsfälle ereigneten sich 41,464, von denen 627 tödtlichen Ausgang hatten, also eine Sterblichkeit von 14 auf 1000. Rechnet man hierzu noch die Fälle von Selbstmord und unnatürlichen Todesarten, so ist das Verhältniß der jährlichen Sterblichkeit gleich 15, 3—10:1000.

Wem sollte nicht bei diesen Daten die außerordentliche Menge von Krankheitsfällen, so wie die große Sterblichkeit auffallen? Diesen Zahlen nach müßte jeder Soldat in dem vereinigten Königreiche in 13 Monaten einmal in das Spital kommen. Vergleicht man dieses Verhältniß von Krankheit in der Armee mit jenem im Civile, besonders bei einer Klasse, deren Verhältnisse jenen der Soldaten nicht unähnlich sind — wir meinen nämlich die Arbeiter in den königlichen Schiffswerften —, so ergeben sich für jedes Tausend der Letzteren jährlich 407 Krankheitsfälle, also fast um die Hälfte weniger als beim Militär. Dieses große Mißverhältniß erklärt sich jedoch durch die Thatsache, daß der Soldat auch wegen unbedeutender Krankheiten in das Spital geschickt wird, während der Civilist bei solchen noch seine gewöhnlichen Arbeiten fortsetzt. Einen Beweis hierzu gibt die Sterblichkeit in den Schiffswerften, welche dort 1:27 ist, während das Verhältniß in dem kranken Militär 1:66, also fast dreimal günstiger ist. Von den 44,464 Soldaten, welche in die Spitäler aufgenommen wurden, hatten 26,314 nur unbedeutende Krankheiten.

Die Sterblichkeit der Soldaten verglichen mit der im Civile ist gewiß sehr groß, und übertrifft die letztere um ein Drittel. Vergleichen wir jedoch die jährliche Sterblichkeit von Personen zwischen 20—30 Jahren, welche in Städten leben, so

finden wir das Verhältniß 16:1000. Dies unterstützt die Meinung des Majors Tulloch, daß die große Sterblichkeit unter den Soldaten nicht so sehr von den Beschwerlichkeiten ihres Standes, als vielmehr von ihrem Aufenthalte in dicht bewohnten Distrikten abhängig sei. Vielleicht würde eine größere Aufmerksamkeit auf die Lage und Geräumigkeit der Kasernen beitragen zur Verminderung der Sterblichkeit unter Menschen, welche für Muster der Stärke und Kraft gelten. Der Selbstmord zeigt sich unter den Dragonern und Dragoner-Garden häufiger als in jedem anderen Regimente, welche Thatsache Major Tulloch dadurch erklärt, daß in diesen Regimentern viele Männer dienen, welche früher eine höhere Stellung im Leben einnahmen und nur durch Verschwendung u. s. w. dahin gebracht wurden, als Soldaten zu dienen. Die Selbstmordfälle machten im Ganzen $\frac{1}{20}$ der Mortalität aus. Im Civile war das Verhältniß 1:110. In Frankreich kommt 1 Selbstmord auf 18,000 Einwohner, in Preußen 1 auf 14,404, in Oesterreich 1 auf 20,900, in Rußland 1 auf 49,182, im Staate von Neu-York 1 auf 7797, während unter den obenbenannten Truppen-Abtheilungen 1 auf 1274 kommt!

Ein sehr unerwartetes Resultat zeigten die ämtlichen Dokumente in Bezug auf die Sterblichkeit unter der Garde-Infanterie. Dieselbe zählt vom Jahre 1880 bis 1886 34,538 Mann, wovon im Ganzen 745 starben, also im Durchschnitte jedes Jahr 103 von 4764 Mann. Das jährliche Mortalitätsverhältniß war also 21.6 von 1000, also beinahe die Hälfte größer, als in den oben angeführten Cavalerie-Regimentern.

Diese Zunahme der Sterblichkeit kann nicht auf das Klima von London geschoben werden; denn die durchschnittliche Sterblichkeit unter der Civilbevölkerung in einem Alter zwischen 20—40 Jahren ist unter 15 von 1000, und die der Arbeiter der ostindischen Compagnie bloß $12\frac{1}{2}$ für 1000 Menschen desselben Alters. In der Londoner Polizei ist das Verhältniß unter 9 von 1000; jedoch viele dieser Soldaten geben ihren Dienst auf, sobald sie sehen, daß er ihre Gesundheit angreift, so daß sich also bei ihnen kein sicheres comparatives Resultat ergeben kann.

Die Mortalität der Hofstaat-Cavalerie in London ist 14.5, also um die Hälfte geringer als die der Garde-Infanterie.

Die Beschwerden des Nachdienstes der Garde-Infanterie, obwohl sie die der Hofstaat-Cavalerie übertreffen, sind nicht größer als jene der Linientruppen in anderen, eben so ungesunden Städten des vereinigten Königreiches, wobei man bedenken muß, daß Letztere aus Menschen bestehen, von denen viele früher den höchst ungesunden Dienst in den Kolonien mitgemacht haben. Dieses Uebermaß von Sterblichkeit unter der Garde-Infanterie scheint seinen Grund gänzlich in dem Vorherrschen von Lungenkrankheiten zu haben, wie folgende Vergleichen beweisend. Nach den Mortalitäts-Tabellen sind unter 1000 Sterbefällen in der Civilbevölkerung London's ungefähr 350 Folge von Lungenkrankheiten; unter der Hofstaat-Cavalerie London's starben von 1000 Mann 8.1 an denselben Krankheiten; unter den Garderegimentern 7.7, unter der Garde-Infanterie jedoch 14.1. In Bezug auf andere Krankheiten ist die Sterblichkeit in allen Truppenabtheilungen beinahe dieselbe.

Die Verfasser der Berichte suchen den Grund dieser merkwürdigen Thatsache nicht in dem Aufenthalte in London, sondern in moralischen und physi-

schen Bedingungen, welche auf diese Truppengattung mehr als auf andere einwirken sollen. Welcher Art diese Bedingungen sind, erfahren wir jedoch von den Berichterstattern nicht. Die Wellington-Kaserne ist vielleicht nicht so gesund gelegen, als die von Knightsbridge. Man hat jedoch seit einiger Zeit Lesezimmer in einigen Garde-Infanterie-Regimentern errichtet, auf welche sich eine große Menge der Soldaten subscribirte. Dies, so wie die Leichtigkeit, sich in den Kasernenhöfen zu unterhalten, muß wesentlich dazu beitragen, die Summe jener Einflüsse zu vermindern, welche nachtheilig auf die Moral dieser tapferen und herrlichen Soldaten einwirken.

Es scheint auch, daß der Invalidenstand in der Garde-Infanterie den der Cavalerie-Regimenter beinahe um die Hälfte übertrifft; ja die Totalmenge der als dienstunfähig entlassenen Individuen aus der Garde-Infanterie ist beinahe doppelt so groß, als jene aus den Linien-Regimentern, ob diese nun gesund oder ungesund dislocirt sind. So wurden in Jamaica jährlich von 1000 16, im Kommando von Windward und Leeward 24, in Malta 20, in den Stationen von Nord-Amerika 19, in der Garde-Infanterie 36 mit Abschied entlassen.

Die Daten über die Mortalität unter den Soldaten, welche im vereinigten Königreiche dienen, zeigen, daß die ältesten am heftigsten von Krankheiten ergriffen werden. Unter 18 Jahren sterben jährlich 4 von 1000; von 18—25 Jahren 13,9 von 1000; von 25—33 Jahren 14; von 33—40 Jahren 17,3; von mehr als 40 Jahren jedoch betrug die jährliche Sterblichkeit 26,7 von 1000. Im Civilleben steigt die Sterblichkeit beinahe in demselben Verhältnisse. In der Garde-Infanterie ist die Mortalität zwischen 18 und 33 Jahren beinahe doppelt so groß, als die in der Cavalerie, und übertrifft also die unter der Londoner Polizei, oder unter den Arbeitern der ostindischen Compagnie bei weitem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mineralquelle zu Unterselters.

I.

Lage und Vertlichkeit der Quelle, Verbreitung = Sphäre ihres Wassers. Die Quelle von Niederselters, unstreitig der erste und bekannteste Mineralbrunnen Europa's, dessen Ruf sich über beide Hemisphären erstreckt, entspringt in dem freundlichen, von dem lebendigen Emsbach durchschängelten Thale, welches sich vom Dorfe Niederselters *) nach dem alten Städtchen Camberg hinaufzieht.

Die Landschaft, die den Brunnen zunächst umgibt, trägt einen ruhigen und friedlichen Charakter. Sanfte Anhöhen mit fruchtbaren Feldern und baumreichen Obstplantagen umschließen ihn von allen Seiten und in dem weiten

*) Dieses Dorf nebst dem nur wenig davon entfernten Mineralbrunnen gehörte vormals zu den Besitzungen der Kurfürsten von Trier. Im Jahre 1803 kamen beide an das Haus Nassau und gehören jetzt zu dem herzoglichen Amte Idstein. Niederselters zählt gegenwärtig eine Bevölkerung von 1200 Seelen. Das benachbarte Oberselters, Selters an der Lahn im Amte Weilburg und der Amtsort Selters, welche ebenfalls im Herzogthume Nassau liegen, dürfen nicht damit verwechselt werden.

Halbkreise, den das Auge überblickt, wechseln in anmuthigen Gruppierungen, Höhen und Vertiefungen, Thalgründe und Getreidefelder auf das Reizendste mit einander ab.

Von einem günstigen Standpunkte aus entdeckt man hinter freundlichen Baumgruppen schöne Dörfer, bald am Abhange der Hügel, bald auf den Anhöhen, die den Horizont begrenzen.

Schon in einiger Entfernung kündigen die um den Brunnen gelegenen zahlreichen Gebäude von mancherlei Form, die nur bestimmten Zwecken entsprechen, das Bedeutsame der Anstalt an. Sie enthalten die Geschäftszimmer des herzoglichen Brunnen-Comptoirs, die Wohnungen für die höheren Beamten und ihre Familien, die Magazine, die Arbeitsäle und Hallen *cc.* Etwas entfernter liegt die Kaserne für das zur Erhaltung der Ordnung und zur Sicherheit des Etablissements dort aufgestellte Militär-Kommando.

Der Brunnen von Selters wird alljährlich vielfach besucht. Bald sind es Aerzte und Naturforscher, die der Quelle in wissenschaftlicher Beziehung ihre Aufmerksamkeit widmen, bald sind es Dankbare, welche ihr nahen, die durch des Wassers Heilkräfte von schweren Leiden sich befreit fühlen, bald Andere, die nur allein von dem weit verbreiteten Rufe der Quelle angezogen werden.

Der erste Eindruck bei dem Eintritt in die Brunnen-Anstalt ist in der That überraschend. Es ist eine Scenerie ganz eigener Art, die sich unter regem Gewühl nach allen Seiten hin entfaltet, das von einem fast ununterbrochenen Klingen der in der Behandlung an einander anstoßenden Krüge begleitet ist.

Erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wird der Selterser Quelle jene Anerkennung und Würdigung zu Theil, die sie durch ihre Heilkräfte so reichlich verdient.

In diesem nicht volle 150 Jahre umfassenden Zeitraum hat sich der Ruhm der Selterser Quelle über die entferntesten Länder verbreitet.

Aus dem engen Kreise der nachbarschaftlichen Umgebungen sind die steinernen Krüge von Niederselters während dieses Zeitabschnitts in eine Verbreitungssphäre eingeführt worden, wie sich ihrer keine andere Mineralquelle rühmen darf. Wohin auch der Europäer seine Wanderungen und seine Ansiedelungen ausgedehnt hat, überall folgten ihm die Krüge von Selters, und es spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie in den nächsten Decennien mit den Fortschritten der europäischen Colonisation eine noch größere Verbreitungssphäre gewinnen werden. An den Ufern des Ganges und des Indus, auf der andern Seite des Erdballs, ist das Selterser Wasser das köstlichste Erfrischungsmittel unter den glühenden Strahlen der Tropensonne; die Ansiedler auf den Inseln des indischen Archipels begrüßen daselbe als eine der herrlichsten Gaben, die Europa ihnen zusendet. Seit Kurzem hat es mit der rheinischen Weinrebe nach den östlichen Zonen der Erde seine weiteste Verbreitungssphäre gewonnen, denn es ist unter den Kolonisten von Adelsaide und Sidney kein Fremdling mehr. Auch nach den südlichen Theilen von Australien führt das Rauffahrtsschiff jetzt das Wasser, das dem Sprudel der Selterser Quelle entsköpft ist, und selbst auf den Eilanden von Kangaroo und Tasmanie haben sich die steinernen Krüge von Selters eingebürgert. In bedeutender Menge wandert es nach Süd-Amerika, wie auch nach den nördlichen Unionsstaaten. In Lima und Valparaiso, in St. Jago und Rio de Janeiro kann man

sich eben so gut wie in Baltimore, Philadelphia und New-York den erfrischenden Labetrunk aus der Quelle von Niederselters verschaffen. Die besten Zeugnisse vereinigen sich dafür, daß nach so lange dauernden Wanderungen das Wasser von Selters nirgends jenen angenehmen und erquickenden Reiz verliert, durch den es in seiner Heimath schon so vortheilhaft ausgezeichnet ist. An den entferntesten Punkten seiner Versendung, gleichviel ob es nördliche oder südliche Zonen durchwandert, bleiben ihm dieselben eigenthümlichen Vorzüge, die es an der Quelle besitzt. In größerem und bedeutenderem Umfange ist das Selterser Wasser in den meisten europäischen Ländern ein gesuchter Gegenstand der Consumtion. In den volkreicheren Städten am mittelländischen Meere ist es eben so bekannt und beliebt, wie in London, Paris und Wien, und dem europäischen Norden wird dasselbe gleichfalls in sehr beträchtlichen Quantitäten zugeführt. Eine Reihe von Thatsachen scheint darauf hinzuweisen, daß der Wetteifer, den Industrie und Chemie zur Darstellung künstlicher Sauerwasser, so weit die Aufgabe zu lösen war, in der neueren Zeit aufgeboten haben, nur dazu beigetragen hat, die Nachfrage nach dem echten Selterser Wasser von Jahr zu Jahr zu steigern, und die übertriebenen Anpreisungen sowohl dieser künstlich zusammengesetzten, als anderer geringhaltiger Mineralwasser haben zu dieser Erscheinung das Ihrige mitbeigetragen.

Für den Absatz des Wassers ist die Lage des Brunnens überaus vortheilhaft. Nur wenige Stunden entfernt fließt die schiffbare Lahn, auf der von Limburg an schon bedeutende Lasten nach dem Rhein gefördert werden können; dadurch ist eine sehr bequeme und wohlfeile Straße nach den entferntesten Gegenden eröffnet. Für den Landtransport sind dem Fuhrmann die schönsten Chaussees geboten, die dicht an der Brunnen-Anstalt selbst vorüberziehen. — In dieser Weise steht das Brunnen-Etablissement, mittelst der großen Wasserstraßen auf dem Main und Rhein mit den benachbarten Handelsstädten von Frankfurt, Mainz, Coblenz und Köln in leichter Verbindung.

Die Entfernung von Frankfurt beträgt eif Stunden und die von Mainz nur neun. In drei Stunden erreicht man das gewerthätige Limburg an der Lahn, in vier das freundliche Diez und in sieben das als Kurort vielbesuchte Wiesbaden.

Mit dem Debit des Selterser Wassers steht der Verbrauch an Krügen, an Pfropfen, Pech, Fellen und Bindfaden im Verhältniß, und das Treiben der Fuhrleute, welche jene Erfordernisse bringen, oder Mineralwasser abholen, belebt die ganze Gegend, besonders zur Frühjahrszeit, wenn die Hauptversendungen geschehen

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miotz'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonnirt man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 78. Montag, den 28. September 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Verhandlungen in der medizinischen Akademie zu Paris über Orfila's neu entdeckte Methode bei Arsenikvergiftungen. — Statistik der Sterblichkeit in England. — Die Mineralquelle zu Unterfelfers. — Correspondenz-Nachricht. — Blüten aus dem Paracelsus.

Verhandlungen in der medizinischen Akademie zu Paris über Orfila's neuentdeckte Methode bei Arsenikvergiftungen.

In der Sitzung der Akademie der Medizin zu Paris vom 4. August d. J. liest Herr Orfila eine Abhandlung über mehrere durch Arsenik herbeigeführte und durch die Tribunale des Königreiches schon verurtheilte Vergiftungsfälle. Es sind nämlich in letzterer Zeit in Frankreich vier Vergiftungsanklagen bei dem Tribunale der Vendée, der Côte-d'Or, des Larn und der Dordogne vorgekommen, und die oben genannten Tribunale hatten hierüber ihr Urtheil abgegeben. Da Orfila bei allen diesen Verhandlungen die Verpflichtung hat, die gerichtlich medizinischen Untersuchungen zu leiten und die Gegenwart des Arsens zu constatiren, so ergab sich ihm ein Widerspruch bei diesen nicht hinreichend genau aus einander gesezten Debatten, so daß er eine neue diesfällige Untersuchung anzustellen für gut fand. Die erste dieser Verhandlungen kam in der Vendée im Jahre 1828 vor, und betraf eine junge Frau, welche die öffentliche Meinung anklagte, ihren plötzlich und mit verdächtigen Symptomen verstorbenen Mann vergiftet zu haben. Sieben und zwanzig Tage nach dem Tode ward die Leichenuntersuchung erst vorgenommen, und die mit derselben beauftragten Aerzte hielten sich für berechtigt, die Wahrscheinlichkeit zu constatiren, daß der Tod durch Vergiftung herbeigeführt worden sei, obwohl die in dem Darmkanale vorgefundenen und einer chemischen Untersuchung unterworfenen Stoffe keine Spur von Arsenik

zeigten. Drei Monate nach dieser Ausgrabung wurde Herr Orfila von der Behörde beauftragt, mit den Ueberresten der Leiche die zur etwaigen Entdeckung des Arseniks erforderlichen Untersuchungen vorzunehmen. Nachdem er in einem ganz neuen Kessel durch sechs Stunden in destillirtem Wasser alle Leichenreste kochen ließ, und das Decoct dem Apparat von Marsh unterwarf, so fand er keine Spur von Arsenik, und gab auch sein Gutachten dahin, daß die von den Aerzten aus den Zerstörungen der Schleimhaut des Mundes und des Darmkanals, und aus der großen Anzahl brauner, sogenannter Drüsenhaufen (plaques) gemachten Schlüsse keineswegs gegründet seien, weil sie auch Folge anderer Krankheiten sein können. Die angeklagte Frau ward für unschuldig erklärt. Die zweite Verhandlung kam vor in der Goldküste (Cote d'Or), und diese machte am meisten Aufsehen. Ein gewisser Louis Mercier, verheirathet mit Marie Chambellan, hatte einen blödsinnigen Bruder, Nicolaus, welcher seiner Frau sehr mißfiel. Nicolaus starb plötzlich am 22. December 1839 fast geheim (presque en secret) und mit Symptomen, welche die Aufmerksamkeit der Justizbehörde zu erregen geeignet waren. Sein Bruder Louis ward verhaftet. Vierzehn Tage nach dem Tode wurde die gerichtliche Leichenbeschau vorgenommen, und man fand zwar mehrere Zerstörungen auf der Schleimhaut des Mundes und des ganzen Darmkanals, ohne daß jedoch die im Magen und in den Eingeweiden enthaltenen Stoffe, Spuren von Arsenik enthielten. Die Herren Orfila, Devergil, Dillivier d'Angers, welche man um ihr Gutachten über eine etwa durch Arsenik Statt gefundene Vergiftung fragte, gaben eine verneinende Antwort, und fügten hinzu, daß Orfila so eben ein neues Mittel entdeckt habe, um, wenn auch vom Arsenik im Magen nichts vorhanden ist, in den übrigen Leichenresten des Vergifteten Arsenik zu entdecken. Die Behörde schickte daher diese Reste nach Paris. Die Fäulniß war schon so vorgerückt, daß die Organe kaum zu erkennen waren. Sie wurden in destillirtem Wasser durch sechs Stunden, und zwar die äußern Glieder von den innern Organen abgetrennt, und jedes für sich gekocht. Beide Abkochungen ergaben in dem Apparate von Marsh Spuren von Arsenik. Eben so wurde die aus der Leiche während der Reise ausgeflossene Flüssigkeit gesammelt, und bei der mit ihr vorgenommenen Untersuchung als arsenikhaltig befunden. Um jeden Irrthum zu vermeiden, unterwarf man denselben chemischen Operationen die Leiche eines Irresinnigen, welcher zu Bicêtre gleichzeitig mit der des Nicolaus Mercier begraben wurde, und man fand keine Spur von Arsenik. Auch die Erdart, die man vom Leichenhose, auf welchem Nicolaus Mercier begraben wurde, an verschiedenen Stellen nahm, gab keine Spur von

Arsenik *), aber eine kleine Menge Erde, welche man aus der Umgebung des Grabes von Nicolaus genommen, gab eine kleine Arsenikspur. Aus diesen Thatfachen schloßen die Herren Orfila und Oliviers, daß Nicolaus Mercier durch Arsenik vergiftet worden sei, und Herr Devergies trat dieser Ansicht bei. Obwohl Herr Raspail in seiner Vertheidigung bei den im November 1839 begonnenen Debatten die Behauptung Orfila's bekämpfte, so konnte er dennoch keine chemischen Beweise zu Gunsten des angeklagten Mercier anführen, so daß dieser als schuldig verurtheilt wurde.

Die dritte Verhandlung betraf eine fast ähnliche Vergiftung, deren bei dem Tribunale von Tarn ein gewisser Bigeal angeklagt wurde, und zwar, daß er seine Frau vergiftet habe. Acht Tage nach dem Tode wurde der Leichnam ausgegraben. Die chemische Untersuchung der im Magen enthaltenen Stoffe gaben keine Spur von Arsenik; Orfila jedoch unterwarf den ganzen Leichnam der oben erwähnten Operation, welche Arsenikspuren entdeckte, und zur Verurtheilung des Bigeal führte.

Die vor dem Tribunal von Dordogne vorgekommene Verhandlung ergab unter fast ähnlichen Umständen ein ähnliches Resultat. Herr Orfila endete diesen seinen Vortrag, den wir auszugsweise mitgetheilt, mit folgender Schlußrede: „Aus dem so eben Gesagten,“ sprach er, „ergibt sich, daß in den drei mitgetheilten Fällen die Vergiftung durch Arsenik nur dadurch ausgemittelt wurde, daß man nicht bloß im Magen, sondern in den verschiedensten Körpertheilen und mit Hilfe eines neuen chemischen Verfahrens den aus dem Magen in den übrigen Körper eingefogenen Arsenik aufzusuchen sich bemühte; zweitens, daß diese drei Verbrechen vor der Veröffentlichung meiner Arbeit wahrscheinlich unbestraft geblieben wären; denn gewiß wären die Kunstverständigen, die man mit der Untersuchung des Corpus delicti beauftragt hätte, nicht zur Entdeckung desselben gelangt, indem sie den Verdauungskanal nur nach der gewöhnlichen, bis zum Jahre 1839 noch unbekanntem Methode untersucht hätten. Drittens bietet die bei dem Assisenhof von Dordogne vorgekommene Verhandlung einen neuen und mächtigen Beweis von der Genauigkeit meines Verfahrens, denn ohne zu wissen, wie sich die Umstände während der Krankheit des Verstorbenen verhielten, hatte ich in meinem, ein Jahr nach dem Tode des Vergifteten abgestatteten Berichte gesagt, daß wir Arsenik aus dem Herzen, aus dem Gefäßnetze u. s. w. erhalten

*) Es hatte sich nämlich durch Orfila's frühere Untersuchungen ergeben, daß, wenn in gewissen Erdarten Leichen durch längere Zeit begraben liegen, dieselben Spuren von Arsenik geben können, ohne daß eine Vergiftung Statt finden mußte.

haben, daß ferner dieser Mensch an einem Arsenikpräparat gestorben sei, daß er wahrscheinlich das Gift auf mehrere Male verschluckt habe, daß man es ihm endlich wenige Tage vor dem Tode beigebracht haben mußte — Thatsachen, welche dann später sich durch das Geständniß der Angeklagten und durch das Zeugniß mehrerer Personen bestätigt haben.“

Herr Drfila endet seinen Vortrag mit einigen Betrachtungen über die Mittel, welcher die Vertheidiger der Angeklagten sich in dem wissenschaftlichen Theile ihrer Vertheidigungsreden bedienten. „Ueberall,“ sagt Herr Drfila, „haben die Advokaten nach Zuziehung von Kunstverständigen meine Berichte bekämpft, in der Ueberzeugung, daß es höchst wichtig sei, einen Corpus delicti zu bestreiten, und dadurch Zweifel in das Gemüth der geschworenen Richter zu werfen. „Die Untersuchungs-Methode des Herrn Drfila,“ sagten sie, „ist neu, und dürfe nicht angewendet werden, bevor sie von der Erfahrung nicht hinreichend sanctionirt ist;“ als wenn seit achtzehn Monaten diese meine Entdeckung nicht in Frankreich, England, Deutschland u. a. D. als wahr und genau anerkannt worden wäre; übrigens glaube ich, besteht das wahre Mittel, eine Methode nicht von frischem Datum her zu nennen, darin, dieselbe praktisch einzuführen. „Die Menschen sind dem Irrthum unterworfen,“ fügten die Advokaten hinzu, „und Herr Drfila ist nicht unfehlbarer, als irgend ein Anderer,“ daher lasen sie Stellen aus meinen Werken vor, und zwar in der Absicht, um mich mehrerer Widersprüche zu zeihen. Diese angeführten Stellen waren meistens verstümmelt und so zugestugt, daß sie der Vertheidigung günstig schienen.

„Immer habe ich solche Insinuationen mit kaltem Blute angehört, und nie haben mich falsch begründete Angriffe in Harnisch gebracht. Stets bereit, allen Einwürfen zu antworten, ist meine Aufgabe eine rein wissenschaftliche, welche nur die Wahrheit zum Ziele hat.“

Statistik der Sterblichkeit in England.

(Fortsetzung.)

Die Berichterstatter gelangten in Bezug auf den Einfluß der Jahreszeiten zu einem Schlusse, der uns unerklärlich scheint. Sie finden nämlich, daß die herbstlichen Exercitien-Monate in allen Breiten nördlich von der Linie einen besonders verderblichen Einfluß auf die Gesundheit der Truppen ausüben, während dem doch diese Monate beim Cioile mit Recht unter die gesündesten gerechnet werden. Sie gelangten zu diesem Resultate durch eine Vergleichung der Sterblichkeit unter den französischen Truppen mit der unter den englischen, wodurch diese Thatsache noch merkwürdiger wird.

Die Stationen im mittelländischen Meere bilden 3 Militär-Commando's, nämlich die von Sibrattar, Malta und den Jonischen Inseln. Den

Felsen von Gibraltar, welcher 4700 Fuß lang, 1600 breit und 1439 hoch ist, unterbrechen häufige tiefe Gräben, die, obwohl sie im Winter mit Wasser gefüllt sind, dennoch im Sommer stets trocken bleiben. Gegen Süden befinden sich mehrere sehr weitläufige Teiche, welche beinahe 2 Millionen Gallonen Wasser zum Bedarfe der Garnison halten; Sümpfe befinden sich in der Gegend nicht. Nebel sind häufig, obwohl der Sommer trocken und schwül ist. Der über das mittelländische Meer streichende Ostwind ist mit Feuchtigkeit überladen und bringt die ungesunde Zeit mit sich, welche vom Juli bis November dauert. So lange dieser Wind herrscht, werden die Wunden bössartig, die fieberhaften Krankheiten erscheinen, und viele Reconvaleszenten werden wieder krank und sterben. Die Westwinde hingegen sind rein, trocken, erfrischend, und haben glücklicherweise freien Zutritt zu der Stadt. Gegen Ende Septembers stellt sich heftiger Regen ein, welcher in mäßigen Unterbrechungen bis Mai dauert. Ihm folgt eine solche Trockenheit, daß alle Vegetation ohne künstliche Bewässerung untergehen müßte. Im Herbst fällt schwerer Thau und es zeigen sich beständig dichte Nebel.

Malta ist nicht gebirgig, jedoch felsig, und es erhebt sich 1200 Fuß über die Meeresfläche. Seine Oberfläche ist dürre, steinig, und bildet eine schiefe Ebene, welche von Südwest sich gegen Nordost in den Ocean senkt. Es hat weder Seen noch Flüsse, sondern bloß zwei Sümpfe in der Nähe der Bay von St. Paul. Gozo, eine kleine Insel, welche durch eine schmale Meerenge von Malta getrennt wird, ist hügelig und fruchtbar, hat jedoch übrigens denselben geologischen Charakter wie Malta.

Die Temperatur von Malta ist im Sommer beinahe die der Tropenländer. Der felsige Boden absorbirt die Sonnenstrahlen, und gibt sie des Nachts wieder von sich, wodurch ein Gefühl von außerordentlicher Mattigkeit unter den Einwohnern entsteht. Vom December bis Februar fällt der Regen in Strömen, so daß die Luft bis in den März sehr feucht bleibt, worauf es durch 5 Monate kaum einmal regnet und der Himmel heiter ist. In den Herbstmonaten ist der Sirocco oder Südostwind der vorherrschende und ohne Zweifel die Quelle vielfältigen Leidens. Uebrigens gelten sowohl Gibraltar als Malta für gesunde Plätze, von denen Lungenfüchtige sich viele Erleichterung ihrer Beschwerden versprechen, obwohl die vorliegenden Berichte gerade das Gegentheil beweisen. Ferner sind entzündliche Krankheiten der Lungen auf den Inseln des mittelländischen Meeres noch einmal so häufig als in England, und besonders in Malta doppelt tödtlich.

In Bezug auf andere Krankheiten ergibt sich aus unseren Dokumenten, daß in Gibraltar Jedermann einmal des Jahres unter ärztliche Behandlung kommt. Todtenfälle durch Fieber sind um die Hälfte, und Ausnahmen von Kranken um das Doppelte häufiger als in England. Die meisten Verheerungen richtet das gelbe Fieber an. Lungenkrankheiten sind unbedeutend seltener als in England; jedoch Katarre, trotz der Nebel und Feuchtigkeit, weniger herrschend; und obwohl Lungenentzündungen häufiger vorkommen, so sind sie doch weit milder als in England, wo sie eine viel größere Sterblichkeit verursachen.

In Malta sind die Krankenfälle häufiger als in Gibraltar, jedoch die Sterblichkeit geringer. Fieber sind auch hier die Hauptsache und sie verursachen

in den verschiedenen Stationen dieser kleinen Insel eine verschiedene Sterblichkeit. Zu Valette werden jährlich von 1000 Mann 182 krank, wovon 1.4 sterben; zu Cottonera 178 mit einer Sterblichkeit von 3.5, während zu Floriana von 217 Kranken 4 starben. Ein Beweis, daß es nicht der allgemeine Einfluß der Hitze, Feuchtigkeit, Electricität allein sei, welcher die Fieber bedinge, sondern daß deren Entstehen auch durch gewisse Localverhältnisse bedungen werde. In Malta, so wie in den Ionischen und Westindischen Inseln macht der Zwischenraum einiger Meilen oft die Sterblichkeit 4—10mal größer, worauf bei der Truppen-Cantonirung fleißig Rücksicht genommen werden sollte. Trotz der gleichmäßigen Temperatur sind die Lungenkrankheiten in Malta bedeutend tödtlicher als in Gibraltar. An Eingeweidekrankheiten sterben jährlich 3.6 von 1000 Gemeinen, während die Offiziere, welche hinlängliche und frische Nahrung haben, bei weitem seltener von denselben befallen werden. Dies gilt besonders von der Ruhr, welche unter den eingeborenen maltheisischen Truppen eine nur halb so große Sterblichkeit als unter den dortigen englischen Truppen verursacht; allein erstere nähren sich von Reis, frischen Vegetabilien und Fischen, letztere jedoch hauptsächlich von Pöckelfleisch und nur wenigen Pflanzenspeisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mineralquelle zu Unterselters.

(Fortsetzung.)

II.

Chemisch-physikalische Eigenschaften der Quelle. Unter lautem Brausen strömt die Quelle ihren Wasserreichtum in den geräumigen Brunnen schacht. Es sind zwölf Pariser Fuß von dem Wasserspiegel bis auf die Sohle und doch sieht man bei dieser ansehnlichen Tiefe ganz deutlich die zahllosen Gasblasen, wie silberne Perlen, sich rasch vom Boden heraufdrängen, gleich als würden sie von unsichtbarer Hand spielend emporgeschleubert.

Regelmäßig wird der Brunnen dreimal in jedem Jahre gereinigt und dabei das Wasserquantum gemessen. Nach vieljährigen Beobachtungen liefert die Quelle durchschnittlich in jeder Minute zwanzig Maß Wasser, also für das ganze Jahr die ungeheure Menge von 10,512,000 Maß.

Das aus dem natürlichen Schachte hervortretende Wasser ist hell und klar, wie Bergkry stall. Durch seinen großen Reichthum an Kohlen säure, die beinahe $\frac{5}{4}$ seines Umfanges beträgt, fällt es mit einem überaus angenehmen, prickelnden, säuerlichen und zugleich etwas laugenhaften Geschmack auf die Zunge, und wirkt erfrischend und belebend auf den ganzen Organismus. Beim Einschenken in das Glas bemerkt man, wie bei der Quelle im Großen, zahllose hellglänzende Perlen von allen Seiten rasch emporsteigen, die dann an der Oberfläche verschwinden. Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, daß das kohlen saure Gas die Erscheinung in beiden Fällen veranlaßt. Hat das Wasser nur kurze Zeit im Glase gestanden, dann schmeckt man durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft ganz deutlich das kohlen saure Natron, das ein wesentlicher Bestandtheil ist.

Die Temperatur des Wassers schwankt nach den seitherigen Beobachtungen zwischen $+13^{\circ} 33$ und $15^{\circ} 11$ R., oder zwischen 62 und 66° des Thermometers

nach Fahrenheit. Professor Bischof zu Bonn, der vor wenigen Jahren an Ort und Stelle seine Untersuchungen anstellte, fand sie am 23. April Abends 10 Uhr bei einer Luftwärme von $+ 8^{\circ} 05$ zu $+ 12^{\circ} 5$ R.

Unmittelbar der Quelle entsköpft, enthält das Wasser geringe Spuren von Eisen und Mangan. Das erstere wird indessen bald im Gefäße niedergeschlagen und zwar durch den Sauerstoff der atmosphärischen Luft, die dem Wasser beige-mischt ist, und daß das Eisenorydul auf diesem Wege vollständig oxydirt werde, hat die chemische Analyse mit überzeugender Klarheit nachgewiesen, indem die Reagentien in dem versendeten Wasser niemals eine Spur von Eisen aufzufinden vermochten.

Die von Prof. Kastner jüngst gemachte Analyse ergab: a) an Gasarten: Kohlensäure, sogenannte freie und halbgebundene 30,0100 Cubikzoll, Stickgas 0,0285 Ebfz., Sauerstoffgas 0,0048 Ebfz.; b) an festen Bestandtheilen: Kohlensaures Natron 6,15750 Gran; Kohlensaures Lithion 0,00032 Gr., Kohlensauren Strontian 0,00768 Gr., Kohlensauren Kalk 1,85730 Gr., Kohlensaure Magnesia 1,68750 Gr., Kohlensaures Eisenorydul 0,07850 Gr., Kohlensaures Manganoryd 0,00230 Gr., Schwefelsaures Natron 0,26150 Gr., Phosphorsaures Natron 0,27750 Gr., Phosphorsaures Lithion 0,00010 Gr., Phosphorsauren Kalk 0,00035 Gr., Phosphorsaure Thonerde 0,00015 Gr., Kieselerde 0,25000 Gr., Fluor-Calcium 0,00160 Gr., Chlor-Natrium 17,22855 Gr., Chlor-Kalium 0,28900 Gr., Brom-Natrium 0,00015 Gr. Zusammen: 28,10000 Gran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Constantinopel, Ende August.

Ich schrieb Ihnen, daß ich für diesen Sommer eine Pestepidemie fürchte. Wir hatten wohl keine Pest, aber der Genius morbi war so eigenthümlich, daß ich Ihnen einige Notizen darüber zu geben mich nicht enthalten kann. Im Juni Wechselfieber hartnäckig, dem Chinin widerstehend: pernicios. Im Juli Ruhren und Typhus, in der letzten Hälfte des Juli und ganzen August eine förmliche Carbunkel-Epidemie, mit Fieber und Erbrechen. Der Anthrax war gutartig und heilte in den meisten Fällen. Symptomatische Anschwellungen im Leisten und Achseldrüsen nicht selten. In den letzten Tagen des August cholera sporadica mit charakteristischen Symptomen. Ich selbst habe deren mehrere behandelt. Ich kann nicht umhin, meine Meinung dahin auszusprechen, daß wir diesen Sommer in Constantinopel eine förmliche Pestconstitution hatten, und daß nur ein wirksames Contagium von außenher fehlte, um diesen Funken zur Flamme anzufachen. Ich bin subjectiv überzeugt, daß wir dieses Jahr der Quarantaine das Nichterscheinen der Pest verdanken, und müssen um so eher den Nutzen dieser Anstalt anerkennen, da die Pest dieses Jahr in Egypten ziemlich heftig ausbrach und die Kommunikation vielleicht in keinem Jahre lebhafter war. So viel ist gewiß, daß wenn Fehlimed Pascha an der Spitze der Quarantainen bleibt, die türkischen Quarantainen einen Grad der Vollkommenheit erreichen werden, der es den europäischen Mächten möglich macht, sie zu berücksichtigen, und in der Sperre gegen die Türken eine gemäßigte Milderung eintreten zu lassen. Leider geben die Europäer,

vorzüglich Engländer, den sich der Quarantaine willig fügenden Türken ein schlechtes Beispiel. So wurde gestern eine englische Fregatte, die mit wichtigen Depeschen aus Egypten kam, von dem Quarantaine-Vorposten aufgefordert, in die Quarantaine zu gehen. Anstatt dieser Aufforderung Folge zu leisten, ging sie direct nach *Therapia* und gab die Depesche ab. Diese Gewaltthat hat hier ungemein Indignation erregt und wir können uns Glück wünschen, daß die Pest in Egypten aufgehört hat.

— r.

Blüten aus dem Paracelsus.

(Fortsetzung von Nr. 66.)

— Die erste Säule der Medizin ist Philosophie, denn nur aus der Natur der großen Welt und dem Zusammenhange derselben mit dem Mikrokosmos wird der Mensch erkannt, und was ist die Philosophie anders, als die umsichtige Natur? was ist die Natur anders, als Philosophie? Die zweite Säule der Medizin ist Astronomie, denn sie ist der obere Theil der Philosophie, und die Kenntniß des oberen Firmamentes (*Meteorica*) allein ist es, welche uns das im Menschen entsprechende innere Firmament kennen lehrt, und uns zeigt, wie jenes auf dieses seine ununterbrochenen Einwirkungen äußert, wodurch unsere Krankheiten erzeugt werden. — Die dritte Säule der Medizin ist Alchymie, denn die Bereitung der Arzneien kann ohne sie nicht geschehen, weil die Natur ohne Kunst nicht gebraucht werden kann. Daher ist es die Alchymie, welche das, was aus der Natur wächst, zum Nutzen des Menschen und dahin bringt, wohin es von der Natur verordnet ist. Die Arzneien sind zwar von Gott geschaffen, aber nicht bis zu dem wirklichen Gebrauche vollendet. Erst die Kunst bringt sie zum Genusse, und die Alchymie macht sie zu Fleisch und Blut. — Philosophie, Astronomie und Medizin sind nicht drei Künste, sondern eine. Einen Mann geben sie, nicht drei, darum, der zu Einem steht allein, der ist leer und närrisch.

— Ein Arzt ist der, der da öffnet die Wunderwerke Gottes männiglich. — Denn was ist im Meer, das dem Arzt soll verborgen sein? Nichts! Er soll's hervorbringen! Und nicht allein im Meer — in der Erden, in der Luft, im Firmament! — So nun aus der Natur der Arzt wachsen soll, was ist die Natur anders, denn die Philosophie? Was ist die Philosophie anders denn die umsichtige Natur? — Also ist allein die Philosophie eine Mutter des Arztes, und eine Auslegerin aller Glieder des Menschen, eine Auslegerin aller seiner Krankheiten, denn da liegt der Grund.

(Wird fortgesetzt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der *Migott'schen* Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonniert man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei S. P. Collinger.